Stanford University Libraries
3 6105 210 905 522

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

261 Seiten

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gem. v. Graff. Gedr. b. J. Rauh. Gez. v. Fischer.

HOFRATH v. SONNENFELS.

Digitized by Google

Kleine
Wiener Memoiren:

Hiſtoriſche Novellen, Genreſcenen, Fresken, Skizzen, Perſönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anecdoten und Curioſa, Viſionen und Notizen

zur

Geſchichte und Characteriſtik Wien's und der Wiener,

in älterer und neuerer Zeit.

Von

Franz Gräffer,

(Inhaber der goldenen Schriftſteller-Medaillen des Kaiſers von Öſterreich und des Königs der Franzoſen.)

Dritter Theil.

(Mit dem Porträte des Hofraths v. Sonnenfels.)

Wien.
Fr. Beck's Univerſitäts-Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Dieſe Memoiretten fahren fort, recht günſtigen Eingang zu finden.

Kaum war der erſte Theil verbreitet, ſo ward ſchon der zweyte gewünſcht. Raſch ließ ich ihn folgen, und ſiehe: eben ſo wünſcht man die Fortſetzung. Unverzüglich alſo biethe ich hier den dritten Theil.

Solch thatſächlich ſchmeichelhaftem Wohlwollen aber ſtatte ich den innigſten Dank ab.

Dieſer dritte Theil bringt wieder Einiges, was ich für Zeitblätter geſchrieben; mehr aber als die Hälfte erſcheint zum erſten Mahle gedruckt.

Was nicht rein factiſch iſt, habe ich bey der Überſicht mit „Novelliſtiſch“, „Viſion“, oder ſonſt characteriſirt, und zwar aus gutem Grunde.

Digitized by Google

Den Styl anlangend, ſo iſt er ſo verſchiedenartig wie früher. Ich habe ſtets die Meinung gehegt, die Form müſſe dem Stoff oder der Tendenz entſprechen. Deßhalb werde ich nie aufhören, die Freske nicht in das Gewand der pathetiſchen Erzählung zu hüllen, und nie anfangen, Geſchäftsaufſätze belletriſtiſch zu geſtalten.

F. G.

Digitized by Google

Die Wohnzimmer des Herrn v. Gentz.

Die Wohnungen merkwürdiger Menſchen ſind nicht minder intereſſant, wie Alles, was ihre äußere Perſönlichkeit betrifft. Des berühmten Herrn von Gentz äußerliches Hausweſen, ſowohl in der Stadt als in ſeiner Villa zu Weinhaus zeigte ſich ſehr einfach. Sein Logis in den Kleppenſtällen, 3. Stock, mit der Ausſicht auf und über die Baſtey und einem ſehr ſchmalen Seitenfenſter gegen Weſten zu, beſtand aus vier Appartements, nichts weniger als geräumig. Es ſind ganz gewöhnliche Wohnzimmer, niedrig; die Zugänge von der Teinfaltſtraße, der Hof, die Stiege ziemlich unſauber. Die Wohnung hat aber die Annehmlichkeit eines Eingangs von der höher liegenden Baſtey aus, wobey ein Stockwerk erſpart wird. Beſonders aber ſind da intereſſant: mahleriſche Ausſicht, beſſere Luft, helleres Licht und Ruhe; Dinge für Männer, die geiſtig arbeiten, von großer Wichtigkeit, und in einer Stadt wie Wien, ſo gar ſelten anzutreffen.

Die Einrichtung des Herrn v. Gentz war durchaus nicht im Mindeſten vornehm, kaum elegant, kaum modern. Die Meubel ſowohl in Stoff als Geſtalt waren gemiſcht, auch ziemlich ſtark benützt. Man erſah aus Allem, ſelbſt aus der Placirung der verſchiedenen Gegenſtände des Hausrathes, daß es eigentlich nur auf das Practiſche, auf den unmittelbaren Zweck ſelbſt, beſonders aber auf möglichſte Bequemlichkeit abgeſehen ſey; gewiß nicht anders als echt

philoſophiſch. Einen großen Theil des Tages und der Nacht pflegte Herr von Gentz zu leſen; er liebte dabei die liegende Stellung und daher die Menge von üppig gepolſterten Ottomanen, Canapé's und ſogenannter Lits de répos. Mehr als eines dieſer Meubles befand ſich in jedem Zimmer. Eben ſo ſah man wohl ein halbes Dutzend jener gewiſſen ſchmalen Drehtiſche, auf der einen Seite offen, beſtimmt neben ein Sopha oder Bett geſtellt zu werden, ein Buch oder Sonſtiges darauf zu legen, oder darauf zu ſchreiben (Bett- oder Krankentiſche; man dreht ſie quer über den Leib); Fauteuils und Sitze à la Voltaire bemerkte man in Anzahl. In jedem der 2 größern Zimmer ſtand ein Tiſch mit Schreibrequiſiten; eine große platte Tafel ohne Pult, voll belegt mit Bley- und Rothſtiften, die oben und unten zugeſpitzt waren. Dieſe Tiſche ſtanden ſcharf an den Fenſtern und zwar ſo, daß der Sitzende ſich dieſer en face gegenüber befand, eine Gewohnheit, die dem Auge ſehr nachtheilig iſt. Von Schreibfedern war immer ein ſtarker Vorrath da, denn Herr v. Gentz brauchte deren viele, weil er, wie ſeine Handſchrift zeigt, die weichen liebte. Es iſt dabey bemerkenswerth, daß er ſich keiner glatten Papiergattung bediente.

Von Kleider-Meubeln, Schubladkäſten, Garderobe-Schränken nahm man ſehr wenig wahr; von Spiegeln, Bildern, decorativen Dingen und Luxus-Stücken deßgleichen. Teppiche aber liebte der Mann ſehr; es war eine Luſt, wie ganz eigens weich und behaglich man auf ihnen ging; ſie waren wohl unterlegt, vielleicht mit einer Gattung Moos; ſie ſchienen zu duften. Als Beleuchtung ſah man ſowohl ſehr luxuriöſe Lampen als Wachskerzen.

Die Bibliothek des Herrn v. Gentz befand ſich in dem

vorletzten Zimmer; irre ich nicht, ſo war das auch ſein Schlafgemach. Sie war in offenen Regalen aufgeſtellt. Sie war weder groß noch gewählt, welch Beydes ſehr erklärbar. Zu voluminöſen Werken iſt in Wien überhaupt wenig Raum, oder vielmehr, dieſer iſt zu koſtbar. Dann ſtanden dieſem diſtinguirten Geſchäftsmann alle öffentlichen, auch ſonſtige Bibliotheken dergeſtalt zu Dienſten, daß er die Bücher nach Hauſe haben konnte. Er beſchränkte ſich alſo auf kleinere Nachſchlagwerke; das bändereichſte Buch war die **Biographie universelle.** Gewählt konnte die Büchersammlung nicht ſeyn, weil ſie wirklich keine planmäßige Sammlung war, noch zu ſeyn brauchte. Es handelte ſich um die hiſtoriſchen, politiſchen ꝛc. Schriften des Tages. Mehrere National-Claſſiker waren aber doch vorhanden, beſonders der Engländer. Eine ganz eigene Merkwürdigkeit des Gentzſchen Büchervorrathes war die ſo gut als vollſtändige Collection jener Schriften, welche den Verfaſſer der Junius-Briefe betreffen. Dieſe bildete eine ziemlich lange Reihe. Herr v. Gentz hatte dieſe Piecen ſelbſt geſammelt, da er ſich jahrelang damit beſchäftigt, jenen Autor zu ermitteln und jene weltberühmten Briefe ſelbſt zu illuſtriren, was er zum Theil in den Wiener-Jahrbüchern der Literatur gethan. Auch botaniſche Literatur war da, z. B. Linné; man weiß, daß Herr v. Gentz Botanik verſtand und trieb. Eine Pflanze glaube ich erhielt ihm zu Ehren ſeinen Nahmen?

Ganz eigens iſt aber hier anzumerken und geltend zu machen, daß unter dieſen mehreren Hundert Bänden ſich nur äußerſt wenige befanden, in welche Herr v. Gentz nicht Bemerkungen geſchrieben hätte, entweder an den Rand mit

Bleyſtift, oder auf eigene Blätter auch mit Tinte. In manchem dünnen Buch lagen mehrere ſolche Blätter, kleinere und größere zugleich; und hier ſtellte ſich die Thatſache heraus, daß Gentz wie der große Eugen mit der Feder in der Hand zu leſen pflegte.

Auf Einbände mußte er ſehr wenig gehalten haben; dieſe waren ziemlich ordinär, wie gewiß auch der Buchbinder ſelbſt, denn ſo miſerable Arbeit war mir noch nie vorgekommen. Armbruſter (der Buchhändler) und ich hatten bei der Inventur dieſes Nachlaſſes Gelegenheit all dieſes ſo zu finden.

In der Wohnung des Herrn v. Gentz, in deſſen eigenem Hauſe zu Weinhaus verhielt es ſich, wie in jener in der Stadt. Bücher wurde ſtets eine ſehr große Menge mit hinaus geſchafft. Der Schreibtiſch ſtand eben ſo am Fenſter, welches in den kleinen durch einen ſchmalen Graben getrennten Garten die Ausſicht hatte.

Herr v. Gentz hatte auch Equipage, bediente ſich deren aber in der letzten Zeit nicht mehr. Er hatte 2 ziemlich corpulente Schimmel. Dieſen Thieren, da ſie ſchon alt, gab er jahrelang das Gnadenbrod, ohne ſie zu benützen; gewiß ein hübſcher Characterzug.

Vom rothen „Mandl".

(Prophetiſche Sagerey.)

„Ey ey das wäre?"

Herodot.

Liebe gute Sage, du Urquell gleichſam der Geſchichte: warum ſagt man „Sage?" Deßhalb wohl, weil du meiſt

nur ein Geſage biſt, vornähmlich, wenn du deine endloſe Runde machſt durch den Mund der Phantaſie. Es geht wie mit den unſchuldigen Kindern, die durch Putz und Überladung verdorben werden.

Was hat die Sage oder das Geſage nicht Alles mit den verſchiedenen Männchen, Männeln, Mannerln oder Manderln, Mandeln und Mandln angeſtellt? Da haben wir ein grünes Mandel, ein weißes Mandel, ein ſchwarzes Mandel, ein rothes Mandel und weiß Gott, was noch für Mandeln. Ein ſchwarzes Mandel ließ ſich erſt unlängſt wieder ſehen, verſchwand aber recht geſchwind; ein weißes klopfte an, kam aber nicht herein. Und nun taucht das rothe Mandel wieder auf, oder vielmehr ein rothes, als Alraun Napoleons, dem es prophezeyt, den es gewarnt, den es theils ſichtbar, theils unſichtbar begleitet; und ſoll ſelbiges rothes „Mannerl“ ein geborner, oder gebornes Straßburger geweſen oder wohl noch ſeyn.

Dieſes Straßburger rothe Mannerl aber intereſſirt uns ungleich weniger als unſer eigenes, unſer Wieneriſches rothes „Mandel“, welches eigentlich das Hauptagens bey der bekannten Stockimeiſen-Hiſtorie geweſen. Und von dieſem rothen Mandel, einer der mancherley Repräſentanten des böſen Princips, finden ſich, wenn es beliebt, gar allerhand Spuren in der Geſchichte unſerer guten Stadt Wien, oder können ſich finden laſſen, wenn ſie auch nicht in der Sage, oder in dem Geſage, Gerede oder Geſchreibe leben. Daß dieſe Spuren in neuerer Zeit deutlicher erſcheinen, wird man ganz natürlich finden.

Nehmen wir z. B. die große Peſt von Anno 1679! Ja, da iſt kein Zweifel, daß das rothe Mandel ſie zu uns

gebracht, aus purem Neid, aus purem Antagonismus. Es war aber ſo unvorſichtig, daß es beynahe erwiſcht worden wäre. Deßhalb wählte es bey ſeiner Einſchleppung der Peſtilenz von 1713 die Maske eines Weibsbildes, ſchlich ſich, durch und durch inficirt aus der Türkey nach Ungarn, und über Preßburg nach Wien.

Die Feuersbrünſte betreffend, von denen Wien ein paar Mahl ſo ſchrecklich verheert worden, ſo iſt es ausgemacht, daß das rothe Mandel ſeine frevelhafte Hand dabey im Spiel gehabt. Bey dem erſtaunlichen Brand in der Singerſtraße im 16. Jahrhundert ſah man aus dem Feuermeer des erſten in Brand gerathenen Gebäudes eine einzelne Flamme ſich erheben, von ihren Collegen ſich trennen, und wie auf eigene Fauſt auf die Dächer der benachbarten Häuſer hinhüpfen, auf jedem durch einige Augenblicke verweilen, bis es entzündet. Die Geſtalt aber dieſer ſolitären Flamme hatte ſchier jener eines Menſchen geglichen. Wer ſonſt alſo ſollte dieſer Menſch geweſen ſeyn, als das rothe Mandel?

Nehmen wir die unſeligen Brunnenvergiftungen! Kann es denn etwas Vermaledeyteres geben, als das Waſſer vergiften, wodurch nicht nur eine unzählige Menge ſchuldiger Menſchen, ſondern auch eine unermeßliche Anzahl unſchuldiger Thiere, die als beliebte Nahrungsmittel dienen, gräßlich zu Grunde ging. (Wäre es noch Wein geweſen, nun, deſſen enthält ſich das liebe Vieh aus weiſem Inſtinct, da er nicht leicht anders zu finden, denn vergiftet). Alſo dieſe Brunnenvergiftungen, die man ſo brutal und kurzſichtig geweſen, den guten, lieben, ehrlichen Juden zur Laſt zu legen, rührte nicht von dieſen guten, lieben, ehrlichen Juden her, ſondern von dem böſen, abſcheulichen, ſpitzbibüſchen, rothen

Mandel. Als man in der Schönlaterngaſſe den giftſchwangern Baſilisk aus dem Brunnen zog im Beyſeyn vieler noch unvergifteter Waſſertrinker, ſtand ein roth Kerlchen dabey, das Niemanden bekannt war. Es ſchnitt verdrießliche Geſichter, reckte eine lange feuerrothe Zunge heraus, drehte ſich um, wedelte mit einer Art borſtigem Schweif, und ſprang davon, ſo geſchwind aber, daß man es nicht einholen konnte. Da ſelbiges Kerlchen einen verdächtigen Bart hatte, ſo hielt man es natürlich für einen Juden; es hieß der rothe Jud hat es gethan, genug ein Jud, und ſo ging es alſo über dieſe armen Leute her. Das Beſondere aber bey der Sache iſt, daß das rothe Mandel gar kein Jude war, ſondern überhaupt nur ſo ein biſſiger Dämon.

Sehen wir uns weiter um!

Als Torſtenſon heimlich in der Stadt war, hatte ihn das rothe Mandel durch ein heimlich Thürl am Schanzel hinein geführt.

Als der Türk die unterirdiſchen Gänge bis zum Heidenſchuß gegraben, war es das rothe Mandel, welches die Direction geleitet. Und wie man ſpäter dahinter kam, beging es dieſe neue Impertinenz bloß aus Privat-Bosheit. Es war nähmlich erboſt darüber, daß man es, das rothe Mandel, als Schild eines Gewürzladens auf der Freyung abgeconterfeyt und dadurch proſtituirt vor aller Leute Augen. Bis zu dieſem Eckhaus des tiefen Grabens leitete das rothe Mandel die Minen, Willens dieſes Haus in die Luft zu ſprengen. Der Anſchlag hatte alſo „keinen politiſchen Character.“

Wohl aber hatte das rothe Mandel mit angehetzt in

der Bedrängniß 1619 in der Burg. Man fahndete nach ihm; verſchmitzt aber entkam es als Page maskirt.

Bey der famöſen Wachskerzen-Fabrication zur Zeit Leopolds I. hatte auch das rothe Mandel machinirt. Der Italiener Borri, welcher dieſen Anſchlag enthüllt, läßt in ſeiner zu Papier gebrachten Nachricht ſo Etwas durchblicken, nicht um den Wachslieferanten zu ſchonen, ſondern weil er, wie alle Italiener, ſehr ſcharf ſehend, den wahren Urheber heraus combinirte.

Kommen wir gegen unſere eigenen Tage zu, ſo giebt es Allerhand. Unter dieſem Allerhand iſt die Explosion des Pulverthurms bey der Nußdorfer-Linie. Noch iſt es ein Räthſel, wie dieß Unglück entſtanden. Es iſt aber kein Räthſel mehr, wenn man ſich erinnern will an einen kleinen verſoffenen hauſirenden Flickſchuſter mit weinrothem Geſicht, der die Soldaten ſo gern hatte, und ihnen ſo manchen Dienſt gratis geleiſtet. Der hatte ſich an einen Martisſohn gemacht, welcher eine Stunde darauf im Innern des Pulvermagazins ſelbſt einen Wachtpoſten zu beziehen gehabt. Der Schuſter reparirte ihm die Sohlen umſonſt, ſchlug aber in die Abſätze ſcharfe Nägel ein. Die Schildwacht geht ein paar Schritte auf und ab, tritt auf ein paar Körnchen verſtecktes Pulver; ein Knall u. ſ. w.

In den Tagen der Jacobinerey ſpazierte ein elegantes Kerlchen mit rothem Geſicht und rothen Händen, franzöſiſch parlirend, herum.

1805 in einem Bäckerladen auf der Wieden fängt ein kleiner Handwerksburſche großen Streit an. Dieſer Streit iſt die Veranlaſſung zu dem dummen Bäckertumult, der

mehrere Tage gedauert. Wer dieſer kleine Handwerker war? Es beantwortet ſich von ſelbſt.

Aus neueren Memoiren geht auch hervor, daß es der nähmliche rothe Knirps iſt, welcher in demſelbigen Jahr dem Kanonier bey der Taborbrücke die brennende Lunte aus der Hand geſchlagen.

Lauter ſolche heilloſe Affairen hat das rothe Mandel auf dem Gewiſſen. Iſt doch ſonſt kein einziges großes öffentliches Malheur (und deren muß nun einmahl jede Stadt ſo gut haben, wie jeder einzelne Menſch; das iſt der Lauf der Welt, die unerläßliche Schattenſeite aller Dinge ꝛc.), bey dem das rothe Mandel nicht als Urheber oder Rädelsführer anzunehmen, gleichwie die Idee des Antagonismus im großen Schickſal ſelbſt.

Doch jetzt können wir ruhig ſeyn, und uns bey der Cholera bedanken. Auch mit dieſer Geiſſel, 1830, hatte das rothe Mandel uns heimgeſucht, und wir bedanken uns für dieſes verdammt ernſthafte Abenteuer, weil das rothe Mandel ſelber ein Opfer deſſelben geworden. Dieſes Unholds Zeit mußte abgelaufen geweſen ſeyn, des rothen Mandels Rolle aus, ſein Spiel zu Ende, ſeine Beſtimmung, ſein Geſchick erfüllt, ſein Maß voll oder wie man immer ſagen will. Genug, in jener intereſſanten ſchauderhaften Cholera-Periode kam dieſer rothe Dämon ſelber um.

Ich würde es vielleicht nicht recht glauben, wäre ich nicht zufällig ſelbſt Augenzeuge davon geweſen.

Eines Nachmittags, es begann ſchon zu dunkeln, hole ich meinen verehrten Freund Cſaplovics im gräflich Schönbornſchen Palais ab, mit ihm zu Daum in die Reſtauration auf dem Kohlmarkt (beym Faſſel) zu gehen, wohin

wir uns in jener verhängnißvollen Zeit täglich begaben, eine Portion Suppe und ein Glas rothen Wein zu uns zu nehmen. Wie wir ſo am Straßenfenſter ſitzen, die Cholera-Leichen hin und her tragen ſehen, gewahre ich von dem Hauſe gegenüber einen kleinen Menſchen ſcharf quer herüber ſchreiten, als wolle er herein zu uns. Sein fatales Geſicht ſah ganz roth aus: es zerrte und zuckte in dieſem Geſicht die Kreuz und Quer; die Augen quollen heraus; das Maul ſtand offen; ſtarr heraus reckte ſich eine unbegreiflich lange dünne Zunge, wie ſo die Schweinszüngel ſind, die man beym Heurigen aufträgt. Ein kurzes Mäntelchen hatte er um. Das Geſicht war glühend roth; auf einmahl aber war es kohlſchwarz; roth war ſchwarz und ſchwarz war roth. Der kleine Mann ſtürzt nieder und iſt hin.

Seitdem hat man nichts mehr von dem rothen Mandel gehört, und wird wohl auch nie wieder Etwas von ihm hören.

Wir können uns alſo ſammt und ſonders wieder unſerm gewohnten Schlaraffenleben überlaſſen (worin wir, aufrichtig geſtanden, redlich und virtuos fortfahren), ohne ſolche fatale und wahrhaft überflüſſige Heimſuchungen befürchten zu müſſen.

Dem Himmel ſey Dank, daß dieſer rothe Spuk vorüber. Und jetzt geſchwind zum Sperl.

Zwey Mahl hingerichtet.

Der große van Swieten wurde einſt in ſpäter Nacht geweckt. Ohne ſich von dem Bedienten zurückhalten zu laſſen, ſtürzte der Profector der Univerſität in das Schlafgemach.

Euer Gnaden rief er faſt athemlos, geſchwind, geſchwind, wenn ich bitten darf. Die Sache hat die allergrößte Eile.

Ohne erſt mit Fragen, um was es ſich handle, Zeit zu verlieren, ſtieg der Baron ſchnell aus dem Bette, und entfernte auf einen bittenden Wink des Proſectors den Bedienten.

Wir haben, berichtete der Proſector jetzt ganz leiſe, einen lebendigen Todten auf dem anatomiſchen Theater. Der Delinquent, welcher geſtern gehenkt wurde, und uns Abends abgeliefert, um ſeccirt zu werden, iſt ins Leben zurückgekehrt. Was iſt da zu thun, gnädiger Herr?

Wir werden ſehen, ſogleich, ſogleich, entgegnete Swieten, trotz ſeiner ſonſtigen Bedächtigkeit und Gemeſſenheit in einer gewiſſen Haſt, und kleidete ſich raſch an ohne Hülfe des Dieners.

Unverzüglich begab er ſich nun mit dem Proſector eiligſt in das Univerſität-Gebäude.

Die Sache war ſo, wie der Proſector angeſagt. Augenblickliche Hülfe aber war nöthig, ſollte der dem Leben wieder Geſchenkte nicht wirklich eine Beute des Todes werden. Swieten gab Befehl, den Menſchen zu retten, und legte, als man zu zögern ſchien, ſelbſt Hand an.

Binnen einer halben Stunde war ein Menſch dem Leben wieder geſchenkt.

Während der Operation hatte der Proſector mehrere Mahle Bedenklichkeiten geäußert, und Zeichen der Furcht wahrnehmen laſſen vor etwaiger geſetzlicher Ahndung. Swieten ſah ſich dadurch veranlaßt, dieſen am Buchſtaben klebenden Geiſt mit durchgreifenden Gründen zu beruhigen. Ich

nehme Alles auf mich, ſagte er unter Anderem. Mein Beruf iſt zu helfen und zu retten. Ich habe es lediglich mit dem Menſchen, mit dem Geſchöpf Gottes zu thun. Alle anderweitigen Cathegorien und Rückſichten müſſen hier in den Hintergrund treten.

Der Hingerichtete war ein Mörder. Seiner Sinne wieder mächtig, begriff er ſogleich ſeine Lage. Er fiel ſeinem Retter zu Füßen, ſtammelte Worte des Dankes, vergoß Thränen und bath und flehte um des Himmels Willen, ihn nicht auszuliefern, denn er hegte die Meinung, man habe das vor.

Dieſer Irrthum aber wurde ihm zu ſeinem unſäglichen Entzücken ſogleich benommen. Der Baron gab dem Proſector den Caſſaſchlüſſel, erſuchte ihn, ſich in ſeine Wohnung zu begeben, die Summe von 200 Gulden an ſich zu nehmen und zu bringen, Alles ſo ſchnell als möglich.

Während der Abweſenheit des Proſectors ſprach Swieten der Weiſe, der Menſchenfreund zu dem Gewiſſen des Unglücklichen, forderte ihn auf, ſich eines rechtſchaffenen Wandels zu befleißigen, um dadurch den Himmel zu verſöhnen, und machte zur Bedingung ſeines großmüthigen Rettungswerkes, daß der Menſch augenblicklich Stadt und Land verlaſſe, um nie wieder zurück zu kehren. Insbeſondere aber verlangte und erhielt er von ihm das feyerliche Verſprechen des unverbrüchlichſten Stillſchweigens über dieſen ganzen Vorfall.

Der Proſector brachte das Geld. Swieten überreichte es dem Geretteten als Geſchenk und begab ſich wieder nach Hauſe, nachdem ihm der Proſector gleichfalls die ſtrengſte Geheimhaltung zugeſagt hatte.

Der nicht nur dem Leben, ſondern auch der Freyheit wieder Gegebene fiel vor Freude faſt in Ohnmacht. Der Proſector ſorgte für Speiſe und Trank, und nachdem der Gerettete ſich erquickt und noch eine kurze Zeit geruht hatte, machte er ſich auf den Weg.

Ganz verſchwiegen blieb der Vorfall nicht. Maria Thereſia erhielt Kunde davon. Einige Zeit hindurch ſoll ſie gegen van Swieten eine gewiſſe Kälte gezeigt haben, wohl aber nur gezeigt.

Drey Jahre waren verfloſſen. Da ging von einem ausländiſchen an das Wiener-Criminalgericht die Anfrage über ein Individuum ein, welches ſich des Todſchlages ſchuldig gemacht, und eingeſtanden hatte, daß es eines verübten Mordes halber in Wien bereits abgeurtheilt und effective aufgeknüpft worden. Die Auskünfte erfolgten und die Hinrichtung ging vor ſich, doch definitiver als das erſte Mahl.

Es erinnert dieſe Geſchichte an den Profeſſor Junker in Halle, der einen Delinquenten wieder zu ſich, und dadurch aus dem, des Nachts geſchloſſenen Stadtthor brachte, daß er ihn, wie ſeinen Bedienten mit der Laterne vor ſich her gehen ließ. Dieſer Gerettete ſoll ſich aber einer ſolchen Wohlthat würdiger gezeigt haben.

Hofquartiere.

Unter „Hofquartier“ verſteht heut zu Tage kein Menſch etwas Anderes, als eine Wohnung, deren Fenſter in den Hof des Hauſes, oder überhaupt in einen Haushof gehen, Vor 1781 aber hieß ein Hofquartier das zweyte Stockwerk, als Freyquartier für die Angeſtellten und ſonſtige Diener-

ſchaft des Landesfürſten. Es war nähmlich in Öſterreich ſchon von früheren Zeiten her gebräuchlich, daß die Städte, in denen ſich das Hoflager befand, aus Rückſicht für die Vortheile, die durch ſelbes dem Nahrungsſtand der Bürgerſchaft erwuchſen, dem Beamtenſtand und Dienerperſonal des Hofes unentgeltliche Wohnungen einräumten. In Wien beſtimmte man dazu den zweyten Stock, als den vorzüglichſten: die bel étage. Vorübergehend ward davon abgekommen, als Rudolph II. das Hoflager nach Prag verlegte. Mathias wieder in Wien reſidirend, nahm unterm 8. Nov. 1616 die vorige Ordnung in Anſpruch; und Leopold, 1668 und 1669 ließ geſetzliche Beſtimmungen über Quartierfähigkeit und Quartierfreyjahre ergehen. In neuerer Zeit, als der Werth der Wohnungen ſo ſehr geſtiegen, war jene Hofquartierſchaft den Hausbeſitzern eine ſehr beſchwerliche Laſt. Die große Maria Thereſia, welche in All und Jedem billig und edel dachte, hatte längſt vor, eine angemeſſene Einrichtung zu treffen. Bevor aber dieß geſchehen konnte, entriß ſie der Tod. Kaiſer Joſeph befreyte ſofort die Hauseigenthümer von der Verbindlichkeit der Hofquartiere gänzlich, gegen eine jährliche Abfindungsſumme, die im Verhältniß mäßig genug angeſchlagen war. Das betreffende Edict iſt vom 16. Febr. 1781.

Das Schottenkloſter und Maria Stuart.

(Novelliſtiſch.)

Der Naturforſcher, Phyſicus und Alchymiſt Doctor Dee war ſo eben aus London wieder nach Wien zurück gekommen.

Digitized by Google

Bekümmert und nachdenklich ritt er über den Burgplatz. Zögernd ſtieg er vom Gaule; zögernd ging er nach den Gemächern des Gebiethers, Kaiſers Rudolph **II.**

Im Vorſaale traf er mehrere vornehme Herren, auch Abgeſandte, Generale und den Abt des Schottenkloſters Johann **VII.**, der auch einer der Räthe des Kaiſers war. Damen waren ebenfalls zugegen; aber ſelbſt dieſe warteten bereits ſeit zwey Stunden auf Einlaß, denn der Doctor Matthioli war beym Monarchen.

Matthioli war eigens von Trient, wohin er ſich zurückgezogen, nach Wien gereiſet, um dem Kaiſer, in deſſen Dienſt er früher geſtanden, ein von ihm ſelbſt colorirtes Exemplar ſeines berühmten Pflanzenwerkes *) zu Füßen zu legen. Aber die Durchſicht und Bewunderung dieſer prächtigen Arbeit waren es nicht allein, die den Kaiſer ſo anhaltend beſchäftigten; es waren mehr die Auskünfte, die der Doctor in Bezug auf die chemiſche Natur der Pflanzengattungen zu ertheilen hatte.

Doctor Dee war kaum angemeldet, als er auch ſchon vorgelaſſen wurde.

Als er eintrat, ſchlug der Kaiſer das Buch zu, verabſchiedete Matthioli, und fragte haſtig den Doctor Dee nach dem Ergebniſſe ſeiner Sendung.

Der Doctor zuckte die Achſeln, und getraute ſich kaum zu antworten. Ich habe es an nichts fehlen laſſen, liſpelte er kleinlaut.

---

*) Dieſes merkwürdige Buch, ein Unicum, befindet ſich jetzt in der koſtbaren Bibliothek des Herrn Doctors Biſchoff Edlen v. Altenſtern in Wien.

Aus der Geſchichte wird alſo nichts, ſagte Rudolph mit von Ärger unterdrückter Stimme. Und warum? fuhr er fort; 20000 Ducaten ſind doch eine ſtarke Summe. Habt Ihr das Kunſtwerk geſehen?

Allerdings, gnädigſter Herr, antwortete der Doctor Dee, allmählig etwas gefaßter; dieſe Wunderuhr gleicht genau der Zeichnung. Die Königinn ſelbſt wies mir den Mechanismus. Das Flötenſpiel des Schäfers iſt entzückend und die Jagdſcene eine wahre Hexerey. Ich will Eure Majeſtät durch die nähere Schilderung dieſes Kunſtwerks nicht noch mehr verſtimmen. Ich berichte lieber gleich, daß dennoch alle Hoffnung nicht verloren ſey.

Sich an beyden Armen des Seſſels empor ſtemmend, rief Rudolph in Spannung: Nun, was meint denn das ſtolze Weib? Saget ſchnell!

Doctor Dee entgegnete: Eliſabeth fand ſich durch einen Geldantrag eher verletzt, als bewogen. Ihre Worte ſind: Saget Eurem Herrn, daß Eliſabeth von England nicht gewohnt ſey, ſich ſolch ein Kleinod für ſchnödes Geld abkaufen zu laſſen. Sie kennt einen geeigneteren Weg, es in den Beſitz Kaiſer Rudolphs zu bringen. Eliſabeth iſt der Meinung, daß deſſen Niemand würdiger ſey, als der kunſtgelehrteſte aller Monarchen der ganzen Welt.

Des Kaiſers Antlitz erheiterte ſich. Raſch fragte er den Doctor, wie er ſich bei dieſer Rede benommen habe.

Docter Dee ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen. Dann ſagte er: Ich verſicherte die Königinn, die Möglichkeit, das Kunſtwerk für einen ſolchen Preis zu erwerben, ſey durch die dritte Hand zu verſtehen gegeben worden, gewiß aber, ohne daß Ihre Majeſtät Etwas davon gewußt.

Mein gnädigſter Gebiether habe ſich dann nur meinem eigenen Vorſchlage gefügt, den Verſuch zu unternehmen, gleichſam nur eine Anfrage zu machen, und überhaupt die Sache zu ſchneller Entſcheidung zu bringen.

Das habt Ihr klug gemacht, ſprach der Kaiſer, dem Doctor die Hand reichend.

Dieſer fuhr fort: Die Königinn nahm das Alles nach meiner Abſicht auf; ſie verſicherte, dieſe Uhr ſey ein ſo merkwürdiges Stück, daß es eigentlich nur in die berühmte Rudolphiniſche Schatz- und Wunderkammer paſſe. Daß dieſes mein Ernſt ſey, ſetzte Eliſabeth hinzu, werde ich Gelegenheit finden, zu beweiſen. Sie brach dann von dieſem Gegenſtande ab, und entließ mich, nachdem ſie mir zum Zeichen huldvoller Geſinnung dieſen Ring zum Andenken gereicht hatte.

Bey dieſen Worten zog der Docter den Ring vom Finger. Rudolph betrachtete ihn mit allen Merkmahlen des Vergnügens. Er ſtand auf, beſah den Ring beym Fenſter, und ſagte halb für ſich: Der Ring iſt die Uhr. Er ſtellte ihn dem Doctor zurück mit den Worten: Dieſer Smaragd iſt 100 Ducaten werth; mehr als das Doppelte aber die Faſſung. Dieſe iſt, was Eliſabeth wohl nicht wußte, was aber ich als Kenner verſtehe, eine der ſchönſten Arbeiten Benvenuto Cellinis. Wir ſprechen noch darüber, lieber Doctor, verſteht Ihr. Was nun die Wunderuhr betrifft, ſo bleibt nichts übrig, als in lieber Geduld abzuwarten. Für jetzt möget Ihr entlaſſen ſeyn, Doctor. Wir ſind mit Eurer Miſſion zufrieden.

Der Doctor machte aber nicht Miene, abzutreten. Geruhet, ſagte er, ſich demüthig verneigend, noch einen

Augenblick, gnädigſter Herr. Ich bin heute der Bothe noch von einer zweyten Königinn. Vorerſt muß ich mir erlauben, Eurer Majeſtät zu erzählen, wer mich ſchon am erſten Tag meiner Anweſenheit in London insgeheim aufgeſucht hat. Dieß iſt Leßley, der hochwürdige Biſchof von Roſſe.

Leßley? rief der Kaiſer überraſcht; das iſt ja der eiſenfeſte Vertraute und Rathgeber der unglückſeligen Maria Stuart? Wie kommt denn der Mann an Euch? Und in welcher Abſicht?

Doctor Dee entgegnete: Leßley und ich ſind alte Freunde von Edinburg aus. Sein Anliegen iſt das ſeiner beklagenswerthen Herrinn ſelbſt. Wie alle Welt weiß ſchmachtet die Königinn Maria ſeit Jahren in Feſſeln; aber ſelbſt in dieſer leidenvollen Lage iſt es ihr Bedürfniß, für die Rechte ihres verwaiſeten Landes, und deſſen rechtgläubige Religion und Prieſterſchaft thätig zu ſeyn.

Dieſes ſprechend zog der Doctor aus ſeinem Wamms ein verſiegeltes Schreiben, und überreichte es dem Kaiſer mit den Worten: Dieß iſt nichts Anderes als ein eigenhändiger Brief der Königinn Maria an den Kaiſer Rudolph II., mir vom Biſchof Leßley übergeben.

Der Kaiſer war höchlich erſtaunt. Er beſann ſich eine Weile, den Brief zu öffnen. Seufzend erbrach er ihn endlich, und begann zu leſen.

Welch zierliche Hand, rief er aus. Aber welche Zumuthung! Während des Durchleſens entfuhr ihm mehrere Mahle der Ausruf: Welche Anmaßung! ſich in meine Regierungsangelegenheiten zu mengen! Was geht dieſe Maria mein Schottenkloſter an?

Als er mit dem Brief zu Ende war, ſagte er in Auf-

geregtheit zu Dee: Denkt Euch Doctor, dieſe Gefangene nimmt ſich heraus, zu verlangen, daß das Schottenkloſter von den braven Benedictinern geräumt, und wieder von ſchottiſchen und irländiſchen Religiöſen beſetzt werden ſolle*).

Das iſt ja wahrlich wie irrſinnig, ſetzte er hinzu, das Schreiben auf den Tiſch legend.

Wenn mir erlaubt iſt, bemerkte Doctor Dee, ſo führe ich an, daß der Biſchof von urkundlichen Rechten ſprach. Wer aber könnte in dieſer ganzen Sache am Verläßlichſten Auskunft geben, als Eurer Majeſtät würdiger Rath, der Schottenabt Johann ſelbſt? Und dieſer befindet ſich ſo eben unter den harrenden Perſonen im Vorſaale.

Dann beſcheidet ihn gleich herein, ſprach Rudolph, und gehet dann Euren ſo lange verſäumten Geſchäften nach. Sehet vor Allem, daß die nächſte Goldprobe beſſer ausfalle, als die vorige.

Der Doctor begab ſich von dannen, und der Abt Johann nahm ſeine Stelle ein.

Das Anſinnen der Königinn Maria und ihres Biſchofs ſetzte dieſen noch mehr in Verwunderung, als den Kaiſer ſelbſt. Er bedauerte die unglückliche Fürſtinn aufrichtig und innig, verſicherte jedoch hinwieder, daß die in Rede ſtehende Zumuthung der Königinn und des Biſchofs Leßley aller rechtlichen Unterlagen entbehre, geſchichtlich und urkundlich in ein hohles Traumgebilde zuſammen ſinke.

*) Daß dieſe Königinn und dieſer Biſchof ſich in dieſer Angelegenheit verwendeten, iſt thatſächlich.

Der Kaiſer verlangte Nachweiſungen, und der gelehrte Abt, nahmentlich in der Geſchichte ſeines Kloſters genau bewandert, ertheilte ſie auf der Stelle.

Es wird hinreichend ſeyn, Eure Majeſtät, ſagte er, wenn ich nur das Weſentliche anführe. Schon Herzog Albrecht V. hatte es angemeſſen befunden, daß auch Inländer in das Kloſter der Schotten aufgenommen würden. Papſt Martin V. befahl ihnen dieß ausdrücklich, und that ihnen ſelbes durch den Abt Angelus von Rain und den Prior der Karthäuſer zu Mauerbach kund. Dieſen beyden Abgeordneten erklärten ſie aber, und zwar unterm 1. Aug. 1418, daß ſie ſich dazu durchaus nicht verſtehen, und lieber aus dem Kloſter fortziehen wollten. Sie verlangten Zehrung, freyes Geleite und wanderten fort; der Abt Thomas erhielt eine Penſion von 80 Ducaten. Der Gottesdienſt wurde dann einſtweilen von den Minoriten verſehen. Vorher aber gab es noch arge blutige Händel, bey denen Jene die Angreifer waren. Die Schotten und Irländer haben ihre eigene Sache verlaſſen, ſelbſt und de facto aufgegeben, und ſich aller Rechte und Anſprüche verluſtig gemacht. Zudem aber, und völlig entſcheidend, hat ja, wie Sich Eure Majeſtät erinnern werden, der heilige Vater Niclas V. die in dem Schottenkloſter neu eingeführten deutſchen Benedictiner in volle Unabhängigkeit von dem Regensburger-Kloſter erklärt.

Das hieſige Schottenkloſter, ſagte der Kaiſer, iſt ja deßhalb auch ſeit dem Jahre 1480 unter dem Wiener-Bisthum!

Allerdings, beſtätigte der Abt, iſt es ſo und nicht anders. Es ſind nur rechtswidrige, unvernünftige, ohn-

mächtige Verſuche, vollkommen unſtatthaft und gar keiner förmlichen Widerlegung und Zurückweiſung würdig.

Ich kann Euch nicht anders als Recht geben, verſetzte Rudolph, wenngleich dieſe unglückliche Maria, die eine ſo gute Katholikinn iſt, mich ſehr dauert. Wir werden am Beſten thun, ihr Anſinnen unbeantwortet zu laſſen.

Dazu würde ich mir erlauben, bemerkte der Abt, Euch gnädigſter Herr ausdrücklich zu rathen; denn Ihr könntet ſonſt noch mit der Königinn von England in Verwicklungen gerathen, wo nicht gar es mit ihr verderben; denn dieſe Eliſabeth iſt ein — — ein gar eigenes Weib.

Vollkommen Eurer Meinung, entſchied Rudolph raſch; es iſt beſchloſſen; das Schreiben wird übergangen. Aber jetzt, ich glaube, es ſey Zeit, wenigſtens die drey Damen vorzulaſſen.

Mozart und Schikaneder.

Auch Schikaneder, der Director, ein wenig „angetrunken", war innig, herzlich, offen, geſprächig, liebenswürdig. Eines Tages, nachdem die entzückende Zauberflöte bereits zum hundertſten Mahle gegeben, ihr Textdichter ſich in ſeiner fidelen Stimmung befand, plaudert er von ſeinem künſtleriſchen Antheil an Mozarts Werke; ja von ſeinem muſicaliſchen Antheil. Manches Curiöſe erzählt er, ſpäterhin von Niemand beſtritten. Wie er mit dem Text fertig (und das war er, fruchtbar, leicht arbeitend, bald), redet er darüber mit Freund Mozart; fragt ihn: „Willſt du die Muſik dazu machen?" — „Der Mozart"

iſt gleich dabey. Der ſagt: Bruder, was zahlſt Du? Der Bruder ſagt: Was willſt Du? Mozart ſagt: Hundert Ducaten. Schikaneder iſt damit einverſtanden; auf gut kaufmänniſch jedoch hinzufügend: Aber die Oper muß erſt fertig ſeyn. Mozart nickte, ging Tags drauf an die Arbeit. Schikaneder, ungeduldig, geſpannt, trieb an, ſchaute nach, ſpornte den Meiſter, wie einen Gaul. Mit Manchem war er unzufrieden, ein ſcharfer Cenſor, aber ein practiſcher Kopf, der ſein Publicum kannte. Hundert Mahl ſchärfte dieſer practiſche Kopf Mozart dem Genie ein: Nicht ſo gelehrt, Freund, das iſt zu hoch für die Leute; das mußt Du einfacher, natürlicher machen. Und das Genie machte es, wie der Herr Director und der Herr Bruder es verlangte. Das Duett: Bey Männern welche Liebe fühlen ꝛc., mußte ihm Mozart nicht weniger als vier Mahl abändern, ganz wenden und ſtürzen, und dennoch war es dem rigoröſen Tactmenſchen noch nicht recht. Das iſt Alles zu gelehrt, entſchied er; ſo will ich es haben, und ſang ihm das Duett vor, wie er es wollte und brauchte, und — wie Mozart es auch wirklich adoptirte und componirte, ſo alſo, wie wir es haben. „Das Duett,“ erklärte Schikaneder, „iſt von mir.“ (Nicht minder ſind auch die meiſten Papagenolieder von ihm.) Wie die Oper fertig war, erzählte er, und die Partitur ankam, erſchrack ich; ſie war eine halbe Elle dick. Kurzer Proceß da; gleich ſtrich ich die Hälfte weg. Mozart wollte verzweifeln, verzweifelte aber doch nicht; begnügte ſich, lächelnd zu ſagen: „Nu das wird ein ſchöner Schmarn werden.“ Die Oper wird gegeben; der erſte Act iſt zu Ende und keine Spur eines Beyfallzeichens. Mozart (denke man ſich in

ſeine Stimmung) eilt auf die Bühne, auf Schikaneder zu, und ſagt: „Die Oper geht verloren.“ Die Oper geht nicht verloren; ich kenne die Wiener beſſer, entgegnet der Director. Nun, verloren ging ſie freylich nicht; aber doch erſt bey der ſiebenten Aufführung wurde der göttliche Tonſetzer gerufen. Wie nun aber, wäre die Oper gegeben worden, wie der Meiſter ſie urſprünglich componirt, aus dem freyen ſchöpferiſchen eigenen Ich, ohne des Directors Wieneriſirung?

G e w e y

war das Prototyp des echten Wieners, zu einer Zeit, wo faſt alle Wiener noch echte Wiener waren. Mit Gewey in Geſellſchaft zu ſeyn, war hohe Luſt; ewige Heiterkeit, ſprudelnde Laune, Lachen und Lachen. Schon ſeine offene, klare, joviale Miene war herzgewinnend, grillenverſcheuchend, zur Luſtigkeit umſtimmend. Orte aber gibt es, an denen man es nicht wagen durfte, mit ihm zu commerciren, z. B. auf der Redoute. Er ſprach ſehr laut, lachte noch viel lauter, ja ſchallend und fiel ins Grelle, Groteske; auch liebte er ſo ziemlich das Genre des Cynismus. Parodie mit etwas Sarcasmus gewürzt, war ſeine Sphäre. Seine Modeſitten, ſein Pygmalion gaben viel Spaß. Er ſelbſt lachte herzlich mit, aber mehr über das herzlich lachende Publicum, als über ſein Stück. Eines ärgerte ihn, daß er nähmlich bey ſeiner Fortſetzung der Eipeldauerbriefe den weneriſchen Ton nicht recht getroffen, während ſie übrigens freyſinnig genug war. Deſto gelungener muß man ſeine comiſchen Gedichte über die Vorſtädte Wiens nennen.

Digitized by Google

Leider iſt von Gewey nirgend mehr die Rede; um ſo mehr muß man dem liebenswürdigen Realis danken, daß er zuweilen Paſſagen aus ſeinen Gedichten mit einflicht. Gewey wurde kaum 47 Jahre alt, (ſtarb den 18. Oct. 1819), troß ſeines ziemlich robuſten Baues, und troß des Umſtandes, daß er gute Lunge, guten Magen, gute Nerven hatte, raſche Nerven. Sein Gedächtniß war ungewöhnlich treu. Eines Tages, in Baden, war die Rede von Grillparzers Ahnfrau. Auch Gewey ſprach mit Begeiſterung von dieſem Drama, beſonders von der hinreißenden Schönheit der Diction; auch er freute ſich, und innig, daß Grillparzer unſer Landsmann ſey; auch er wünſchte der Poeſie Glück zu einem ſolchen Genius. Man bedauerte nur, daß das Stück noch nicht gedruckt ſey. O da helfe ich aus, rief Gewey, fröhlich aufſpringend und ſich die Hände reibend. Und nun trug er die Ahnfrau, in ihren Hauptparthien aus dem Memorium vor. Er hatte ſie faſt ganz auswendig gewußt. Millauer, dieſer nichts weniger als talentloſe Belletriſt, von dem es vielleicht nicht einmahl eine kurze biographiſche Notiz gibt, ſchwur, keine Sylbe mehr in den Sammler zu ſchreiben, weil da Wähners Pasquill aus der Hallenſer-Literatur-Zeitung abgedruckt war. So cordiale Naturen wie Gewey gibt es blutwenig mehr, wenigſtens unter den Gebildetern.

Klein-Kinder-Novellen.

Ich liebe außerordentlich die kleinen Kinder. Das iſt die erſte Dummheit. Sehe ich eine Magd, ein ſolches Ding auf dem Arme, ſo pflege ich zu ſagen: Schatz, wie halten

Sie das liebe Kleine? Wie leicht iſt es möglich, daß Ihnen das Kind nicht hinab fällt (NB. nicht hinab). Das iſt die zweyte Dummheit. Die Magd ſchaut mich fragend an; ſie verſteht mich nicht; und das macht mir Spaß. Dieſer Spaß aber iſt die dritte Dummheit. Und die vierte Dummheit iſt, dieſe drei Dummheiten nieder zu ſchreiben, ſtatt ſie fallen zu laſſen, wie die kleinen Kinder... leider nicht. Ja, in dieſem „leider,“ da ſteckt es.

Gar oft geſchieht es nicht, daß Rängelchen vom Arm fallen. Sie klammern ſich mit ihren ſchnell wachſenden Nägelchen an; Puncte dazu gibt es bey den meiſten Dirnen genug. Oder ſie werden noch erfangen, ſchlüpfen nicht durch, ſind gleich wieder oben auf dem Arm. Und erreichen ſie wirklich den Erdboden: mein Gott, gar viel kann ihnen ja nicht geſchehen, denn ſie ſind ſo weich, ſo elaſtiſch, lauter ſpanferkliſches Gallert. Ein wenig Geſchrey, und das Rängelchen exiſtirt noch, oder exiſtirt nicht mehr; das entſcheidet ſich raſch.

Ereignet ſich aber „zuweilen“ ſolch ein critiſcher Fall, ſo iſt ſein Anlaß meiſt romantiſcher Art. Von einem ſolchen war ich dieſer Tage Augenzeuge, und ich will ihn erzählen, weil er (jetzt alle Dummheit bey Seite) das Weſen der „Menſcher“ von einer neuen, wahrhaft ſchauervollen Seite kennen lehrt.

In der Alſergaſſe, gegen die Linie zu, an einer Barriere, geht eine Dirne, auf dem linken Arm ein kleines Kind, welches gar nicht ſchreyt; in der rechten Hand einen großen Krug, an dem ſie ſchleppt, da er augenſcheinlich nicht leer. Da raſet ein Fiaker heran, peitſchend, fliegend, wie alle. Er lenkt um die Ecke der Barriere. Nicht umge-

riſſen, nicht überfahren zu werden, muß die Magd nothwendig an dieſe Ecke ſich halten, einen Arm alſo frey bekommen, folglich entweder den Krug loslaſſen, oder das Kind. Die Magd läßt das Kind los. Ein plötzlicher dumpfer Fall, ein erſchreckliches Schreyen. Man hatte Urſache, zu befürchten, das arme Kind ſey ſehr ſtark beſchädigt, denn das Geſchrey war verzweifelnder Art.

Es ſammeln ſich Leute. Man ſtellt die Magd zur Rede. Von den Einen wird ſie derb, von den Andern grimmig ausgeſcholten, mit Drohungen von gerichtlicher Ahndung. Aber Thecla iſt eine Philoſophinn, und lacht. Hätte ich etwa den Krug ſollen fallen laſſen? ſagt ſie. Da iſt eine Maß Bayriſch darin, und der Krug allein koſtet 30 Kreuzer. Alles das hätte ich erſetzen müſſen.

Schauderhaft!

Von einem Troß Volk begleitet, ging Thecla ihrer Wege. Das Kind hört nicht auf zu ſchreyen. Vielleicht, o Gott, hat es bald darnach für immer aufgehört, zu ſchreyen.

Was läßt ſich noch ſagen? Etwas wohl; aber ich getraue mich kaum: iſt denn möglich, daß es die Mutter ſelber war? Ruhig, ruhig: ich meine nicht die Magd, ſondern eine Frau, die da in einer Ladenthüre ſteht, und zur herangekommenen Thecla ſagt: Nu das wäre nicht übel, wenn du den Krug hätteſt fallen laſſen. Auch bin ich ſchon verdammt durſtig.

Kein Wort mehr! Laſſen wir dieß Geſchichtchen zu Ende ſeyn, wenn auch nicht eben, um ein anderes vorzubringen, bey dem ein Rängelchen figurirt.

Hat man ſchon erlebt, daß man ſich eines Wickel-

kindes, eines fremden Wickelkindes bedient habe, um damit zuzuſchlagen in Ermanglung eines andern Inſtrumentes?

Ich habe es erlebt, und ein paar Dutzend Zuſchauer können es bezeugen.

Es war in Währing in einem Wirthshauſe. Es ſitzt da ein Mann mit ſeiner Schönen. Der erzählt er, ſeine Frau wollte heute zu Hauſe bleiben; er habe ihr geſagt, daß er auf die Landſtraße gehe, zu einem Freunde.

Man war alſo geborgen, und ließ es ſich ſchmecken. Die dritte Portion gebackenes Lämmernes kommt, und es kommt noch etwas Lämmernes. Es zeigt ſich nähmlich urplötzlich und unverkennbar, daß die Frau Gemahlinn nicht zu Hauſe geblieben, ſondern mit einem Anbether in demſelben Wirthshauſe ſich eingefunden.

Dero Gemahl erſchauend verliert die Überraſchte ihren ganzen lämmernen Character, nimmt ſammt dem Galan Platz an ſeiner Seite; die Schlacht beginnt. Der Feind iſt ein Haſenfuß; Alles läßt er ſich gefallen. Er bittet, er beſchwört, nur kein Aufſehen zu machen. Er wagt es nicht einmahl, ihr die eigene Treuloſigkeit entgegen zu halten. Allein die Lämmerne fährt fort zu toben. Das liebe Publicum findet ſich ein, umſtellt den Tiſch, denn es gibt da gratis ein Spectakel.

Unter dieſem Publicum befindet ſich eine Magd, mit einem Wickelkinde auf dem Arme. Der gebeugte Gatte, der bisher ſelbſt das Lämmerne geſpielt, ja ſogar das Kälberne, das Schöpſene, verläßt auf einmal die Rolle. Das Aufſehen, der Auflauf, die öffentliche Beſchimpfung empören ihn; „in gährend Drachengift“ verwandelt ſich „der frommen Denkart Milch“ das taubenfromme Blut,

Aber all ſein Zorn gilt dem Galan. Blitze der Zermalmung ſchleudert er auf ihn, und plötzlich ergreift ihn ein Gedanke.

Er ſpringt auf, entreißt der Magd das Wickelkind, hält es mit beiden Händen feſt an den Füßen, und ſchlägt mit dem kleinen Weſen auf Kopf und Schulter und Bruſt des Nebenbuhlers los. Dieſe Püffe geben aus, denn das Inſtrument iſt compact, das Rängelchen iſt gut gefaſcht. Der Galan ſpringt auch empor; vergebens ſetzt er ſich zur Wehre. Theils ſeiner Schuld bewußt, Theils aus Mitleid mit dem armen Kinde, greift er nach dem Hute und entſpringt.

Der Gemahl bleibt Sieger. Alles legt ſich bey. Die Zuſchauer verlaufen ſich, Friede wird geſchloſſen. Man überläßt ſich ganz dem lämmernen Element.

Was das Wickelkind betrifft, ſo hat der Held es mit höflichen Dankſagungen zurück geſtellt. Dieſes Kind muß auch ein philoſophiſches Kind geweſen ſeyn (geweſen?), oder wenigſtens ein humoriſtiſches. Nicht etwa, daß es geſchrien hätte, nein, gelacht hatte es bey der Execution, ſo laut und anhaltend, als ein Wickelkind es nur immer vermag. Überhaupt, es ſchien, daß das Rängelchen nicht darauf gegangen.

Der Herr Gemahl aber iſt gewiß ein Mann von Humor. Und ſein Verfahren kommt mir recht originell vor.

Überhaupt jedoch: warum ſchreibt man nicht Romane, deren Helden kleine Kinder ſind? Mit großen Kindern hat man ſich erſchöpft; die Welt dieſer großen Kinder iſt total ausgebeutet; man gräbt ſchon auf Waſſer. Aber Kleinkinder-Novellen: das wäre charmant, ſo gut als ein neues Feld. Liechtenthal, Thury, wo die Rangen ſich auf eigene Fauſt fortbringen müſſen, einen Staat im Staate bilden, wären allerliebſte Schauplätze.

So von 2 — 7 Jahren. Unter 2 ſind die Rangen noch nichts werth; über 7 ſind ſie nichts mehr werth.

Allons!

Neuere Grabenſchau *).

(Viſion.)

„Machen wir Platz, Freund!“

Dieſer corpulente Mann iſt der Fürſt Moriz Liechtenſtein, ein wahrer Löwe der Schlacht! Seine Landkarten-Sammlung iſt koſtbar; ſeine zwey Sprößlinge, wahre Cherubköpfchen, können Sie als Titelblatt des Kupferwerks Mythos porträtirt ſehen.

„Noch einmahl Platz, mein Werther: da kommen zwey Notabilitäten anderer Art.“

Beyde ſind klein und dick und — alt; ihre Pyyſiognomien einander ſehr ähnlich. Beyde compacte Naturen und ſehr kurzhalſig. Ihre Kleidung ſogenannte drapfarbige Überröcke; außerordentlich ſchlicht. Der Eine, welcher Augengläſer trägt, weil er wirklich ſehr ſchwachſichtig iſt, thut überaus höflich mit dem Andern, und doch ſo familiär zugleich. Lieber Baron, ſagt er, es iſt das erſte Mahl, daß mich ein ſo ſtarker Verluſt trifft; es iſt bitter, ſehr bitter. Tröſten Sie Sich, erwiedert ſein Geſellſchafter ſchmunzelnd, und zerſtreuen Sie Sich heute bey mir in Hitzing, mein lieber Ankerberg. Sie werden da einen Schachſpieler finden; er iſt Ihnen ebenbürtig.

Bey dieſen Worten wandte ſich Herr v. Eskeles um, und machte, als wäre ihm noch ein beſonderer Beweggrund

---

*) Eine ältere, vor 40 Jahren, im 2. Theile.

eingefallen, zwey Männern, die im Geſpräche an der Ecke der Dorotheergaſſe ſtanden, ein nachträgliches Compliment, das ſie höflich erwiederten.

Der Eine iſt ein ſchön gewachſener hübſcher Mann, noch in guten Jahren, von allerdings conſumirtem, aber noch ziemlich regſamem Weſen, höchſt elegant gekleidet; es iſt der Graf Fries. Der Zweyte, viel älter, größer, von gewöhnlicher Geſichtsbildung, aber ungewöhnlicher Haltung des Kopfes, die ganz ſchief iſt, wie in Etwas auch ſein Rücken; ſeine Kleidung ſehr warmhaltend, zum beſonderen Schütz noch ein Spenſer: Melchior Steiner.

Im Vorübergehen bemerken wir, daß ſie von dem Stand der ſpaniſchen Papiere ſprechen. Herr v. Steiner thut ſehr ärgerlich, nimmt ſeine goldene Brille ab und reinigt die Gläſer mit dem Ärmel. Graf Fries iſt ſehr heiter.

Aber ſiehe! Plötzlich brechen ſie ihre Unterredung ab, ſchreiten vorwärts und begrüßen die beiden Herren, welche da unter dem Doblhof'ſchen Hausthore ſtehen, ſehr höflich.

Nun freylich, freylich, erklärte ich, das ſind zwey der allergeiſtreichſten Menſchen auf Erden; ſie wohnen Beyde in dieſem unreparirten Hauſe. Die converſiren vielleicht ſchon eine Stunde, ohne daß ſie es wiſſen. Und dieſe Lebhaftigkeit! Wie ſie geſticuliren; wie ſie mit ihren Knotenſtöcken herum ſchlagen, als wollten ſie ſich duelliren; wie ein paar Jünglinge geberden ſie ſich, beſonders der Kleine. Welches Feuer, welcher Enthuſiasmus. Wie ſie lachen! Köſtliche Dinge müſſen ſie einander ſagen. Schon in drey Sprachen haben ſie geredet, darunter Engliſch.

Nichts da, ruft der Kleinere aus, mit ſprühenden Augen, gerötheten braunen Wangen und ſchönen Zähnen,

das eckige, weißhaarige Haupt wie ingrimmig ſchüttelnd, und ſeinen dunkelbraunen Überrock aufknöpfend: nichts da mit Ihrem Idol Hippocrates. Ich, der Laye Carl Doblhof, ſage Euch das, Euch Carl Harrach, Ihr graduirter Doctor. Dioscorides und Celſus: Punctum. Ich weiß es aus einem Celſus, der noch mehr iſt, als Celſus ſelbſt, wenn Ihr wollt.

Ha, ha, lacht der Andere laut auf, und trocknet ſich mit einem Battiſttuch die großen blaugrauen, geiſtſtrahlenden Augen, ſtreicht ſich das ſpärliche graue Haar zurechte, und fährt ſich mit der andern Hand, an welcher immer der Stock hängt, über das ganze ſchöngeformte Geſicht und den ironiſchen Mund: alſo Paracelſus Bombaſtus, Herr v. Hohenheim. Nun da käme ich bey meinen vielgeliebten Eliſabethinerinnen ſchön an. Die ſind Anhänger des Browniſchen Princips, wie alle weiblichen Weſen. Das Weib ſelbſt iſt nichts als eine verkörperte Erregungstheorie.

Ey, ey, mein guter Deutſchordensherr, liſpelte neckiſch der Baron, und zog ein kleines griechiſches Teſtament aus der Taſche. Graf Harrach aber nahm die am Hals hängende Lorgnette, ſah auf den Platz hinaus, und ſagte: Richtig: da iſt endlich der Para-Para-Celſus.

Dieſer kleine, gebückte graue Mann, der auf die Beyden zugeht, iſt der Doctor Staudenheim. Seine Kunſt hat dem Grafen das Leben gerettet, und dieſer, wiewohl nichts weniger als eigentlich reich, verehrte ihm als Honorar 10000 Gulden.

Schön, nobel, erwiedert mein Begleiter, und ſetzt hinzu: Vielleicht würde es der Mann, welcher da mit dem Doctor herüber trippelt, nicht ſo ſplendid gehalten haben; das iſt ein gar guter Wirth. Das dünne Büchlein, das

er unter dem Arm hat, iſt gewiß ein Bücher= oder Kunſt=auctionscatalog, der 2 Kreuzer koſtet, und den er ſich gratis zu verſchaffen gewußt hat. Nun, das gehört ſo zu ſeinen ſchwachen Seiten; handelt es ſich aber um einen Rembrandt oder Dürer, da glaube ich, kargt er nicht.

Ey, ey, wie das vollkupfrige Geſicht in Verfall gerathen! Wie er den Kopf ſinken läßt, den Stecher nicht mehr vom Auge bringt; und Figur, Haltung, Gang: wahrhaftig, Cameſina erinnert uns an das Exterieur Blumauers.

Die Phyſiognomie an und für ſich betreffend, mein Lieber, entgegnet mein Freund, ſo finde ich, daß ſie dem des Grafen Palffy, um den ſich dort eine Gruppe bildet, ungleich ähnlicher ſey.

Richtig, ſiehe da, der geniale, queckſilbrig lebendige Palffy. Es gibt hier kleinen, offenen Rath. Der Graf ſelbſt, auch ſchon ziemlich kupfrig, mit unbedecktem Kopf, die wenigen gekräuſelten Grauhaare zur Schau tragend: wie freundlich, wie geſprächig er mit den vielen kleinen Leuten iſt, die ihn umſcharen und umſcharren. Lauter Comödianten ſind dieſe Rangen; das kleine Geſindel des Kinderballets thut recht patzig. Man muß aber billig ſeyn; man muß aber bedenken es ſind ja Künſtler. Ach, noch ſo klein, und ſchon ſo groß, ſchon voller Lorbeern! Die werden es noch weit bringen, beſonders die zwey ſchwärzlichen Dirnchen, dieſe feinen, pfiffigen Nickelchen. Wie gewandt ſie ſchon coquettiren!

Mein lieber Horſchelt, ſagt der Graf zu einem großen, hagern, rothhaarigen Menſchen, es bleibt dabey. Es bedarf keiner Probe mehr. Morgen wird das Ballet ge=

geben. Erinnern Sie aber den Ding da noch, daß er nicht vergeſſe, das Kamehl von Schönbrunn herein bringen zu laſſen. Hernach die fünf echten Shawls von Ihrer Gräſinn; endlich den großen Silberſervice. Dieſe Sachen ſind unentbehrlich beym Schluß.

Horſchelt verbeugt ſich, kneipt die großen Künſtler in die Wangen und entſchlüpft mit ihnen in das Tarroniſche Durchhaus. Der Graf entläßt ſie klatſchend, und wirft den vorüberfahrenden und reitenden Damen und Cavalieren Küſſe und Grüße zu.

Süß und freundlich werden ſie erwiedert. Da fährt die ſtattliche Gräfinn Lankoronska; dort die mahleriſch conſervirte Gräfinn Somſitſch mit ihren vier Braunen; unmittelbar nach ihr die regierende Fürſtinn Liechtenſtein, eine impoſante Geſtalt. Alsbald zwey ihrer Söhne, groß, ſchlank, blühend, auf hirſchähnlichen, feinen Engländern courbetirend. Da kutſchirt der Graf Zichy-Ferrari athletiſch, der ſchönſte blaue Bart: Der Landauer, voller köſtlicher Knoſpen, deren Blicke aus den wunderſchönſten tiefſchwarzen Augen ringsum Alles verſengen. Auf hohen Phaeton Fürſt Johann Liechtenſtein in Generalsuniform, noch immer friſch und lächelnd, lenkt ſeine windſchnellen Engländer. Es iſt eine Revue, eine magiſche Laterne.

Graf Palffy hatte der kleinen Comödiantenbrut noch nachgeblickt; ein paar Schritte, und er iſt am Caffehhauſe ſelbſt.

Hier, auf Strohſeſſeln ausruhend, ſitzen einige ſeiner Bekannten und Freunde, mit denen er ſtehend plaudert und lacht.

Sie ſitzen, und ſie haben Recht. Das Stehen oder

Gehen würde ihnen ſchwer fallen; ſie ſelbſt würden etwas ſchwer fallen.

Da ſitzt der dicke Graf Waldſtein mit dem Commando-Antlitz, dem edelſten von der Welt, mit dem Air voll Hoheit. Wie vielſeitig verdient der Mann iſt! Claſſiſch iſt ſeine **Flora hungarica**; wenn er nicht iſt, muß der arme claſſiſche Kitaibel, dem das Werk ſo viel verdankt, noch viel früher verhungern.

Ruhig und gemeſſen converſirt er mit ſeinem ruhigen, gemeſſenen Nachbar, deſſen Äußeres ein Abdruck von ihm ſelbſt, mit dem gelehrten, gelehrten Schlegel, der täglich dicker wird, da er täglich ſich mehr einwienert.

Schlegel wird über Etwas unwillig darob, aber der Fürſt Lobkowitz mit dem krummen Fuß beſänftigt ihn. Kanne umſchwänzelt den fürſtlichen Gönner; aber der bittet ihn um Gottes Willen, ſich hinüber ins burgundiſche Kreuz zu machen, und ſich auf ſeine Koſten gütlich zu thun.

Auf einmahl gibt es große Complimente auf den Strohſeſſeln: es fährt der alte Fürſt Trautmannsdorff vorüber. Graf Palffy ſpringt hinzu, und ſetzt ſich ein, und da wird es ruhig.

Orden der Mäßigkeit.

Die mehr und mehr ſich ausbreitenden Mäßigkeitsvereine erinnern daran, daß deren in Öſterreich ſchon längſt beſtanden. Sogar Orden der Frugalität waren geſtiftet. Unter Friedrich IV., unter deſſen kläglicher 54jähriger Regierung, laut des Aeneas Sylvius Zeugniß, die Völlerey der Wiener den höchſten Grad erreicht, entſtand durch die-

ſen Fürſten ſelbſt der Orden „der Stole und Kandl und des Greifen oder der Mäßigkeit.“ An einer Kette von goldenen Kannen und Blümchen befand ſich ein Marienbild; an dieſem hing ein Greif mit einem Zettel, auf welchem zu leſen: „Halt Maß!“ Der Mitglieder dieſes Ordens waren genug, denn die Decoration nahm ſich recht mahleriſch aus. Was aber den Zweck betrifft, ſo blieb es beym Alten. Mit nicht größerem Erfolg ſtiftete ſpäter, unterm 22. Juni 1517 Siegmund von Dietrichſtein, des großen Max geliebter Freund, und deſſen ſo ſehr würdig, zu Gratz den Orden des heil. Chriſtoph oder der Mäßigkeit. An dieſe Mäßigkeits-Vereins-Urkunde hängten bereitwilligſt viele Große des Landes ihr Bundesſiegel: die Auersperg, Trautmannsdorff, Saurau, Herberſtein ꝛc. Der Wille war gut, der Zweck vernünftig, der Erfolg wünſchenswerth; die rohen Sitten der Zeit aber mußten Alles vereiteln. In wie ferne nun die jetzige Zeit von der damahligen verſchieden, wird ſich erweiſen. Der Apoſtel Mathew wenigſtens ſcheint zu gedeihen, und ſollte er nach Wien kommen, ſo wird man ihm wohl ſogleich beym Sperl oder im Caſino ein Feſtmahl geben.

Magentapferkeit.

Auf dem Hofe gegen den Judenplatz zu, rechter Hand, befindet ſich ein Fleiſcherladen. In dieſem Laden war vor 40 Jahren eine Apotheke. Der Inhaber, ein geborner Feldſperger, ein Verwandter von mir, war ein charmanter Mann. In ganz Wien gab es gewiß nur eine einzige Perſon, die ihm etwas gram war: meine ſelige Mutter. Sie konnte es ihm bey ihrer hohen Moralität nicht verzeihen, daß

er in der ſogenannten wilden Ehe lebe. Seine Apotheke hieß „Zur Sonne“. Die Etiketten der Flaſchen, Schächtelchen und Tiegeln trugen die Sonne, unter ihr das Motto: „In sole et sale sunt omnia“.

Dieſen angenehmen Mann beſuchte ich ziemlich oft; denn ſeine Heiterkeit und Herzlichkeit zogen mich ſehr an.

1805 im Winter, eines Tages, es war ſehr kalt, ſtehe ich mit ihm beym Ofen, als ſich plötzlich 10 — 12 Männer gleichzeitig in den Laden drängten, deren wir in unſerm Leben nicht geſehen. Ihre Geſichter waren voll Bart; ihre Hülle beſtand aus Fetzen; Fußbekleidung hatten ſie eigentlich gar keine; auf dem Kopf ein zerriſſenes Stück Linnen. Vor Kälte und Hunger zitterten ſie. Vor Schwäche vermochten ſie kaum zu lallen. Dieß geſchah in einem ſlaviſchen Dialect, dem Apotheker, einem Mährer, verſtändlich genug. Er beeilte ſich dieſe beklagenswerthen Gäſte zu bedienen; der ſogenannte Subject eilte in das Magazin, Stomachalien herbey zu bringen.

Alle Arten Liqueur waren bald aufgezehrt; die Gäſte aber waren nichts weniger als befriedigt. Nun fragen ſie nach einer Flüſſigkeit, bey deren Nennung der Apotheker ſtutzt. Es half nichts, er mußte ſie vorſetzen. In ein paar Minuten war der ganze Vorrath ausgeſchnappſt. Es war Scheidewaſſer.

Dieß für den Durſt. Nun für den Hunger. Brod wird in der Eile herbeygebracht; aber die Gäſte durchſtöbern den Laden, und finden was ſie ſuchen. Nicht unmöglich, daß ſie ſchon wußten, ſie würden das finden. Das Geſuchte und Gefundene waren Salben, Salben aller Art, ſelbſt Mercurial-Salben. Schnell wurde das Brod damit beſtrichen, ſchnell

Alles verſchlungen mit dem beſten Appetit von der Welt. Dann ging es auch noch an die Pflaſtergattungen.

Nun die Hauptmaſſe der Salben beſteht aus Schweineſchmalz; die Pflaſter enthalten meiſt aromatiſche Kräuter. Warum denn nicht? Alles kommt auf den Geſchmack an. Dann einen Schluck Scheidewaſſer darauf; die Mahlzeit iſt complet.

Die Gäſte dankten glücklich und gerührt, und gingen. Wir begleiteten ſie. Sie begaben ſich zu ihren Cameraden, deren ein paar Hundert vor der Hauptwache aufgeſtellt waren. Hunderte von Wienern ſtrömten herbey mit Speiſe und Trank, mit Kleidern und Geld.

Es waren gefangene Ruſſen von der Auſterlitzer-Schlacht.

Rebus im Schlafrock.

Einige ſetzten ſich zuſammen, Rebus zu machen, ſtatt aber die Figuren förmlich zu zeichnen, nur mit Schrift auszudrücken.

Sie probirten ſo herum. Einem dauerte das zu lange. Er ſagte: Es fallen mir ein paar Sätze ein, zwey. Ich ſchreibe ſie auf, als Penſum. Löſt es auf.

Er ſchrieb Folgendes nieder:

Satz I.

¹) Ein S, darunter zwey Füße in langem Schritt. ²) In der Luft ein Stiefel, in deſſen Auftritt ein Pflanzenblatt. ³) Eines kleinen Landmanns Geſtalt, ſich bückend; am Boden ein S. ⁴) Zwey Meere neben einander. ⁵) 6—8 Puncte neben einander. ⁶) Eine Hand.

Satz II.

[1]) Ein nackter Menſch. [2]) Ein Stück Fleiſch an einer Metzgerey. [3]) Ein menſchlicher Rumpf. [4]) Ein Degen in der Scheide; ein unbeſpannter Wagen. [5]) Ein Sommergitter. [6]) Ein engliſches bürgerliches Frauenzimmer; das Füllhorn. [7]) Zwey gekreuzte Schwerter. [8]) Ein menſchlicher Kopf, der einem Rumpf aufgeſetzt wird. [9]) Ein umgekehrtes r.

Die Auflöſungen waren natürlich ſehr verſchieden. Hier ſind deren zwey.

Erſte Auflöſung.

Satz I.

[1]) Gehe es. [2]) Ein Stiefel Wein. [3]) Es macht der Bauer ein Compliment. [4]) Ein vermehrtes. [5]) Punct für Punct. [6]) Die Hand darauf.

Satz II.

[1]) Armuth. [2]) Gehackter Styl. [3]) Enthauptet. [4]) Haudegen; Transport. [5]) Sonnenſchutz. [6]) Engliſches Weſen. [7]) Kriegeriſch. [8]) Completirt. [9]) Er kehrt um.

Es entſtand Gelächter. Es kam nichts heraus; kein Zuſammenhang ꝛc.

Zweyte Auflöſung.

Satz I.

[1]) Großes Laufen. [2]) Fliegendes und doch getretenes Blatt. [3]) Der Landsmann ſucht es. [4]) Meerenge. [5]) Interpunction. [6]) Mit der Hand.

Satz II.

[1]) Entblößung. [2]) Fleiſchlich. [3]) Torſo. [4]) Friedlich-

keit; Stillſtand. 5) Jalouſie. 6) Miß; Überfluß. 7) Duell. 8) Aufſatz. 9) Rückkehr.

Es entſtand wieder Gelächter. Es kam wieder nichts heraus, kein Zuſammenhang ꝛc.

So ging es noch bey ein paar andern Auflöſenden.

Der Aufgeber wurde unwillig. Er ſagte, ſo vernehmt denn: Es betrifft die Theaterzeitung.

Satz I.

1) Es geht ſtark; 2) das Blatt ſteigt im Abſatz; 3) Bäuerle hebt es 4) mehr und mehr; 5) es läßt ſich nichts weiter ſagen; 6) dieß vor der Hand.

Satz II.

1) Bloß 2) Rohheit, 3) Kopfloſigkeit, 4) doppelte Ungezogenheit, 5) Eiferſucht, 6) Mißgunſt 7) beſtreiten 8) obige Behauptung. 9) Es iſt eine Schande.

Leibarzt Krato.

(Novelliſtiſch.)

Im Vorgemache des Kaiſers herrſchten Verlegenheit, Angſt und Verwirrung; die Kämmerlinge warfen das Landsknechtſpiel weg, und liefen rathlos und händeringend durcheinander.

Der nach dem Leibarzt entſendete Bothe kehrte noch immer nicht zurück.

Die gleichgültigen Hartſchiere lehnten ihre Hellebarden an die Wand, und liebäugelten nach den Spielkarten und Würfeln.

Es iſt doch unbegreiflich, ſagte ein Page, wo denn der

Philipp bleibt. Doctor Krato iſt doch ſonſt immer zu Hauſe und ſchreibt Bücher.

Ja, ſetzte ein Kämmerling hinzu, er wohnt aber auch weit genug entfernt. Wie kann man zugeben, daß der eine Leibarzt im tiefen Graben und der andere hinter dem hohen Markt wohnt?

Aber iſt denn der Doctor Lazius auch nicht zu finden? fragte entrüſtet ein Dritter. Gewiß gräbt er da draußen vor dem Kärnthnerthor nach alten Steinen. Als erſter Leibarzt ſollte er ſich gar nicht vor das Stadtthor wagen.

Ey nahm der Page das geſchwätzige Wort, ich wette daß der Wirklichkeit nach Krato jetzt der erſte Leibdoctor ſey. Ich weiß beſſer als Ihr, welch große Stücke der Herr auf ihn hält; ſelbſt in Stadt- und Staatshändeln zieht er ihn zu Rathe und läßt ſich Dinge von ihm ſagen, die ein Anderer kaum zu denken wagen würde. Aber Alles gut, denn Doctor Krato iſt ein Mann von Einſicht, hat Gelehrſamkeit, ſogar die Gottesgelahrtheit hat er ſtudirt, denn er ſollte geiſtlich werden; aber was nützt das Alles: er iſt nun einmahl Proteſtant, ja ſogar ein intimer Freund des berüchtigten Doctors Luther.

Bey dieſen Worten machte der junge Menſch ein Kreuz.

Der eine Kämmerling, Gomez, ein Spanier, that dasſelbe, und ſetzte bey: Ihr wißt Alle nicht, weßhalb kaiſerliche Majeſtät den Mann ſo protegirt. Der berühmte Montanus in Padua hat ihn empfohlen; unter ihm hat Krato die Arzneiwiſſenſchaft ſtudirt, und auf Montanus hält unſer gnädigſter Herr Alles. Krato iſt übrigens gewiß einer der größten Ärzte der Welt; ich meiner Seits bin ihm Alles ſchuldig; er hat mich aus der Todeskrankheit geriſſen, nach-

dem alle Andern, ſelbſt Doctor Lazius mich ſchon aufgegeben; aber Schade, daß er ein Ketzer iſt: das raubt ihm alles Verdienſt.

So fuhren die Müſſigen fort zu plaudern. Die Hartſchiere, welche ſich nicht unterfingen, ſich in das Geſpräch zu mengen, ſchlenderten auf und ab, gähnten und trommelten mit den behandſchuhten Fingern zeitweiſe auf den Fenſterſcheiben.

Ein paniſcher Schreck aber ergriff alle dieſe Zierlinge, als plötzlich und mit ſcharfem Stoß eine Tapetenthür aufflog, und der Kaiſer ſelbſt, in ſeine abgetragene Schaube gehüllt, haſtig einen langen Schritt heraustrat, mit zorniger Geberde laut ausrufend: So holet mir wenigſtens den nächſtbeßten Bader! Wehe euch, wenn binnen fünf Minuten keiner da iſt. Und raſch ward die Thüre wieder zugeſchlagen.

Alles rannte nun fort, nach allen Richtungen. Niemand blieb zurück als der Page, der in die innern Gemächer eilte, ein Kämmerling, und die vor Furcht faſt bebenden Wachen, ihre in der Verwirrung umgeworfenen Partiſane wieder auflangend.

Der Kämmerling ſagte für ſich: Ich wüßte wohl einen geſchickten Bader, gleich da auf dem Kohlmarkt; aber der Menſch iſt ein heimlicher Türke, wo nicht gar ein Jude.

Gomez war von peinlicher Angſt erfüllt, denn die Anhänglichkeit an ſeinen Gebiether war innig und aufrichtig. Er war einer ſeiner Leibdiener ſchon von Ferdinands Geburt an zu Alcala de Henares; auch wußte er, daß dieſer ihn liebe und ſchätze. In der geſpannteſten Erwartung ſah er auf den Burgplatz hinaus.

Da gewahrte er endlich alle ſeine Genoſſen hinter einer Sänfte herankommen, deren Träger ſich möglichſt beeilten. Der in dem Kaſten Sitzende ſteckte den Kopf heraus, die Träger noch mehr anzutreiben. Gomez erkannte in ihm den Doctor Krato; doch fiel ihm die außerordentliche Bläſſe ſeines Geſichtes auf. Er ſchloß daraus, der Doctor ſey ſelbſt krank, weßhalb er denn nicht zu Pferde oder zu Fuß herbey geeilt.

Dieſe Folgerung beſtätigte ſich auch. Krato ward auf den Armen zweyer Diener herauf getragen. Er war genöthigt einige Minuten im Vorzimmer zu raſten, um ſich zu erholen. Sein Anzug war höchſt nachläßig, und trug alle Spuren der Eilfertigkeit. Die Umſtehenden erkannten, daß er im höchſten Grade angegriffen ſey. Allerhand Fragen thaten ſie an ihn; er antwortete aber auf keine. Seufzend erhob er die feuchten Augen gen Himmel.

Er gab jetzt Gomez ein Zeichen, ſtützte ſich auf deſſen Schulter, und ſchwankte mit ihm hinein zu dem kranken Herrn.

Ferdinand ſaß auf einem Schlafſeſſel dicht neben dem Bette, das Haupt in beyde Hände geſtützt, die mit dem Ellbogen auf einem großen Tiſch ruhten, auf welchem eine Menge Papiere und Pergamente lag.

Als Krato eintrat, ſetzte ſich der Kaiſer, jedoch mit einiger Anſtrengung aufrecht. Überraſcht von dem Zuſtand des Mannes, rief er verwundert und theilnehmend aus: Was iſt das? Doctor, Ihr ſeyd ja ſelber krank. Redet, redet, ich bitte Euch! Gomez einen Seſſel, Krato ſetzt Euch!

Der Doctor nahm Platz, ſeufzte und langte nach dem Puls des Gebiethers.

Ihr fiebert, gnädigſter Herr, ſagte er. Seyd wann befindet Ihr Euch unwohl? Über was klagt Ihr?

Der Leidende gab Auskunft, und Doctor Krato beruhigte ſich. Mit erleichtertem Gemüth ſagte er: Sorget nicht; es iſt nur ein unentwickelter Schnupfen, ein Anfall, dem Ihr ſtets unterworfen wart, weil Ihr Euch nicht daran gewöhnen könnt, das Haupt bedeckt zu halten. Wollet Euch für den Augenblick zu Bett begeben, alles Nachdenkens und aller Arbeit enthalten, und Euch meinen ſchweißtreibenden Mitteln unterziehen.

Der Doctor veranlaßte das Nöthige, und blieb dicht am Bette ſitzen, kummervoll vor ſich hinblickend.

Nach einer Weile ſprach Ferdinand: Es wird vorüber gehen; aber jetzt, ſagt an, was iſt Euch ſelber?

Krato ſchwieg.

Ihr wißt, fuhr Ferdinand fort, daß ich warmen Antheil nehme an Allem, was Euch angeht. Was iſt Euch ſeit geſtern begegnet, wo Ihr noch ſo heiter wart?

Dieß zu beantworten, verſetzte Krato mit ſchwacher bewegter Stimme, muß ich auf morgen verſchieben, wo Ihr gnädigſter Herr, Euch erholt haben werdet, wie auch ich nicht minder. Ich ermahne Euch wiederholt, Euch dem Schnupfen, zu dem Ihr nun einmahl inclinirt, nicht mehr auszuſetzen, denn er iſt der gefährlichſte Keim des Todes ſogar. Das catarrhaliſche Fieber artet gar leicht in ein nervöſes aus, und dieß in ein aſtheniſches. Glaubet mir, Tauſende von Menſchen werden das Opfer des Schnupfens, den ſie leichtſinnig gar nicht zu achten pflegen; Tauſende kommen um an Wirkungen, die ſie für die Urſachen halten. Der große Galen, über den ich eben ſchreibe, empfiehlt zwar,

den Kopf unbedeckt zu laſſen, ſetzt aber weiſe hinzu, daß, wenn Stand und Lebensart es nicht immer geſtatten, man ihn lieber, da er der edelſte Theil, geſchützt halten möge. Hippocrates iſt derſelben Meinung, und Montanus nicht minder.

Ereifert Euch nicht, und ſchont Euch ſelbſt, ſprach der Kaiſer. Begebt Euch lieber nach Hauſe, und pflegt Euch, damit Ihr mir morgen ſagen könnt, was Euch zugeſtoßen.

Krato aber wich nicht von der Stelle. Erſt als Doctor Lazius, der erſte Leibarzt, welcher mittlerweile aufgefunden worden, eintrat, erhob er ſich.

Während der Nacht hatten ſich beyde Leidende ziemlich erholt.

Kaum war der Tag angebrochen, als Krato wieder am Lager des Kaiſers erſchien. Lazius, der die ganze Nacht an deſſen Bett gewacht, zog ſich nun zurück, nachdem er ſeinem Collegen den Verlauf der Krankheit berichtet und ſich mit ihm über das fernere Verfahren verſtändigt hatte.

Ferdinand ließ ſich ankleiden, und wandelte erleichtert im Gemache umher; Krato ihm ſtets zur Seite.

Auf einen Wink entfernte ſich der Kämmerling, und ſie waren nun allein.

Saget nun jetzt, was Euch begegnet, ſprach der Kaiſer, indem er Krato die Hand drückte, und ihn auf die Schulter klopfte.

Gnädigſter Herr, war die Antwort, zwar gefaßt, doch mit allen Merkmahlen des Seelenſchmerzes, wie ſollte ich nicht niedergeſchlagen ſeyn! Geſtern früh erhielt ich ein Sendſchreiben aus Eisleben.

Von Luther?! rief der Kaiſer betroffen aus.

Ja, von Luther, entgegnete Krato hoch auffeufzend. Verzeihet gnädigſter Gebiether; aber wir waren Studiengenoſſen; ſechs volle Jahre bewohnte ich mit ihm ein und dieſelbe Stube in Wittenberg; wir ſind Freunde; dieſer... dieſer merkwürdige Mann fährt fort mich zu achten und zu lieben. Jeder ſeiner Briefe beweiſet das. Immer war er rüſtig, eiſenfeſt, und jetzt, da er kaum 63 Jahre zählt..

Krato war im Innerſten bewegt, und konnte vor Rührung nicht weiter ſprechen.

Nun ſagte der Kaiſer theilnehmend, und da ſie ſich während des Umherſchreitens zufällig einer Thüre genähert, Krato gegen das Innere des Gemachs hinwendend, er wird doch nicht in Gefahr ſeyn, oder wohl gar... Iſt der Brief von ihm ſelbſt, ſaget geſchwind!

Gott ſey Dank, ja, entgegnete Krato, aber o Himmel, vielleicht ſein letzter. O wäre ich in Eisleben; ich würde ihn retten, obwohl er ſelbſt ſchon verzagt. Die betreffende Stelle gnädigſter Herr, möchte ich Euch ſo gerne vorleſen; es würde mein Herz erleichtern.

Der Kaiſer in Milde und Rührung geſtattete es, und vernahm folgende Worte: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; ſo werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredet oder gethan hätte. Ich bin der Welt ſatt und die Welt meiner, wir ſind alſo leicht zu ſcheiden, wie ein Gaſt, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Ständlein und begehre des Weſens nicht mehr." *)

*) Nach dem Autograph.

Nun, ſprach der Kaiſer, das klingt freylich, wie ein Abſchied von der Welt. Allein, mein lieber, guter Krato, lernet auch, als Chriſt ein Weiſer zu ſeyn, und Eure Herzensqual bezähmen. Es gibt auch Pflichten, die Euch näher liegen. Ich ziehe Euch in All und Jedem zu Rathe; nehmt jetzt von mir den guten Rath an, Euch den Beſchlüſſen des Himmels als Mann, als Chriſt, als Philoſoph zu unterwerfen. Bleibt in Gottes Nahmen Lutheraner, laßt es aber den Leuten ſo wenig merken als möglich, denn die Zeit iſt noch nicht reif, die Menſchen ſind noch zu erhitzt, um Sinn für eine vernünftige Duldung derer zu haben, welche nicht catholiſch ſind.

Schweigend und ſinnend ging der Kaiſer auf und nieder.

Er ſetzte ſich, und hieß es auch Krato thun.

Ihr kennt meinen Zweck, ſprach er nach einer Weile, die verſchiedenen Religionspartheyen zu verſöhnen; aber das Lutherthum greift zu ſehr um ſich. Ich will dagegen einen Damm aufführen. Ihr wißt, was ich meine.

Er ſchwieg, als erwarte er Kratos Äußerung.

Dieſer aber ſchwieg ebenfalls.

Sehet, ſprach Ferdinand, hier auf dem Tiſche liegt das Antwortſchreiben des Papſtes. Er hat ſchon eine zweckmäßige Auswahl treffen laſſen. Eheſtens machen ſich die ehrwürdigen Väter auf den Weg.

Die Patres, entgegnete Krato, bringen wenigſtens Autorität mit.

Vor Allem, bemerkte der Kaiſer, muß der Fanatismus erſtickt werden. Das aber wird eine ſchwere Aufgabe ſeyn. Sagt mir unter Andern, habt Ihr Euch mit Lazius ſchon

darüber gemacht, ein beſſeres Syſtem des medizinischen Studienweſens zu entwerfen?

Es iſt ſo gut als vollendet, entgegnete Krato.

Jetzt trat ein Kämmerling ein, einen Abgeſandten der Pforte in dringenden Geſchäften anmeldend.

Krato zog ſich zurück. Nach einer Stunde ward er wieder zum Kaiſer gerufen, dem bereits verſammelten Staatsrathe beyzuwohnen.

Es kam die Kleiderordnung *) zur Verhandlung, neu durchzuſehen und bekannt zu machen. Krato hatte und behauptete weſentlichen Antheil. Er ſelbſt trug ſich an, ſie zu bearbeiten. Die Sitzung währte lang. Krato war der Letzte beym Kaiſer geblieben.

Krato war auch Leibarzt Maximilians II. und Rudolphs II. Erſterer erhob ihn in den Adelſtand mit dem Prädicate „von Kraftheim.“ Seine im Druck erſchienenen Schriften ſind zahlreich.

Maria Thereſia und die Gruft.

1765 den 18. Auguſt ſtarb der großen Maria Thereſia Gemahl. Von nun an beſuchte die troſtloſe Witwe ihrer

---

*) Als ſehr characteriſtiſch folge hier die Mittheilung der intereſſanteſten Stellen:

„Von unordentlicher Coſtlichait der Claidung.

Nachdem die coſtlichait der Claydung vnnd anderen Gezierden, vnnder allen Stenden Geiſtlichen vnnd weltlichen Mann und Frawen Geſchlechts, dermaſſen geſtiegen vnd oberhande genom-

Ahnen Gruft bey den Kapuzinern häufig, gewöhnlich 3 Mahl die Woche, zuweilen auch in ſpäter Nacht. Oft verweilte ſie

---

men, das ye ain Standt vber den andern vnd die geringern den höhern gleich ſein wöllen, Allſo das wenig vnnderſchidlicher erkantnüß mehr geſehen wirdet, dardurch die Leut wider Gott zu Hochfart vnd anderm ſynndtlichen nachthayl geraitzt vnd ſonnderlich vnnermüglichen wintweder zu gleicher nachvolge, oder doch vngedult bewegt vnd geergert. Vnd nit allein ſondere perſonen, beſonder gemaine Lanndſchafften an jrrem vermügen höchlich erſchöpfft werden, erarmen, auch in abnemen vnnd ringerung jrer narung täglich erwachſſen, demnach ſollichen Sünndtlichen, vnd gemainen nutz hochnachtailigen, ſchedlichen vund verderblichen miſprauch abzuſtellen, hochmuet, vnwillen vnd ergerung zwiſchen unſern getrewen Landlewten und Vnderthanen zu uerhüetten. Sy auch bey jrem vermügen vnd dann zwiſchen allen Stendten gepürlich vnderſchid der Claidung zu erhalten. So haben wir nachvolgunde Ordnung der Claidung fürgenomen, die wir auch bey Straff vnnd Peen darauf geſetzt, genutzlich gehalten, vnd hiemit allen Obrigkhaiten vnnd Herrſchafften Ernſtlich aufgelegt vnd geboten haben wellen, darob ſtrengklich gehalten und darjn gar niemandts zu uerſchonen.

Erſtlich wellen wir alle Erzbiſchoff, Biſchoff und Prelaten ſo in vnnſern Erblanden geſeßen, oder deren geiſtliche Juriſdücktion darein gent, hiemit gnedigelich erſuecht haben, jre Cleriſey vnnd Geiſtlichen dahin zu halten und zu uermügen, das Sy ſich mit jren Claydungen in Kirchen vnnd auf Gaſſen, als jrem ſtande nach wol gezimbt, vnd jnmaſſen die geiſtlichen Recht vnd erbarkait des ervordert, erbarlich vnd geiſtlich hallten vnd tragen vnnd all vnzimbliche Coſtlichait auch leichtfertigen ergerlichen wandl, leben vnd weſen gentzlich abſtellen.

Digitized by Google

ſtundenlang, in Gebeth und frommen Betrachtungen vertieft. Manchmahl hatte ſie auch die Erzherzoginnen bey ſich. Späterhin ließ ſie ſich eine Maſchine bauen, durch

Von Burgern und Inwonern in Stetten und Märckhten.

Nachdem ſonderlich in den annſechlichen Stetten gemainnlich dreyerlay Burger vnd Inwoner ſind, als gemayne Burger vnd Hanndtwerckher, Kauff vnd Gewerbsleut, vnd die ſo im Rat von Geſchlechtern oder ſonnſt eerlich heerkommen vnd ſich merers tails jrer Güllt, Erbſtuckh oder ligender Güetter ernären. Darauf ſo ſetzen ordnen vnd wellen wir, das hinfürter die gemainen Burger, Kramer, Handtwercher vnd Innwoner in Stetten vnd Märckhten gleichermaſſen wie oblaut, kainerlay Goldt, Silber, Perlin, auch gantz oder halb Seyden vnd Schamlot, noch zerſtickhelt, zerſchnitten oder verprämbt klayder, deßgleichen kain Fehen, Mader, oder dergleichen Coſtlich Fuetter tragen, ſonder ſich mit zimblicher gepürlicher Tracht von wüllen Lindiſchem tuech, Vorſtat, Harras vnnd Sattin. Auch von Rauhen fuettern mit geringen Mäſchen, Füchſen, Yltes, Küniglwerckh, Lemeren vnd dergleichen begnügen laſſen.

Deßgleichen ſollen ſie auch jre Hauſfrawen vnd Töchtern in jrer Claidung auch halten.

Doch mügen Sy jre Claider allein oben herumb mit Brückhiſchen Atlas, Arras oder Sattin beſchaidenlich verprämen auch zu Kyrſen auffs höchſt Fūchs oder Künigelwammen gebrauchen.

Deßgleichen ain oder mer Ring nit vber fünff Reiniſch gulden wert an Edelgeſtain.

Krägen mit Seyden vernät.

Schlayr mit guldni Leiſtlin nit vber ein Finger brait.

Schamlot oder Brückhiſch Atlaſen Gollen.

Veuergult beſchlagen Gürtel, nit vber ſechs Reiniſch gulden wert.

welche ſie ſich ohne fremde Beyhülfe hinablaſſen und wieder hinauf ziehen konnte. Als ſie die Gruft den 2. Nov. 1780 beſucht hatte, und ſich wieder hinauf laſſen wollte, gerieth

---

Vnd Geſperr nit vber eines Reiniſchen Gulden werdt. Deßgleichen die Junckfrawen Samaten harpändlen tragen.

Von Kauff und Gewerbs Leutten.

Die Kauff vnnd Gewerbslewt in Stetten, ſollen nun hinfüron kain Samat, Damaſchkh, Atlas oder Seiden zu Röckhen noch prämen, auch weder Goldt, Silber, Berlin, Guldin noch Silberin harhauben tragen. Doch erlauben wir jnen Schamlotten röckh, auch Seydine wammas, auſſerhalb Samat vnd Kermeſin, doch alles vnuerprämbt, deßgleichen guldenwappen oder Petſchierring zetragen. Item ſoll aber jre wüllen Röckh oder Mäntl mit Brückhiſchem Attlas zimblich zu verprämen, vnuerpotten ſein.

Doch ſollen Sy kain Tuch, die ellen vber anderthalb Reiniſchen Gulden werdt jnen anmachen laſſen, oder ainich Märder, Zobl, Harmblin vnd dergleichen Fuetter antragen. Wol mögen Sy zum höchſten Märderkeln vnd jre Hausſfrawen zu Kyrſen vnd anderm Fuetter das Fechwerkh geprauchen, auch Mann vnnd Frawen Mardern Parct tragen.

Dergleichen ſollen jre Weiber ſich auch ſonſt in Claidungen halten, doch kain höher Seyden dann Taffat vnd dergleichen zu Joppen gebrauchen vnd vnuerprambt tragen. Aber ander jre Claider mügen ſy aufs maiſt mit ainer Wienner elle Sammat, Atlas, Damaſckh oder Seyden doch allain oben herumb verprämen, gleichermaſſen ſoll jnen jre Claider vnnden herumb mit Arras, Satin oder Gefüllwerch zimblich zu verprämen erlaubt ſein. Wir erlauben jnen auch ain Gürttel auf zwelf Reiniſch Gulden wert.

Ain oder mer gulden Ring nit vber fünffzehnn reiniſch gulden wert.

die Maſchine 3 Mahl ins Stocken. Da entfuhren ihr in düſterer Ahnung die Worte: „Die Gruft will mich nicht mehr fortlaſſen.“ Und in der That hatte ſie an jenem Tage

Leiſſten auf jren Schlayer zwei Finger prait. Auch Damaſckh vnd Attlaſen Goller, mit vergulten ſchloſſen, oder geſpörr nit vber zween Gulden wert. So mügen jre Töchter vnd Junckfrawen tragen Perlen, Haarpandlen, von ſechs Reiniſch Gulden wert.

Von Adel und Ritterſchafft.

Die von Adel ſollen kain Samat oder Carmaſieſeyden anmachen, ſonder Jnen zur höchſten Damaſhkh, Atlaß oder ander geringern Seyden, doch unverprämbt getragen zuegellaſſen ſeyn. Aber ander Jhre Claider ſo nit Sayden, mügen ſy mit drey Ellen Samat und nit darüber verprämen, deßgleichen ſamaten Wamms und Parret auch gulden Ring und harhauben und dann ain Ketten, die nit über ainhundert Reiniſch Gulden werdt ſey tragen.

Es ſoll auch den Edellewten gulden oder ſilberen Tuech zu verprämen, und dann Jnen und Jren Weybern Gulden Steff an Röckhen oder Paretten desgleichen das hochſtuckwerkh und verſchniern zugebrauchen genntzlich verpoten ſeyn.

Aber welliche Ritter ſeyn, die mügen ſamatne Röckh auch ain gulden Ketten, doch nit über zwayhundert Rheiniſch Gulden wert tragen.

Es ſoll auch den Rittern und Adelsperſonen alle rauche Waar und geſilwerch auſſerhalb Zöbel und Hermel zu tragen unverpoten ſeyn.

So mügen der von Adl unnd Ritter Hausfrawn ſich mit der Claibung Jrer Männer gleichmäßig hallten, und von Gefüllwerkh auffs maiſt Märdern, kyrſen und Fuetter gebrauchen, doch ſollen Sy Jnen über drey Seiden Eer röckh nit anmachen laſſen, noch tragen und ob Sy dieſelben verprämen wöllen, mögen deren

die Gruft zum letzten Mahle beſucht, um ihr, ſchon wenige Tage darauf für immer anzugehören. Bereits den 5. konnte ſie ihre Gemächer nicht mehr verlaſſen; den 29. verfiel ſie dem ewigen Schlaf. Die feyerliche Beſtattung in der Kapuziner-Gruft erfolgte den 3. December.

Hier ruht auch dieſer erhabenen Fürſtinn Großmutter Eleonore Thereſie, und zwar gegen ihren eigentlichen Willen in einem ſtattlichen Sarcophag. Sie hatte gewünſcht, in einfacher Nonnentracht in einer ganz ordinären Todtentruhe begraben zu werden, auf der eine hölzerne Ta-

---

von Adl Hausfrawn ſollichs zum höchſten von Perl oder ſilbern und der Ritter Weiber mit golden Tuch allein oben herumb und nit über ain halb Viertl ainer Ellen brait thuen, aber Samet oder Seyden mögen Sy oben und unden doch umb ain Claid nit über drey Ellen und dann das Gefyllwerkh Irem Geuallen nach verprämen. Ob auch etlich wären, ſo mer Claider dann jetzo gemeldt hette, und dieſelben für Ire Kinder und Töchtern behallten wollten, ſoll Inen unbnommen ſein.

Auch mügen Sy Parret und gulden Haubn tragen, doch das die mit allem Geprämdt und Geſchmuckh nit über fünff und zwaintzig Reiniſch Gulden wert ſein.

Es mag auch ains Edlmanns oder Ritters Fraw an Ketten deßgleichen an Häffteln Halsbannt und anndern Clainatten auſſerhalb der Ring auf zway hundert Reiniſch Gulden Wert und nit darüber an Ir tragen.

Mer an Gulden Porten und Gürtel nit über ſechs und dreißig Gulden Wert.

Wir orden und ſetzen auch, daß die Edlen Töchtern vor und ehe ſy vermählet werden, nit über ain oder zwen ſeyden Röckh zum höchſten mit Samat verprämbt, deßgleichen an Ketten, Häffteln Halspannt und andern Clainatten auf hundert Reiniſch Gulden wert und uit darüber antragen ſollen.“

ſel die Inſchrift haben ſollte: „Eleonore Magdalene Thereſie, arme Sünderinn.“ Maria Thereſia aber ließ ſie dennoch in einem ſchönen Sarge beyſetzen mit den characteriſtiſchen Worten, daß ſie nur in dieſem Einzigen ihr minder gehorſam geweſen. Ein erhabener Zug dieſer großen Frau iſt auch, daß ſie in zärtlicher Würdigung der Verdienſte ihrer Erzieherinn, der Gräfinn Caroline Fuchs, dieſe, 1754, in der Kaiſergruft beyſetzen ließ, wie ſie denn auch dem Gemahl der Tochter derſelben, Leopold Grafen von Daun, ein Grabmahl in der Loretto-Capelle der Auguſtiner widmete, wo bekanntlich die Herzen der kaiſerlichen Familie aufbewahrt werden.

Die Leiche des am obgenannten Tage zu Innsbruck am Schlagfluß plötzlich verſchiedenen Gemahls Thereſiens war den 28. Auguſt in der Roſſau ans Land geſetzt worden, an derſelben Stelle, die ihn bey der großen Überſchwemmung am 4. März 1744 als thätigen, ſein eigenes Leben der Gefahr preisgebenden Helfer und Retter geſehn und bewundert. Auf einem kleinen Nachen fuhr er zwiſchen den überſchwemmten Häuſern der Roſſau, des Thury und der Leopoldſtadt einher, den bedrängten Bewohnern in die obern Stockwerke, ſelbſt auf die Dächer auf Stangen perſönlich Nahrungsmittel zu reichen. Man erinnert ſich, daß die erhabene Herrſcherinn, als die Nachricht von dem Tode des innig geliebten Gatten eintraf, und auch jetzt noch, da ſein Leichnam gebracht ward, die Abſicht hatte, die Regierung niederzulegen, und ſich als Äbtiſſinn in ein Damenſtift zurück zu ziehen.

Digitized by Google

Arge Feuersbrunſt.

Im 13. Jahrhunderte war Wien ſchon eine ganz anſehnliche Stadt. Anno 1252 am Oſterdinstage kam Feuer aus, eine fürchterliche Brunſt, eine beyſpielloſe, ringsum Alles verzehrend. Wie viele Häuſer nun, glaubt man, daß verſchont geblieben? Wer es nicht ohnehin weiß, wird es ſchwerlich errathen. Sagen wir 100, ſagen wir 50, ſagen wir 2 Dutzend! Nein! Sagen wir 1 Dutzend: auch nicht. Nun ſo machen wir ½ Dutzend: ebenfalls nicht. Alſo 200, 300? Keineswegs. Was denn alſo? Dieſes: Ein einziges Haus war ſtehen geblieben, wie geſagt: ein einziges. Das klingt nun freylich eben ſo gräßlich arg als originell comiſch zugleich, wenn man will, und wenn man nicht will: auch gut. Daß wirklich nur *ein* Haus ſtehen geblieben, erzählt aber unſer guter, ehrlicher, verdienſtvoller Fuhrmann im 1. Bande, Seite 502, ſo auch Fiſcher, 1. Theil, pag. 100, und zwar in allem Ernſte. Die ganze enorme Kriegsflotte iſt zu Grunde gegangen, bis auf einen einzigen kleinen Nachen (Schinackel); all ſeine Hunderttauſende hat er auf der Börſe verloren bis auf einen Scheinkreuzer; das ganze Regiment iſt zuſammen gehauen worden, bis auf einen einzigen Mann, der ein kleiner Tambour u. ſ. w. Kleinigkeit von einem Begriff, von einer Vorſtellung im Vergleich mit: Ganz Wien iſt abgebrannt bis auf ein einziges Haus, was noch viel excentriſcher als Byrons Phantaſie: der letzte Menſch auf Erden. Ein Novelliſt aber könnte dieſes einzige Haus ſehr gut brauchen; aus dieſem einzigen Hauſe (und es mußte ein recht kleines ſeyn) ließe ſich eine einzige prächtige Romanſtadt machen. Eine recht große. Nun kommt aber der Hiſtoriker hinten drein und ſagt: Weißt

du was? Es war nur eine Verwechslung mit Freyſtadt, und wenn du es nicht glaubſt, ſo ſchau in der Kloſterneu-burger-Chronik nach.

Carls VI. Erholungen.

Man wird es glauben, daß damahls der Juni ſchon im April gefallen, daß es noch einen Frühling gegeben, einen Lenzmonath, einen Wonnemond, daß noch regelmäßig und gut calendariſch alle vier Jahreszeiten exiſtirt hatten; man wird das Alles glauben, denn der Hof ging damahls ſchon im April auf das Land. Beneidenswerthe Zeit, wo man noch nicht um eine ganze Saiſon ärmer war, wie wir es ſind, und um welche Saiſon: gerade um die köſtlichſte, rei-zendſte und wollüſtigſte!

Was iſt denn das Jahr ohne Frühling? Ein Men-ſchenleben ohne erſte Jugend, ohne Jünglings- oder Mäd-chenzeit. Wickelkind und auf einmahl Mann oder Weib! Was ſoll das heißen? Alle Poeſie iſt dahin. Schöner, ſau-berer Frühlingsanfang, wie er im Kalender ſteht: den **21.** März? Aber damahls, da ſprach die Natur noch fran-zöſiſch.

Den 21. März bereitete man ſich vor, und 8 Tage darauf zog man auf das Land; der ganze Hof und die ganze Stadt.

Es iſt aber hier zuerſt des Vergnügens der Jagd zu erwähnen.

Der Kaiſer liebte es; aber nur bey wenigen Arten desſelben ſpielte er ſelbſt eine thätige Rolle. Auch trug er nie förmliche Jägerkleidung. Es war ſein Grundſatz, es war Regel, nicht im Jagdcoſtüm aufzutreten, wenn man

nicht Jäger von Profeſſion war. Jedermann, ſelbſt die Miniſter, die Damen konnten in was immer für einer Tracht erſcheinen, nur nicht in der waidmänniſchen. Die Kaiſerinn allein war ausgenommen. Ihr Coſtüm war amazoniſch, vollkommen bewaffnet. Die Kaiſerinn, Eliſabeth Chriſtina, Prinzeſſinn von Braunſchweig, war von ſchlankem Wuchs, eine auffallende bezaubernde Schönheit: genug, ſie war die Mutter der großen Thereſia. Man kann ermeſſen, wie mahleriſch ihr jene Tracht gelaſſen. Sie war eine beherzte, äußerſt geſchickte Jägerinn; ſo vortrefflich ſchoß ſie, daß man ihr nur das Stück Wild zu nennen brauchte, um ſicher zu ſeyn, daß ſie es erlegen werde.

Bey den meiſten Jagden konnte vom Publicum zugegen ſeyn, faſt wer da wollte. Gegen 1730 zu war Graf Johann Julius Hardegg Oberſthof- und Landjägermeiſter, und Oberſthof-Falkenmeiſter Johann Albrecht von Saint-Julien, Graf von Waldſee.

Den Frühling brachte der Hof in Laxenburg zu, den Sommer in der Favorita auf der Wieden, bekanntlich wo jetzt das Thereſianum.

Die erſte ſolenne Jagd des Jahres, meiſt ſchon im März, jedenfalls aber vor Oſtern war — ſey man nicht frappirt, aber es war Geſchmack der Zeit, es war Mode, und die Sitten waren überhaupt noch etwas derb: alſo dieſe Jagd war ein Fuchsprellen. Es verſteht ſich, daß der Kaiſer und ſeine Gemahlinn hierbei bloß Zuſchauer abgaben. Sie ergetzten ſich an der Unterhaltung, welche dieſes barbariſche Schauſpiel den zahlreich herbeygeſtrömten Wienern gewährte.

Auch bey der Reiherbeize in Laxenburg waren die beyden Majeſtäten keine handelnden Perſonen. Der Kaiſer

unterhielt ſich im Schirme, meiſt converſirend. Die Reiherbeize währte von 6 bis 10, nach Tiſch von 3 bis 6 Uhr. Aber nicht bloß der edle Reiher wurde da „gebeizt“; auch Raben, Mandelkrähen, Geyern und Haſen ward dieſe grauſame Ehre zu Theil. Schon eine Hetze das!!!

Hirſch- und Schweinjagden pflegten im Sommer zwey gehalten zu werden. Zuweilen in Gaden. Dabey aber war es Niemanden, auch den Miniſtern nicht geſtattet, zu ſchießen; außer den beyden Majeſtäten ſchoſſen bloß Mitglieder der kaiſerlichen Familie, und die Jagddienerſchaft. Das erſte große Jagen fand Tags vor Maria Magdalena Statt. Ward ein „geſchlagener“ Hirſch gefällt, ſo erhielt das Jägerperſonal ein Geſchenk von 1000 Gulden und ein Faß Wein, oder es bekam neue Kleidung. Die zweyte große Jagd ging im Auguſt oder September vor ſich. Im Herbſt erfolgte regelmäßig eine große Wildſchweinjagd.

Auf kleinere Jagden ging der Kaiſer zu unbeſtimmter Zeit, gewöhnlich nach Tiſche, und nicht in große Entfernung: in den Prater, nach Ebreichsdorf, Lanzendorf, Mödling, Stammersdorf, Schönau. Zuweilen ſpeiſte er auch zu Mittag im Walde.

Unter den anderweitigen Vergnügungen nahmen die Oper und das Schauſpiel einen vorzüglichen Rang ein. Sie waren reich, koſtbar, großartig, ja außerordentlich impoſant. Während der Hof in der Favorita reſidirte, ward das Theater häufig im Freyen errichtet, zwiſchen hohen Bäumen, unter freyem Himmel. Den 22. Auguſt, als am Geburtstage der Kaiſerinn wurde eine große Oper aufgeführt, eben ſo an des Kaiſers Nahmenstage, den 4. November. Eine ſolche Oper pflegte nicht weniger als Sechzig Tauſend Gulden zu koſten. Operdirector war der Prinz Pio.

Am Geburtstage des Kaiſers, den 5. October, und am Nahmenstage der Kaiſerinn, den 19. November, wurden große Serenaden, jene berühmten Concerte gegeben, von denen ganz Europa ſprach. Dieſe Künſtler wurden glänzend bezahlt; mehrere hatten einen Gehalt von 6000 fl. Die Kammermuſik beſtand faſt aus lauter Italienern.

Während des Faſchings wurden Opern und Comödien von Edelknaben gegeben; letztere auf dem kleinen Theater. Eigenthümlich waren die ſogenannten Wirthſchaften in dieſer Periode. Es wurde nähmlich eine bedeutende Anzahl Cavaliere und Damen, von beyden Majeſtäten nahmentlich gewählt. Jedem Individuum wurde das Coſtum, meiſt irgend eine Nationaltracht vorgeſchrieben. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſpielten die Rolle des Wirthes und der Wirthinn im buchſtäblichen Sinne, und bothen durch Zuvorkommenheit, Aneiferung und eigenes Beyſpiel Alles auf, die Gäſte zu unterhalten. Jeder Cavalier war verpflichtet, der Dame, die ihm zugewieſen worden, das Coſtüm auf ſeine Koſten anfertigen zu laſſen. Welchen unermeßlichen Spielraum dieſe Wirthſchaften der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und dem Luxus gaben, begreift ſich von ſelbſt. Es iſt bekannt, daß dem Czar Peter zu Ehren eine eben ſolche Wirthſchaft gegeben worden war; man hat davon mehr als eine Schilderung.

Sehr beliebt war das Scheibenſchießen. Der Hof und die Großen erluſtigten ſich damit in dem Garten der Favorita, vom Jacobstag an bis zu Ende des Sommers. Ein ſolches Schießen dauerte gewöhnlich mehrere Tage. Es waren durchaus Preisſchießen. Die Preiſe beſtanden aus verſchiedenartigem Silbergeräthe, welches der Kaiſer lieferte, der auch die Gäſte zu wählen pflegte. Jene Schützen, wel-

chen die zwey größten Gewinnſte zufielen, waren verpflichtet, das nächſte Schießen ſowohl mit dieſen Preiſen ſelbſt als mit eigenen andern auszuſtatten.

Das Kartenſpiel fand ſehr wenig Anklang; Hazard zu ſpielen war förmlich unterſagt. Seiner Gemahlinn zu Liebe ſpielte der Kaiſer zuweilen Ombre, den Fiſch aber nur zu einem Gulden. Das Billard liebte er, und war darauf Meiſter. Oft und gerne ſpielte auch die Kaiſerinn mit ihm Billard.

Schlittenfahrten gab es damahls prachtvolle. Der Kaiſer fuhr aber nie ſelbſt mit; er begnügte ſich mit dem Zuſehen. Während ſolcher Schlittagen wurden die Straßen und Plätze mit Ketten geſperrt.

Eine Criminal-Geſchichte.

Ich erinnere mich an eine kleine Criminalgeſchichte, welche ſich vor etwa 40 Jahren zugetragen, und wohl verdienen mag, bekannt zu werden.

Baron W***g in Wien war ein reicher Mann. Er wohnte im Baldtauf'ſchen Hauſe. Die ſchöne Jahreszeit brachte er mit ſeiner Familie auf dem Lande zu. In der Wohnung blieb Niemand zurück; ſie wurde aber auf das Vorſichtigſte verwahrt.

An Samſtagen pflegte das Fräulein von Kugler, welches bey der liebenswürdigen Familie lebte, mit einer Magd nach der Stadt zu fahren, um die Wäſche und ſonſtige häusliche Angelegenheiten zu beſorgen.

An einem ſolchen Tage, wie das Fräulein an die Hauptthüre der Wohnung kam und öffnen will, ſieht ſie die Vorlegeſchlöſſer entfernt. Dieß befremdet ſie zwar; allein ſie

nimmt ſogleich an, daß der Baron ſelbſt, der ſchon zur früheren Bureauſtunde herein gefahren, in der Wohnung zu thun gehabt, oder ſich noch in derſelben befinde. Indeſſen, aus einem dunklen Gefühl, bereut ſie, die Magd ſchon am Hausthore weggeſchickt zu haben, ſchließt jedoch ohne Weiteres die Thüre auf.

Sie beobachtet aber aus einem gewiſſen natürlichen Tact der Klugheit, ſo wenig Geräuſch zu machen, als möglich, und ſchreitet leiſe und langſam durch die erſten zwey Zimmer, deren Jalouſien, wie jene der andern Gemächer, geſchloſſen waren. Nun gelangt ſie in den Salon, in welchem eine ſchmale Thür in das Arbeitszimmer des Barons führt. Das Fräulein bemerkte ſchon von ferne, daß dieſe Thür nur angelehnt ſey, und nimmt ſofort um ſo ſicherer an, der Baron ſey zugegen. Gleichwohl nähert ſie ſich nur ganz geräuſchlos dieſer kleinen Thür. Jetzt aber bleibt ſie ſtehen; denn ein plötzliches Gefühl der Angſt hat ihre Schritte gelähmt. Aber ſie hat Energie; ſchnell faßt ſie ſich wieder; nur einen Schritt noch hat ſie zu machen, um durch die Spalte der Thüre das Innere des Zimmers zu überblicken, und ſie macht dieſen einen Schritt. Himmel! Was erblickt ſie?!

Das Zimmer iſt von einem Wachsſtock erleuchtet. Der große Schreibetiſch, in welchem der Baron ſeine Gelder und Koſtbarkeiten verwahrt hatte, iſt geöffnet; die Schublädchen ſind herausgezogen. Den Rücken der Thür zugekehrt, wühlt ein fremder Mann in haſtiger Auswahl unter den Geldpapieren und ſteckt deren ſo wie Uhren, Ringe, Doſen, eiligſt in ſeine verſchiedenen Taſchen. Augenſcheinlich Einbruch, Raub.

Bey einem ſolchen plötzlichen Anblick nicht die Gegen-

wart des Geiſtes verlieren, ſich wenigſtens nicht durch einen mechaniſch unwillkührlichen Schrey der Überraſchung verrathen: das ſetzt unläugbar eine ungewöhnliche Selbſtbeherrſchung voraus. Das Fräulein bewies ſie. Eine Secunde noch verweilte ſie an dieſer gefährlichen Stätte; (denn, nimmt der Räuber ſie wahr, iſt ſie verloren), alsdann machte ſie, auf alle Möglichkeiten gefaßt, den Weg zurück, und wieder in Sicherheit, entringt ein ſchwerer, langer Seufzer ſich ihrer angſtwogenden Bruſt.

Da ſie Niemanden auf der Stiege gewahrte, ſo eilte ſie zu dem Hauswärter, um Anſtalt zu treffen, ſich des Diebes zu bemächtigen. Darüber vergehen ein paar Minuten. Einige handfeſte Leute machen ſich nun auf. Man begibt ſich in das verhängnißvolle Zimmer. Der Wachsſtock brannte nicht mehr. Der Räuber war nicht mehr da.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nichts unterlaſſen wurde, den Thäter zu ermitteln. Aber keine Spur. Unter den vielen und mannigfachen Erhebungen war auch eine, aus welcher hervorging, daß der Raub gleich in dem Moment des Beginnens hätte vereitelt werden können. An das Baldtauf'ſche Haus ſtößt jenes zum goldenen Becher, doch nicht unmittelbar; eine ſchmale mit einem Holzgitter geſchloſſene Paſſage trennt dieſe zwey Gebäude. Die Nachbarn desſelben können ſich aus den Fenſtern die Hände reichen. Nun gewahrte die dem Baron gegenüberwohnende Parthey im goldenen Becher wohl den Lichtſchimmer durch die Jalouſien, ſtutzte vielleicht, achtete aber nicht darauf und ſomit wurde der Raub ungeſtört vollführt.

Nahmentlich war eine große Summe in Staatspapieren entwendet worden. Von den Nummern derſelben hatte man ſogleich auch alle Wechſelſtuben in Kenntniß ge-

ſetzt. Das Haus Brentano hatte einige derſelben gekauft; an die Perſon des Verkäufers jedoch vermochte man ſich nicht mehr zu erinnern. Man wußte nur noch, daß ſie kein verdächtig ausſehendes Individuum geweſen, da man von ſolchen Leuten nichts zu kaufen pflege.

Das Fräulein v. Kugler glaubte, Gründe zu haben, es nicht für unmöglich zu halten, daß wohl ein ehemaliger Hofmeiſter des freyherrlichen Hauſes der Thäter ſey. Lange ging ſie mit ſich zu Rathe, bevor ſie dieſe Vermuthung äußerte. Sie erkundigte ſich vorerſt um die jetzigen Verhältniſſe dieſes Individuums. Sie erfuhr, daß dieſer Mann wieder den Poſten eines Hofmeiſters bekleide, und zwar in einem ſehr angeſehenen Hauſe, das ſehr zufrieden mit ihm ſey. Das Fräulein vernahm aber zugleich, er habe, ohne daß man einen ſtatthaften Beweggrund annehmen könne, der Familie ſeine Anſtellung gekündet, und gedenke, zu verreiſen.

Dieſe Nachricht konnte wohl geeignet ſeyn, den Verdacht des Fräuleins zu begründen. Sie ſann nach, ob der Mann während ſeines Aufenthaltes in dem Hauſe des Barons nicht irgend eine Eigenthümlichkeit in ſeinem Benehmen, irgend eine Angewohnheit oder Manier geoffenbart; und ſiehe, es fiel ihr bey, daß er bey vielen, ſelbſt bey unpaſſenden Anläſſen ſich des Sprichworts bedient habe: Vom Profit muß der Menſch leben.

Sogleich entdeckt ſie nun ihren Argwohn dem Baron. Man begibt ſich noch einmahl zu Brentano, und bittet, nachzuſinnen, ob der Verkäufer jener Obligationen ſich nicht durch irgend eine Äußerung in dem Geſpräch während des Handels beſonders bemerkbar gemacht habe? Der Commis, welcher dieſen abgeſchloſſen, wird aufmerkſam; er ſucht ſich

den ganzen Act zu vergegenwärtigen. Es fällt ihm ein, daß jener Mann mit der Berechnung der Papiere nicht zufrieden geweſen, daß er lange gefeilſcht; daß er wohl ein ſehr ſchwer zu befriedigender Geſchäftsmann ſeyn möge; denn, ſetzte der Commis mit Nachdruck hinzu, gleichſam als erwache in ihm ſelbſt die Bedeutſamkeit dieſer Worte; denn, ſagte er, der Verkäufer äußerte mehrere Mahle, wie Schlag auf Schlag: „Vom Profit muß der Menſch leben.“

Das Fräulein war bey dieſer Auskunft zugegen. Sie triumphirte.

Unverzüglich wurde zu Maßregeln geſchritten. Der Dieb hatte bereits einen Paß nach Gratz gelöſt. Man eilt zu allen Landkutſchern. In der Kohlengreinze langt man an, in dem Augenblick, als der Räuber im Begriffe ſteht, in den Wagen zu ſteigen. Er geſtand auf der Stelle. Unaufgefordert ſagte er auch aus, daß er das Fräulein unbedenklich würde ermordet haben.

In dieſem gräßlichen Falle wäre ich nicht einige Jahre lang der glücklichſte Gatte geweſen.

Merkwürdiges Ehepaar.

„Was iſt alltäglicher und abenteuerlicher zugleich?“ Wenn Jemand dieſe Frage ſollte aufwerfen wollen, ſo würden gar Viele Jemand darauf antworten können: Die Liebe, mit Allem was dazu gehört. Alſo ſchon an und für ſich! Wie dann erſt, wenn abſonderliche Fata hinzu kommen, was allerdings häufig genug der Fall. Nun aber dürfte nicht leicht eine Vermählung romantiſcher, draſtiſcher und rührender ſeyn, als die vor etwa 30 Jahren, be-

ren würdige Helden wahrſcheinlich noch am Leben ſind. Sie betrifft einen Grafen H. und eine Comteſſe A.

Verlobt waren ſie ſchon von Kindesbeinen an, in hohem Grade einander zärtlich zugethan, nach dem Wunſche und mit vollſtem Einverſtändniß der Verwandten. Da bricht der leidige Krieg aus, und der Graf zog ins Feld. Mittlerweile erkrankt die Geliebte. Von den Pocken wird ſie befallen; von den Pocken wird ihr engelgleiches Antlitz gänzlich zerſtört. Zu der glühenden Sehnſucht nach der alsbaldigen Rückkehr ihres Theuren geſellt ſich die entſetzliche Angſt, ihn zu verlieren, denn ſie ſelber wagt es nicht, ſich anzublicken, ſtets umhüllt mit einem dichten Schleyer.

Der Krieg iſt zu Ende; der Graf iſt auf der Rückreiſe. Seine eigene Furcht, die Neigung der Angebetheten ſchon beim erſten Wiederſehen auf ewig einzubüßen, iſt ihm noch qualvoller, als die Angſt, welche im Buſen der Geliebten tobt.

Der Graf kommt an. Die Gräfinn zagend und zitternd eilt ihm entgegen, zagend und zitternd er ihr ſelbſt. Plötzlich bey ſeinem Anblick wird ihr ein gräßlicher, aber ein ſüßer, ein unvergänglicher Troſt: erblindet iſt ihr Verlobter, einem unglücklichen Streifſchuß zur Folge. Er ſtürzt in ihre Arme, ſie in die ſeinigen. Glücklich ſind ſie, und bleiben es. Die Vermählung ging alſogleich vor ſich.

Die Muſe der Tonkunſt verſüßte ihren Bund. Häufig ſah man dieſe zärtlichen Gatten Opern und Concerte beſuchen, die Gräfinn verſchleyert, den geliebten Mann führend. Welch rührender Anblick!

Der Herzog von Schalmey.

(Silhouette.)

Ich ſuche Jemands Wohnung auf. Ich gerathe in ein prächtig meublirtes Vorzimmer. Niemand iſt da. Ich trete in das zweyte Gemach, welches pauver, ja erbärmlich eingerichtet. Da ſitzt ein hübſcher, junger Mann in zerriſſenem Schlafrock und lieſt. Ich entſchuldige mich; er excuſirt ſich auch. Mein Jäger iſt nicht da, ſagte er, auf das erſte Zimmer deutend, der könnte Ihnen Nachweiſung geben.

Die Wohnung meines Freundes fand ich wohl; er war aber nicht zu Hauſe. Er ſpeiſt, heißt es, da und da. Mittags gehe ich hin. Durch die ordinäre Gaſtſtube ſchreitend, ſehe ich mitten unter ſogenanntem Pöbel einen koſtbar gekleideten Livrée-Jäger. Im Extra-Zimmer finde ich den ſchönen, jungen Mann von dieſem Morgen, in ärmlichem Anzug; ein Glas Waſſer, ein paar Frankfurter Würſte vor ihm. Er grüßt mich; er winkt hinaus; der koſtbare Jäger tritt ein zu ihm, mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit. Mein Freund aber war nicht zugegen.

Den andern Tag bin ich wieder in dem Gaſthaus. Der junge Mann verzehrt einen kleinen Roſtbraten in der ordinären Stube; im Extra-Zimmer ſitzt der Jäger im prätiöſen Coſtum eines Dandy und ſpeiſt einen Faſan, und verlangt 2 Forellen; eine Flaſche Champagner ſteht bey ſeinem Couvert.

Endlich finde ich, den ich geſucht. Wir verabreden uns für den Abend zu einem Spaziergang aufs Land. Im Vorübergehen bey einem Garten, wo man Neuwein ſchänkt, gewahren wir den jungen Mann mitten unter den Prole-

tariern; wir bemerken, daß ihm einige dieſer fidelen Leute abſcheulich riechendes Schweinezeug biethen, und ſehen, daß er es gierig verſchlingt.

Im Hauſe ſelbſt, in welches wir traten, ſitzt der Jäger in ſeiner goldenen Livrée mit ſeiner Geliebten. Eine halbe Elfer vom Beſten begehrt er, zieht eine große Zuckerdüte aus der Taſche, und legt ſie dem fein gekleideten Frauenzimmer hin.

Es iſt wieder der arme Herr v. Schalmey mit ſeinem reichen Jäger.

Herr v. Schalmey hatte in den Jünglingsjahren fleißig ſtudirt, frugal gelebt, ein wenig Negoz getrieben, All und Jedes angewendet, um es mit der Zeit dahin zu bringen, 1200 Gulden Einkünfte zu erreichen. Er hatte calculirt, wie folgt: Mit 300 Gulden kann ich leben, wenn auch zur Noth, aber doch leben. Mehr als 900 Gulden wird ein herrſchaftlich ausgeſtatteter Jäger nicht koſten; und einen herrſchaftlich ausgeſtatteten Jäger muß und werde ich haben.

Das war Herrn v. Schalmey's höchſtes Gut und Trachten.

Nach Verlauf von Jahren hatte Herr v. Schalmey ſich die Revenue von 1200 Gulden erſchwungen. Herr v. Schalmey hatte jetzt einen ſuperben Jäger, ſo elegant, ſo reich decorirt, wie der eines Millionärs. Herr v. Schalmey war jetzt glücklich, vollkommen glücklich; denn andere Tendenzen und Wünſche hatte er nicht. Und er blieb es, fort und fort.

Sein Glück benützte, genoß er. Wir werden es ſehen.

Eines Tages bin ich in dem Laden des unterrichtetſten, ehrenwertheſten, billigſten Samenhändlers von der Welt.

Ich plaudere mit dieſem vieljährigen Freunde. Der pauvre junge Mann tritt ein: „Ich gedenke auf meinen Gütern Viehwirthſchaft einzuführen," ſagt er; „ich werde viel Klee brauchen. Vor der Hand zur Probe eine ganz kleine Doſis um ein paar Kreuzer; ich bitte." Der Samenhändler ſchmunzelt, bringt die Waare, nimmt das Geld. Herr v. Schalmey ſagt: „Wiſſen Sie was, Beſter, behalten Sie die Priſe da, ich werde meinen Jäger darum ſchicken. Adieu, Adieu!" Nicht lange, ſo kommt der pompöſe Jäger, iſt ſehr höflich und nimmt die Waare an ſich. „Gewiß ein Engländer," ſagt Herr K**r; „o ich kenne dieſe Sonderlinge." Ich aber bewahre das Geheimniß.

Auf dem Waſſerglacis ſpaziert ein kümmerlich gekleideter junger Mann umher, eifrig leſend in einem Buche. Plötzlich wendet er ſich um, und winkt einen mit Goldtreſſen überladenen Livrée-Jäger heran, der ein großes, dickes Buch in Folio unter dem Arm trägt. Der Jäger ſpielt die Rolle eines Pultes; er hält das Buch hin. Der Herr ſchlägt es auf, blättert und ſucht ein Wort. Unwillig ſagt er, aber ſo laut, daß alle Leute es hören: „Ich verſichere dich, Moritz, dieſe verdammte ſpaniſche Sprache iſt ſchwieriger, als ich es geglaubt. Auch das Lexicon gibt nicht hinlängliche Auskunft. Recht fatal das." Der Jäger, aber voll Devotion, erlaubt ſich, die Achſeln zu zucken, und zu ſagen: „Ich bedaure ſehr, gnädigſter Herr." Das Buch, o ich erkannte es ſchon von ferne, war kein ſpaniſches Lexicon, ſondern ein einzelner Band von Chauvins juridiſchem Wörterbuch latein.

Einige Zeit darauf gehe ich mit meinem Freunde wieder aufs Land. Neulich, erzählt er mir, ſpeiſte ich bey Dommayer. Neben mir ſaß Herr v. Schalmey. Er nahm

nur Suppe, und ein Glas Waſſer. Er ſah aus, wie krank. Sein Jäger ſervirte ihm die Suppe, das Waſſer. Du kannſt meine Zeche berichtigen, Moritz, ſprach er. Dann ſtand er auf und ging.

Ich lache. Nicht genug, fuhr mein Freund fort. Ich wohne jetzt auf dem Wildpretmarkt. Faſt täglich iſt Herr v. Schalmey dort, ſpazirt auf und ab vor den Läden, muſtert die verſchiedenen Gattungen Wild, ſpricht darüber mit dem brillanten Jäger, als Kenner, als Beſitzer vieler Wildbahnen. Er ſchwätzt, aber nur in Bruchſtücken, doch ſehr leutſelig mit den Händlern. Er iſt die Vornehmheit ſelbſt.

Ich lachte nicht mehr. Ich rief aus: „Der Mann iſt wahrhaft glücklich; faſt beneide ich ihn.“ Forſchend und ironiſch ſah der Freund mich an. Ach, da lachte ich aufs Neue.

Welch ſchöner, luxuriöſer neuer Omnibus! Aber nichts gegen den glänzenden Jäger, der hinten aufſteht neben dem Wagendienerchen. Anfangs der Favoritenſtraße hält der Wagen an. Herr von Schalmey ſteigt aus, bezahlt die Hälfte der Taxe; ſein Jäger in beſcheidener Entfernung ihm nach.

Eines ſchönen Nachmittags befindet ſich der Wildpretmarkt in der Jägerzeile. Herr v. Schalmey lorgnirt die wunderſchönen Wägen Stück für Stück, wie ſie ſo vor den Sattler-Ateliers zur Schau ſtehen. Herablaſſend ſpricht er mit dem Meiſter. Mit Recht, ſagt er gnädig, ſind die Wiener-Kutſchen berühmt; die ſchönſten, die geſchmackvollſten von der Welt; dabey die Preiſe recht billig, ja zu gering. Die Sattler rücken aus mit dieſen zu geringen Preiſen; der Lord thut, als wolle er die ganze Jägerzeile kaufen; aber für heute: nicht einen einzigen

Digitized by Google

Wagen kauft er. O gewiß iſt der Herr heute nicht bey Laune. Der im Sonnenlicht funkelnde Jäger ſtets ein paar Schritte rückwärts. Der Lord grüßt kalt, und ſchlendert langſam fort. Allerhand Leute waren ſtehen geblieben. Die Sattler ſehen dem Cavalier nach. Es iſt ein reicher Pair, ſagt der Eine; nein, es iſt der Baron Schalmey; warum nicht gar, corrigirt ein Sattlermeiſter; es iſt der Graf Schalmey, der Fürſt Schalmey will ich ſagen, unermeßlich reich; bereits 10 Wagen hat er von mir gekauft. Er ſchickt ſie alle nach Conſtantinopel; dort hat er eine Schöne.

Einige Dämchen ſchleichen ſeufzend ſich fort: Ach, unermeßlich reich; 10 Wagen, und ein paar 100 Meilen von dem Anbether entfernt! Ach! Vielleicht auch überbringt der deliciöſe Jäger ſelbſt die Wagen. Ach! ach!

Im Prater betrachtet der Herzog v. Schalmey ſehr critiſch die Equipagen, dann in der andern Allee noch viel critiſcher die Reitpferde. Gefolgt iſt er von ſeinem unzertrennlichen Jäger. Dieſer macht noch größeres Aufſehen, als der Herzog ſelbſt. Die Nobleſſe fixirt den Menſchen. Man findet, ſein Geſicht und ſeine Geſtalt ſeyen noch intereſſanter, als ſeine Livrée.

Den Rückweg nehme ich über die Baſtey. Der Himmel weiß, wie der Herzog ſchon früher dahin gelangt war. Ja, ich erinnere mich, ich hatte im Prater eine Taſſe Caffeh genommen, und Seine Gnaden gewiß nicht. Hier auf dem Wall luſtwandelt er langſam. Zwey Schritte hinter ihm der Jäger. Der Gebiether zieht aus der welken Brieftaſche eine halbe Cigarre. Der Jäger ſpringt herbey und zündet ſie an. Alle Augenblicke aber löſcht ſie aus; alle Augenblicke alſo ſpringt der Jäger herbey, und zündet ſie an. Sonderbar! Iſt die Cigarre ſo ſchlecht, oder raucht

der Herzog ſo nachläßig, oder iſt jene nur ſo obenhin angebrannt? Wer kann das entſcheiden?

Auf Regen folgt Sonnenſchein, weil auf Sonnenſchein Regen folgt. Während einer langen Periode des Letzteren war nebſt der Sonne auch der Herzog v. Schalmey ſo gut als unſichtbar. Eines Nachmittags aber in einem dunkeln Winkel bey Daum kauert eine miſerabel gekleidete Geſtalt und lieſt im Galignani. Es iſt der Herzog, ein Stümpfchen Cigarre im Munde aber unangezündet, vermuthlich der Reſt von der Baſtey. Weder ein Glas Punſch, noch ein Glas Zuckerwaſſer ſtand bey ihm; er war nur Vonlontär. Wir befinden uns im allerletzten Zimmer; da drängt ſich, vom Kohlmarkt herein in Haſt, mitten durch 100, 200 Gäſte ein athletiſcher, goldſtrahlender Jäger, einen großen, dicken Brief in der Hand. Der Jäger ſucht Jemanden; es iſt gewiß. Der Jäger findet aber auch Jemanden; das iſt ebenfalls gewiß. Ehrerbiethig mit tiefem verharrenden Bückling überreicht er die Depeſche dem Herzog mit den lauten Worten: „Ein Courier aus London.“ Dann zieht er ſich 3 Schritte zurück. Langſam öffnet der Herzog ein großes, großes Siegel; eine Lage ſehr dünnes, gleichgroßes Papier wird ſichtbar; unſtreitig Banknoten, Hundertpfünder, Tauſendpfünder, verſteht ſich. Der Herzog wirft 2 bis 3 flüchtige Blicke auf den langen Bericht, knüllt die ganze Depeſche nebſt Inhalt zuſammen, wirft ſie dem Jäger in den Hut, und ſpricht ſehr vernehmlich: Da, nimm das Ding mit nach Hauſe; laß wieder ausſpannen; ich fahre heute nicht aus.

Leider, ſchon ziemlich lange habe ich Herrn v. Schalmey nicht geſehen, auch nichts von ihm gehört. Was iſt das? Durchzieht er vielleicht die Provinzen, die fremden

Lande, oder das gute flache Land, ſich huldigen zu laſſen mit ſeinem koſtbaren Jäger? Iſt er alſo etwa mit all den ſchönen Kutſchen der Jägerzeile auf Reiſen? Was weiß ich?

Sehe man nun, wie glücklich man ſeyn kann, mit einer Revenue von 1200 Gulden!

Herzog v. Schalmey, geruhen Sie fortzufahren, glücklich zu ſeyn!

Wir Andern aber, wie beklagenswerth ſind wir ohne einen ſolchen Parade-Jäger! Falſch geſagt! Zu beklagen ſind wir nur, weil wir gewiß Jeder ſolch einen Jäger haben, Steckenpferd genannt. Nur die Frugalität, die Gemeſſenheit, die Conſequenz, mit Einem Wort, die gewiſſe kleine Weisheit des Herzogs v. Schalmey werden wir in Uns ſelbſt vermiſſen. Denn ſonſt wären wir lauter Herzoge und das würde ein großer Fehler ſeyn.

Scharfrichterey.

Eine der mancherley alten Wiener-Sagen, die man mir in meiner Kindheit erzählt hat, betrifft einen avanturiöſen Scharfrichter. Ich erinnere mich nicht, ſie ſeitdem gehört oder geleſen zu haben. Es verhalte ſich nun mit dieſer Mähr, wie immer: ich erzähle ſie ſo, wie ſie mir noch beyfällt. Der Scharfrichter-Ordinarius war darauf gegangen; man brauchte aber ſo eben wieder einen, da ein Delinquent vorhanden, der durch das Schwert abgethan werden ſollte. Es wurde alſo ein Concurs nicht ausgeſchrieben, ſondern ausgerufen, oder ausgetrommelt. Es meldeten ſich 3 Competenten und fanden ſich ein. Der Eine, dem es ſehr um das Amt zu thun, pries ſeine Kunſt über die Maßen, wies auch gute Zeugniſſe vor, verſprach auch

überhaupt viel durch ſeine hohe, robuſte Geſtalt, ungemeine Stärke und Gewandtheit. Aber jeder der andern Beyden hatte Patronanz, und Jener war in dem Fall, befürchten zu müſſen, daß er durchfalle. Da trat er auf und verſicherte, ſeine Kunſt ſey dergeſtalt außerordentlich, daß, wenn man rings um den Hals des Delinquenten einen Strich mit Kreide machen wolle, er den Hieb mitten durch dieſen Strich führen werde. Dieſer vermeſſene Vorſchlag ward angenommen, unter der Bedingung, daß im Fall des Mißlingens der Scharfrichter die rechte Hand verlieren ſolle. Der Tag der Execution erſchien. Der Übelthäter kniete; die beyden Nebenbuhler des Scharfrichters ſtanden ihm rechts zur Seite, insgeheim frohlockend, eines ſo kecken Mitbewerbers alsbald ledig zu werden. Dieſer aber ordnete ohne viele Vorbereitung ſeine Stellung. Er hebt das Richtſchwert, zielt nicht gar lange, haut den Hals durch; in demſelben Augenblick aber dreht er ſich auf der linken Ferſe ringsum und ſchlägt mit ein und demſelben Hieb den beyden Concurrenten gleichzeitig die Köpfe ab. Erſtaunen, Entſetzen und Furcht erfüllte die Gerichtsperſonen, wie ſämmtliche Zuſchauer. Jede Zunge war gelähmt, nur die des Scharfrichters nicht. Der rief mit donnernder Stimme: Nun werdet Ihr wohl glauben, daß mir allein das Amt gebührt? Das bluttropfende Richtſchwert aber hielt er bey dieſen Worten wie drohend hoch empor, und ſchaute den Bürgermeiſter ſcharf und trotzig an. Selbiger, blaß vor Angſt, warf fragende Blicke auf ſeine Amtsgenoſſen, und als dieſe ſtumm genickt, ſagte er mit bebender Stimme zu dem Bluthelden: Es ſey denn, Ihr ſollt das Amt haben, wenn es mit dem Hieb durch den Kreideſtrich

in der Ordnung iſt. Ein Stöckelknecht unterſuchte den Hals des Geköpften, und ſiehe, der Hieb war genau mitten durch die Kreidenlinie. Der Mann aber erhielt das Amt.

Seltſamer Grundbeſitz.

Der Prinz de Ligne war auch Oberherr oder Herzog oder König des Felſengebiethes auf Tauris, wo einſt der Tempel Iphigeniens geſtanden. Der Prinz de Ligne war dieß in der That; ob dieſer Grundbeſitz in ſeinem Titel vorkam, weiß ich nicht. Er gelangte zu dieſem allerdings ſehr merkwürdigen Landſtrich durch ein Geſchenk Catharinens von Rußland. Auf ihrem an künſtlichen Wundern ſo reichen Zuge durch Taurien war er in ihrem Gefolge. Als man bey dem Vorgebirge von Parthenizza anlangte, ſtreckte die Kaiſerinn die Hand aus, wies auf jenen Felſen hin und ſprach: „Prinz, ich verleihe Ihnen jenes Gebieth.“ De Ligne von dieſen Worten begeiſtert, erhebt ſich, ſtürzt ſich in voller Galla-Uniform, aus der Yacht in's Meer, und ſchwimmt an das Ufer des Vorgebirges; da ſtellt er ſich in Poſitur, zieht den Degen, und ruft ſalutirend: „Wohlan Eure Majeſtät, ich nehme davon Beſitz.“

Frau von Chezy.

Ich ſollte ein Taſchenbuch heraus geben: Philomele. Frau v. Chezy verſprach mir Beyträge. Ich nahm mir vor, es ihr zu dediciren. In dieſer Abſicht ging ich hin.

Ich hatte Frau von Chezy ſtets für die deutſche Staël gehalten. Ich weiß nicht, weßhalb ich glaube, daß dieſes auffallen dürfte? Aber wodurch hat denn Frau von Staël

dieſen ſtrahlenden Nahmen? Sie hat glänzenden Geiſt; ſie hat das, was man Genie nennt, lebhafte Einbildungskraft, Leichtigkeit, Witz; Eigenſchaften, die auch Frau v. Chezy beſitzt. Es iſt wahr, die Franzöſinn hat wiſſenſchaftliche Bildung, Freyheit der Geſinnung, eine gewiſſe Philoſophie; ſie bewegt ſich auf dem Felde der Geſchichte und Politik; allein der Deutſchen gebricht es an Erſteren nicht im Mindeſten, ja ſie hat noch Sprachenkenntniß voraus; dann iſt ſie eine poetiſche Natur, und in Anſichten und Grundſätzen ſo liberal wie die Franzöſinn. Was den Styl betrifft, ſo iſt jener der Frau von Chezy eben ſo frey, natürlich und einnehmend, wo nicht noch mehr, als jener der Frau von Staël. Ein gewiſſer Cynismus iſt Beyden eigen, in Empfindungen, Ideen und Ausdruck, wie im Leben ſelbſt. Sogar in der äußeren Perſönlichkeit ſind ſie einander nicht unähnlich. Kurz, in meinen Augen, wie geſagt, ich glaube, wenn man ein characteriſtiſches Bild der Frau von Chezy entwürfe, ohne ihren Nahmen dabey zu nennen; wenn man dann am Schluſſe ſagte: das iſt das Bild der Frau von Chezy, ſo würde Niemand überraſcht ſeyn, man würde beyſtimmen, ſo ſehr hängen wir von der Form ab!

Helmina von Chezy wohnte auf der Waſſerkunſtbaſtey. Ich lud den in ſeiner Art ſo merkwürdigen Dichter Mayrhofer, meinen unmittelbaren Logisnachbar ein, mit hin zu kommen. Mayrhofer, etwas menſchenſcheu, ſchien ſich zu bedenken; allein da es ſich darum handelte, eine Poetinn, deren Genius auch er ſo warm verehrte, näher kennen zu lernen, ſo entſchied er ſich dafür.

Wir fanden ſchon Beſuch da. Haliſch war zugegen. Er declamirte der Dame ein Gedicht vor, ihr Urtheil zu vernehmen. Sie, in faſt argem Negligee, die Arme in die

Hüften geſtemmt, ſchritt im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit langte ſie nach einer Serviette, und trocknete ſich den Schweiß; dann ſetzte ſie ſich auf einen Schemel. Ihre kleine, dicke, plumpe Geſtalt nahm ſich da gar ſeltſam aus.

Das Product hatte ihren Beyfall nicht. Der Stoff war aus der franzöſiſchen Geſchichte. Sie fragte, ob er ihn nicht dem Froiſſart entnommen. Halirſch ward ein wenig betroffen; er bejahte es. Dann zeigen Sie, ſagte Frau von Chezy, daß Sie der altfranzöſiſchen Sprache nicht kundig ſind. Ich bin es, ſetzte ſie hinzu; den Froiſſart, den Rabelais, den Montaigne leſe ich Ihnen neu vor, ohne Fehler. Doch, ſagte ſie ſehr freundlich, wie eine Mutter, zu dem etwa 20jährigen Dichter, ein Paar kleine Correctionen werden leicht Alles gut machen. Laſſen Sie mir die Ballade da bis Morgen. Halirſch verſtand ſich mit Dank dazu, und nahm Abſchied, da er dieſen Vormittag noch die Recenſion eines Stückes im Burgtheater zu ſchreiben hatte, für die Theaterzeitung, deren Referent er war.

Mayrhofer ſprach ſich recht gut mit Helminen. Sie ſchätzte ihn ſehr. Sein Gedicht: „In der Schmiede“ konnte ſie auswendig, ſie überraſchte ihn, indem ſie es recitirte. Sehr zart gab ſie ihm zu verſtehen, daß er ſich wohl ein wenig zu ſehr Goethen vorſchweben laſſe, nahmentlich in Anſehung der Nachläſſigkeit der Form. Man erkannte deutlich, daß es ihr Freude mache, Mayrhofer perſönlich kennen zu lernen; Er, ſeiner Seits nicht minder; er wurde faſt warm. Sie nöthigte ihn zum Thee, und ſie ſchwatzten von Cenſurſachen, während ich mit Drärler-Manfred plauderte, der indeß gekommen.

Dieſer kündigte an, daß er einen Ausflug nach Norddeutſchland beabſichtige. Recht nette Sachen hatte er eben

fertig, er theilte mir einige mit für den Almanach. Das Geſpräch kam auf Euryanthe. Helmine bemerkte ganz offenherzig, daß ſie für das Dramatiſche durchaus weder Beruf noch Neigung habe; ſie wolle bloß der Bitte des Compoſiteurs nachkommen, den ſie ſo ſehr ehre. Dräxler explicirte ſich bey dieſem Anlaß als einſichtsvoller, geiſtreicher Bühnenkenner und Kunſtrichter. Es blickte durch, daß er wenig Hoffnung für wünſchenswerthen Erfolg hege. Helmine verdroß das durchaus nicht.

Nun kam auch Berling, der prudente Theaterreferent, der für ungleich weniger galt, als er werth war. Er hatte Tact, reellen Character, große Gewandtheit, er war durchaus unbeſtechlich trotz ſeiner äußerſt mittelmäßigen Umſtände. Er war im Begriff, ſeine zerſtreuten Schriften zu ſammeln. Er wendete ſich an mich, ihm einen Verleger zu verſchaffen. Sie ſind ſo gut als vergeſſen; denn Erzählungen zu ſchreiben, war ſeine Sache nicht. Aber ſeine dramaturgiſchen Berichte, nahmentlich im Converſationsblatt leſen ſich gut.

Ich erhielt von Frau v. Chezy außer der Erlaubniß zur Widmung unter Andern das Gedicht: „Nachtigallen-Heimath" das der wackere Gyrowetz, dieſer noch kräftige ſo achtens- wie liebenswürdige Veteran in Muſik ſetzte. Helmine war uneigennützig und lehnte ein Honorar ab. Dafür trug ich ihr meine Dienſte bey der Sammlung ihrer Novellen an, die ſie im Begriff war, unter dem Titel: „Stundenblumen" heraus zu geben.

Man ſollte ſehr weit entfernt ſeyn, Frau von Chezy ſchlechtweg für eine lediglich Belletriſtinn zu nehmen. Es geſchieht dieß ungerechter, leichtſinniger Weiſe wohl nur zu

häufig, um ſo auffallender, da ſie doch mehreres Wiſſenſchaftliche geſchrieben.

Einen Vorzug noch hat ſie vor der Staël. Sie ſchrieb ſtets leicht, gewandt und ſicher, direct für den Druck, ohne zu corrigiren, oder wohl gar umzuſchreiben, woran ſich Jedermann gewöhnen ſollte. Viele längere Aufſätze habe ich von ihr geſehen, in denen aber auch durchaus nicht das Mindeſte geändert war. Betrachte man hingegen die Manuſcripte der Staël! Welche Menge von Correctionen, welcher Mangel an Orthographie und beſonders welche ſchülerhafte Interpunctirung! Bey meinem Autographe-Geſchäft ſind mir viele Handſchriften der Frau von Staël vorgekommen; aber nicht das einfachſte Billetchen, ohne dieſe grelle Gebrechen. Frau v. Chezy erſchien überall als eine der gewiß ſehr wenigen Schriftſtellerinnen, die keines männlichen Redacteurs oder Retoucheurs bedürfen.

Ein Neſtor.

1808 war der Älteſte des Invaliden-Pallaſtes ein Mann, der den großen Eugen († 1736) noch geſehen hatte. Er hieß Ignaz Bachmann, war 108 Jahre alt, und hatte 70 Jahre gedient. Als den 15. Februar 1808 in dieſem Invaliden-Hauſe der Geburtstag des Kaiſers Franz gefeyert wurde, wobey der Monarch ſelbſt zugegen war, überreichte dieſer Neſtor dem Helden des Feſtes ein Gedicht. Geführt wurde er von zwey Offizieren. Franz war gerührt von dieſem Anblick, reichte dem Greis die Hand zum Kuſſe, ſagte ihm viel Erhebendes, und ließ ſich über die Würde des Soldatenſtandes mit ſo ergreifenden Worten aus, daß allgemeine Begeiſterung entſtand, und ſich in einem rauſchen-

den Jubel kund gab. Der alte Mann weinte vor Freude, die ſeinem Leben ſelbſt faſt gefährlich wurde. Die erhabene Feyerlichkeit war reich und merkwürdig decorirt, beſonders mit Büſten und Rüſtungen ausgezeichneter Heerführer, mit Trophäen aller Art. Unter Andern ſah und bewunderte man die Rüſtungen Rudolphs von Habsburg und Carls V.

Merkwürdiger Brief.

Zuſchrift des Herzogs von Orleans, jetzigen Königs der Franzoſen, in England, an den k. k. Hofrath von Gentz in London.

Nicht eben auf Anlaß der unlängſt Statt gefundenen Anweſenheit Ludwig Philipps in England allein iſt es von Intereſſe, nachſtehenden Brief, den er vor mehr als vierzig Jahren in jenem Lande geſchrieben, zu veröffentlichen. Es iſt noch ein beſonderer, ein vaterländiſcher Beweggrund dazu vorhanden, da der Inhalt eine ehrende Würdigung iſt, gezollt einem geſinnungsvollen deutſchen Schriftſteller und gewandten Bekämpfer revolutionärer Ideen, der eben erſt dem öſterreichiſchen Staatsdienſte war einverleibt worden. Das betreffende Sendſchreiben nähmlich iſt zugleich ein augenſcheinliches Zeugniß der hohen Achtung, welche der Herzog, dieſer gediegene Fürſtengeiſt, dem Herrn v. Gentz geweiht hatte, als einem Manne ausgezeichneter Eigenſchaften und Verdienſte. Gentz hatte 1802 England beſucht, nachdem ihm, wenige Monate zuvor, die Stelle eines k. k. Hofraths zu Theil geworden war. In London kaum angelangt, wurden ihm die folgenden Zeilen des Herzogs behändigt:

„Donington, le 4 Nov. 1802. Leicester Shire.

J' apprends, Monsieur, que vous venés, d'arriver à Londres, et je m'empresse de vous adresser une lettre de mon ami le Comte de Froberg que j'ai reçu, il y a quelque tems. J'en profite avec plaisir pour vous témoigner, combien je serais aise de faire votre connaissance. Il y a longtems que vos ouvrages m'en ont donné le desir, et tout ce que me mande le C. de F. l'a encore fortifié. Je regrette de ne pas me trouver à Londres dans ce moment ci, car je sais que vous ne devès pas y rester longtems, et j'attache beaucoup de prix à mettre à profit le court séjour que vous comptés faire dans ce pays ci. Je compte être de retour à Londres et dans le voisinage dans huit ou dix jours au plutard, et je me flatte qu'alors vous voudrés bien me dedommager de ce que je perds maintenant. Je saisis avec empressement, Monsieur, cette occasion, de vous assurer de ma parfaite consideration.

L. P. D'Orleans."

Die literariſchen Leiſtungen des Herrn von Gentz, auf welche der Herzog hindeutet, ſind außer einigen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Aufſätzen in Zeitſchriften dieſe: Von dem politiſchen Zuſtande Europas ꝛc. 1801; Betrachtungen über den Urſprung des Krieges gegen die franzöſiſche Revolution, 1801; vielleicht auch das: Schreiben an Friedrich Wilhelm III. (1797); nicht minder wohl die Anmerkungen, mit denen Gentz ſeine Überſetzung nachbenannter Schriften verſehen hatte: Burkes Betrachtungen ꝛc. (1793—94); Mallet du Pan über die Revolution (1794); Ivernois Finanz-Adminiſtration (1797), und Monniers Urſachen, warum Frankreich nicht zur Freyheit ꝛc. (1799.)

Obiger Abdruck jenes merkwürdigen Briefes erfolgt nach einer genauen Copie des ganz von der Hand des Herzogs geſchriebenen Originals. Dieſe ſchöne Urkunde war vor einigen Jahren mein Eigenthum; ich reihte ſie meiner zweyten Autographe-Verſteigerung, vom 28. Jänner 1839 ein. Der Character der Hand iſt Ruhe, Feſtigkeit und Klarheit; die Buchſtaben ſind groß; die Züge leicht, ſicher und geſchmackvoll; die Schrift iſt ſo deutlich, wie Gedrucktes. —

Bey dieſer Veranlaſſung kann ich nicht wohl umhin, zu bedauern, daß der grelle Mangel an Theilnahme mich hat bewegen müſſen, von meinem ſo liebevoll gepflegten Autographe-Geſchäft abzuſtehen, nachdem ich in 6 Auctionen über 1700 Stücke, worunter mehrere Kleinodien, ausgebothen hatte. Noch weniger aber darf ich ermangeln, dem hochverehrenswerthen Herrn von Radowitz den lebhafteſten Dank für die ſchmeichelhafte Weiſe zu zollen, mit der es ihm gefallen hat, dieſes meines Wirkens in der deutſchen Vierteljahrsſchrift zu gedenken.

Kanne's Caffehhaus

pflegten einige Freunde dieſes ingeniöſen Tonſetzers und Schriftſtellers das Gaſthaus zum Pfau in der Kärnthnerſtraße zu nennen. Nicht aber das Extrazimmer, ſondern die ordinäre Gaſtſtube, die wohl überhaupt das eigentliche Extrazimmer iſt für Leute wie Kanne, der lieber mit Menſchen als mit Leuten umging, der ſich zehn Tauſend Mahl beſſer mit dem ſogenannten Volke unterhielt, als mit den andersgenannten Diſtinguirten. Jene Gaſtſtube war damahls wirklich ein Extrazimmer in ihrer Art: die Lichtſcheeren waren noch mit Ketten aſſecurirt. Sonſt war Alles

in Negligee; es verſteht ſich, daß man Tabak rauchen konnte, was ſich in dem Extra nicht verſtand, und wovon es ſich verſtand, daß Kanne es den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch that, nur nicht in vielen und langen Zwiſchenräumen, wo er das Weinglas am Munde, und in ſehr kurzen, wo er ſchlief. In dieſer, jetzt ganz veränderten Stube brachte er häufig die Abende, die Theater-Abende zu. In dieſe Stube kamen von dem daran ſtoßenden Kärnthnerthortheater die Tänzer herüber gehüpft, die Sänger und anderweitige Virtuoſen; ſtießen ſich aber nicht daran, wie es hier ausſah und zuging, ſondern machten dem etwas unzugänglichen und barſchen Mann, der die muſicaliſche Zeitung ſchrieb, ihre kleinen Servus, plauderten ein wenig, und ſchlüpften wieder davon in den Kunſttempel hinüber. Kanne ſelbſt natürlich, wenn es zu recenſiren gab, ließ auf einige Minuten die Pfeife ruhen, und das Halbeglas (den Stutzen), mehrere Mahle während der Oper; zurückgekehrt dann geſchwind einige Zeilen oder Seiten, je nachdem, niederzuſchreiben mit Bleyſtift. Zu dieſem Zweck, und überhaupt, um dort oder da, auf Spaziergängen, oder in den verſchiedenen Gattungen Un-Extrazimmern zu ſchriftſtellern, trug er ſtets einige Bogen Papier in Quart geheftet bey ſich, wobey noch zu bemerken, daß er nur die eine, die linke Seite beſchrieb, die andere zu etwaigen Änderungen oder Zuſätzen leer laſſend. In dieſem Caffehhauſe (beſſer hätte man freylich geſagt: Zur Kanne) auf den langen Bänken, an den ſchmierigen Tiſchen, bey dem düſtern Talglich, mitten unter dem Gebraus und Lärm der Proletarier, der heimkehrenden Wäſcherleute, die ihre Schubkarren mit den vierfüßigen Cuſtoden dicht vor der Thüre ſtehen hatten, ging es recht cordial her. Gelacht

ward aus reiner voller Herzensluſt zum Zerplatzen, wovon man heut zu Tage faſt gar nichts mehr weiß, und was man jetzt in den Extrazimmern ſchon gar ſehr unextra finden würde. Den jovialen, derben aber biederben, damahls noch recht umgänglichen Kanne zu ſehen, zu genießen, kamen viele Freunde hin: Weber, Eyb, Biedenfeld, Wähner, Umlauf ꝛc. ꝛc., ihn, nach dem Theater, vom „Comödiengaſſel“ weg, zuweilen zu begleiten, excluſive bis zu einem ſeiner fernen Frequenzorte: zum goldenen Ochſen, zur Weintraube ꝛc. in der Leopoldſtadt. Unvergeßliche Abende einer harmloſen Zeit! „Ja, ja!“ wirſt Du ausrufen, lieber Biedenfeld, in Deinem Weimar, wenn Dir dieſe Zeilen zu Geſicht kommen! Und das muß man Dir nachſagen, daß Du ſeitdem viel fleißiger biſt, als in Wien. Vermuthlich haben ſie dort keine ſolchen Kanneſchen Caffehhäuſer. — Über Freund Kanne ließe ſich noch Manches anmerken, was ich in einer andern Notiz über ihn noch nicht gethan. Z. B. War die Rede von Büchern, ſo knirſchte er. Er liebte Bücher; er hatte aber keine Bücher. Seine ganze Bibliothek beſtand aus dem zweyten Theil von Jean Pauls Äſthetik, aus dem citirte er häufig. Er beſucht einen Freund, erblickt eine kleine Stellage mit Büchern: „Der iſt glücklich,“ ruft er aus, „der hat Bücher.“ Eines Morgens aber kommt er nach Hauſe; er war ſelbſt glücklich. Ein kleines Repoſitorium mit Büchern findet er, ihm anonym geſpendet von jenem Freund. Dieſer kommt einmahl ſelbſt hin: keine Spur mehr von der Spende; nichts als der zweyte Theil von Jean Paul. Ja, mein Gott, freylich! . . . .

Pompöſe Thierhetze.

Im zweyten Theile unſerer kleinen Wiener-Denkwürdigkeiten haben wir eine ſkizzirte Schilderung einer Hetze geliefert, welcher wir die Ehre gehabt, beyzuwohnen. Dann ließen wir die Publication des Hetz-Amphi-Theaters vom 6. May 1796 folgen, genau nach dem Hetzzettel ſelbſt copirt. Nun ſtieß uns aber eine neuere Hetz-Proclamation auf, und zwar an einem Orte, wo wir ſie wahrlich nicht geahnt hätten. „Annalen der leidenden Menſchheit“ iſt der Titel des Buches, in welchem jenes Document aus den Annaleu der leidenden Thierheit vorkommt. Jene Jahrbücher, herausgegeben von A. Hennings, erſchienen zu Altona in 10 Heften, 1795—1801. Der in Rede ſtehende Hetzzettel iſt im 3. Hefte, Seite 336 und folgend, und zwar unter der Aufſchrift: Ad perpetuum rei memoriam enthalten. Nach einem etwas ſchnöden Eingang theilt der Herausgeber die allerdings ſehr characteriſtiſche Urkunde wörtlich mit. Dem Styl und der darin herrſchenden jocöſen Laune nach dürfte der Verfaſſer derſelben eher Perimt als Rautenſtrauch ſeyn. Dieſe Jocoſität, ſo wie die naiven Wendungen uud Ausdrücke, überhaupt aber das Eigenthümliche der Orthographie, gewähren einer Seits Spaß genug. Dieſer Hetzzettel iſt vom 10. July 1796, das heißt, er kündigt die an dieſem Tage als an einen Sonntag abzuhaltende Hetze an, alſo ungefähr 7 Wochen vor dem verhängnißvollen 1. September, an welchem Tage, Abends 8 Uhr, das Gebäude ein Raub der Flammen ward, und es zugleich mit dem ganzen Hetzweſen ein Ende nahm. Hier alſo die betreffende Ankündigung:

„Im K.K. privil. Hezamphitheater unter den Weißgär-

Digitized by Google

bern wird Sonntag den 10. July 1796 die K. K. Thier-Hezpachtung unter wohl beſetzter türkiſcher Muſik beſonders gut gewählte und heroiſche Kämpfe aus ihrem großen zahlreichen Thierreiche abhalten laſſen, worunter zwey ſehr ſtarke und hartnäckige Bärenkämpfe, der große Sprung des edlen Hirſchen durch ein Feuerfaß, das allbeliebte künſtliche Ochserlegen durch den Hezmeiſter Mathias Stadelmann, in beiderſeitigen vollen Feuer und Donnergeraſſel, dann der ſtattliche grimmige Löwenraub mit dem wüthenſten aller Löwen und einen ſtarken Steinhengſten, endlich der Vollſtierkampf, und der Schweinskampf in Feuer, wo die mächtige Wildſchwein und beyde Schweinshunde ganz in Feuer eingehüllt ſind, heute die vorzüglichſten Stücke ausmachen ſollen.

Eine Stunde vor Anfang der Kämpfe rücken alle vier jungen Bären zugleich an, ſie werden wetteifern einer dem andern an luſtigen Schnacken, Scherzen und Poſſenſpiel es zuvorzuthun. Sodann rückt an:

Erſtens: Der große weiße Wolf der ſogenannte Jagel, er wird ſich ein wenig mit dem Hezmeiſter die Zeit zu vertreiben ſuchen, ſodann ſeine Rache, da er dem Hezmeiſter auf keine Art zukommen kann, an ein paar guten Wolfshunden ausüben, dann wird aber ein Solo-Hund ſich an ihm abkühlen, und die Scharte an ihm auswetzen.

Zweytens: Die biſſige böſe franzöſiſche Hyäne nimmt es heute mit zwey Hunden auf, und zwar nacheinander jedesmahl mit einem friſchen, ſie findet ſich heute aufgelegt, und ſtark genug, einen ſo nachdrückſamen ſtarken Kampf zu unternehmen, und wird ihr äußerſtes wagen, auch einmahl zu ſiegen.

Drittens: Der große, ſtarke und ſchöne Lux will nicht

minder heute ſich auszeichnen, auch er unternimmt einen hitzigen Kampf, doch ſoll es ſeinen Gegner, falls ſie über ihn ſiegen ſollen, ziemlich theuer zu ſtehen kommen, ſie darfen in Rückſicht ihrer Augen wohl auf ihrer Huth ſeyn, des Hauens und Kratzens ſoll kein Ende ſeyn, und an Kräften, Fleiß und Mühe ſoll es dem edlen ſchönen Lux ſicherlich nicht mangeln.

Viertens: Ein ſehr großer ſtarker Bärenkampf folgt, anfänglich unternehmen ſelben zwey gute Bärenfänger eines Herrn Hezfreundes, dieſem folgen aber vier Semmelbraun der K. K. Pachtung, die ſich ſicherlich viele und große Ehre einlegen, und dem ſtarken Raufer eines gewaltigen Bären unterjochen werden.

NB. Fünftens: Der große Vollſtier kömmt voll Hochmuth aus ſeiner Falle, in der feſten Überzeugung, und in der ſichern Hoffnung, heute abermahlen ein ſo fürchterliches Gemetzel unter den Hunden anzuzetteln, doch kennet er einen neuen geſtreimten Stierfänger, einen Langwaſchel nicht, der ſich unbemerkt unter die übrigen Stierfänger ſchleichen, mit einmahl ſeiner Ohren ſich bemeiſtern, und als Sieger den beſchämten Prahler abführen wird.

NB. Sechſtens: Der große Schweinskampf in vollem allſeitigen Feuer.

Eine große ſtarke und mächtige Wildſchwein ganz in Feuer eingehüllt, ſpringt aus ihrem Einſchlagbett heraus, kaum durchwandert ſie eine Weile den großen Kampfplatz, als ſich augenblicklich von ſelbſt die große Feuermaſchine entzündet, alsbald rücken zwey der Kaiſerl. Königl. Pachtung zugehörige ächte ganz feurige Schweinshunde ihr entgegen, bemeiſtern ſich ihrer Looſer, und übergeben ſie den Händen ihrer Wärter.

NB. NB. Siebentens: Der große Sprung des Hirſchens durch das Feuerfaß.

Die Plagge und das Feuerfaß wird aufgerichtet, und das Zeichen zur Erſcheinung dem großen Künſtler gegeben, dieſer edle Hirſch erſcheint auch in einem Sprung, und durch einem geſchickten erſten Durchſatz entzündet er eigenmächtig das Faß, und ſetzt unausgeſetzt ſo lange ein Feuerſchimmer ſich zeigt, unter beſtändigen Donner und Feuergeraſſel immer durch, hiedurch hoft er die volle Zufriedenheit der wertheſten Gönner zu erhalten.

Achtens: Einer der mächtigſten, größten und ſtärkeſten Bären kömmt leiſe aus ſeiner Falle, ganz herzhaft, und voll Muth und Raufbegierd, er ſoll ſich heute ausnehmend auszeichnen, zuerſt nehmen es zwey auserleſene gute Bärnfänger auf ſich, ihm noch mehr in Harniſch zu bringen, und ihn ſo wacker zuzuſetzen, daß er in die äuſſerſte Wuth und Grimm verſetzt werden ſoll, doch dieß ſollen nur Vorbothen eines ſchrecklichen Schickſals ſeyn, eine ganz volle und mächtige Kuppel von ſechs der K. K. Pachtung zugehörigen Kaſtanienbraun machen ihn den Kehraus, und bedienen ihm mit ſo viel Nachdruck, daß er dem Unterliegen und Unterjochen ganz nahe, und nur ſeiner Thätigkeit und Anſtrengung aller Kräften es zu danken haben ſoll, wenn er noch mit heiler Haut vom Kampfplatz wird abziehen können.

NB. NB. NB. Neuntens: Nun ein ſehr großes Kunſtſtück des Hezmeiſters Mathias Stadelmann.

Nicht auf eine allgemeine bekannte Art und Weiſe wird er heute ſein Kunſtſtück ablegen, ſondern in beſtändigen Donner und Feuergeraſſel. Es erſcheint dahero aus dem Stierthor ein ſehr wilder ungariſcher Ochs ganz mit

Feuer umgeben, voll Wuth und Mordſucht, raſend eilet er allem entgegen, was ihm aufſtößet, um alles zu durchbohren, aber ſo groß ſeine Wuth, ſo groß ſein Eifer und Begierd, ſo klein, ſo unendlich gedemüthiget ſoll er durch den Hezmeiſter Mathias Stadelmann werden, dieſer voll Gegenwart des Geiſtes, voll Ruhm und Ehrſucht eilet mit großer und vieler Behendigkeit dem Stürmer und Dollkühnen, ebenfalls ganz um ſeinen Gegner noch mehr in die Mordſucht zu bringen, in Feuer eingehüllt, ſelben entgegen, mittelſt eines geſchickten Kunſtgriffes und feinſten Benehmens bemächtiget ſich derſelbe in währendem Anrücken und gewaltigen Stoßes den ihm der raſende dobende Gegner verſezt, ſich ſeiner Hörner, und wirft ihn mittelſt eines Dolchſtiches zu voller Zufriedenheit todt zu Boden. Dieſem folgt ſchlüßlichens:

NB. NB. NB. Zehntens: Der Wütherich aller Thiere, der vielleicht nirgends in der ganzen weiten und groſſen Welt ſeines Gleichen habenden grimmigen Löw, er unternimmt einen großen ſtarken Kampf mit einem ſtarken Steinhengſten, kaum wird dem Bezwinger aller Thiere, dem ſo bekannten beliebten ſtattlichen Löwen ſeine Höhle gezogen, als er auch ſchon voll Raub und Mordbegierd einem ſtarken Steinhengſten entgegen eilet, und mit ſelben einen Kampf unternimmt, der ſehenswerth ſeyn ſoll, nach langem anhaltenden Streit und Kampf gelingt es ihm endlich doch, ſich ſeiner zu bemeiſtern, und nachdem er ihn wird getödtet haben, falls es möglich, mit in ſeine Höhle zu ſchleppen, ein Kampf, der nicht nur ſtattlich, ſondern wirklich ſehenswerth ſeyn ſoll, und mithin ſchließt die K. K. Pachtung dieſe heutigen groſſe und heroiſche Kämpfe.«

Caglioſtro und Saint-Germain.

Der letztverſtorbene Baron Natorp beſaß eine Tabakdoſe des Caglioſtro, (verſteht ſich nicht direct), ließ ich mir erſt neulich ſagen. Noch neulicher hieß es: Caglioſtro wohnte in Währing. Man könnte alſo, wenn auch etwas parador, gleich anfangen: Als Caglioſtro in Wien war, wohnte er in Währing; als vorſichtiger Feldherr hatte er ſein Hauptquartier, laut kürzlichen Beyſpiels in einiger Entfernung von der Reſidenz; Caglioſtro in Währing, hat Geiſter citirt, hat den Heurigen erfunden und derley Curioſa mehr. War Caglioſtro in Währing, ſo konnte Caglioſtro auch in Rodaun ſeyn. Dieß zu meiner Rechtfertigung, da ich ihn im „Magier“ dort habe auftreten laſſen. War Caglioſtro in Währing, ſo konnte Caglioſtro auch in Wien ſeyn, noch viel leichter. Und dieß wieder zu meiner Rechtfertigung, da ich ihn bey und mit einer ſchrecklich dicken Fleiſchhauerinn habe auf- und abtreten laſſen, die eine geborne Währingerinn war, dieſe Madame Nechlinn.

Caglioſtro in Wien: dagegen ſchützt nun einmahl nichts. Aus vielem Zeitgenoſſenſchaftlichen, aus vielen Reiſebeſchreibungen, aus Caglioſtros eigenen hochnothpeinlichem Verhör in Rom geht hervor, daß Caglioſtro in Wien war.

Wir brauchen Caglioſtro; Caglioſtro iſt uns unentbehrlich, nähmlich Caglioſtro in Wien. Ohne Caglioſtro in Wien können wir nicht leben, wenigſtens nichts ſchreiben, und, ſchon recht, folglich auch nicht leben. Denn, wenn man auch nicht lebt, um zu ſchreiben, ſo ſchreibt man doch, o leider, oft, um zu leben. Alſo Caglioſtro in Wien! Es bleibt dabey; es gilt.

Warum aber gerade Cagliaſtro? Warum aber gerade Wien?

Cagliostro erſtens, weil er ein hochromantiſcher Character iſt, aus und mit welchem man machen kann, was man will; ein Wunderheld, in das Überſinnliche langend, mit Einem Worte, ſo allſeitig und unerſchöpflich, daß man nicht nöthig hat, ſeine Zuflucht zu der allerabgedroſchenſten aller Tendenzen zu nehmen, zur Geſchlechtsliebe nähmlich. Ein Wunderheld ferner, der höhere, wiſſenſchaftliche practiſche Intereſſen nicht nur geſtattet, ſondern erheiſcht, und deßhab auch für gebildetere Geiſter anſprechend iſt, die gegen gewöhnliche, flache, kernloſe Belletriſterey entſchiedenen Widerwillen hegen, weil ſie keine „Kreuzfleiſchler," keine Kaufmannsdiener und keine Bürgerstöchter ſind, dieſe Geiſter. Ein Wunderheld dann, ein Abenteuerer, der, auf factiſchem Boden ſich bewegend, den Anreiz der Wirklichkeit mit dem des Romans verbinden läßt, Geſchichte und Roman, und ſomit den allbekannten Ausſpruch umdreht oder in Eins verſchmilzt, alſo lautend: „Die Geſchichte iſt ein Roman, den wir glauben, und der Roman iſt eine Geſchichte, die wir nicht glauben." Deßhalb auch wühle ich ſeit einiger Zeit ſo unbarmherzig in der Figur des Marquis Saint-Germain herum. Aber mit Cagliostro, da heißt es allerdings, ein Bißchen umſichtiger vorgehn; das verſteht ſich.

Cagliostro zweytens: Warum gerade in Wien? Nun, das iſt freylich etwas individuell. Ich bin ein echter Wiener; ich kann mich nun einmahl in gewiſſer Hinſicht von Wien nicht trennen, und ſeit ein paar Jahren habe ich mich von Wien nicht getrennt. Nähmlich ſeit dieſer Zeit habe ich, als Bibliopole leider im Beſitz ſo unausſtehlich vieler

Muße, nichts Anderes gethan, als Dinge über Wien geſchrieben und über die Wiener. Nichts als Viennenſia zu ſchreiben, fahre ich fort, fort und fort. Und wenn man Saint-Germain'ſche Jahrhunderte lang fort und fort ſchriebe über dieſes Wien, ſo wäre ſelbes doch immer noch ein inhaltſchwellendes, vor Stoff faſt zerplatzendes Cornu copiae, ſich ewig jung und ewig friſch, in unſägliche Kreuzungen herum erzeugend und herum gebärend, daß Einem völlig ſchwindelt; Wien, wirklich die Welt im Kleinen, und mit ſo vielen noch unentdeckten Welttheilen.

Folglich: Als Caglioſtro in Wien war, wohnte er in Währing.

Was Saint-Germain betrifft, ſo haben wir eine Entdeckung gemacht, eine große Entdeckung. Wir glauben nähmlich, ſeinem methuſalemiſchen Geheimniß auf der Spur zu ſeyn.

Bisher ward angenommen, daß er, mittelſt eines eigenen Arcanums beliebig ſo und ſo viele Jahre im Zuſtande des Schlafes verweilt. Und da iſt es denn freylich keine Kunſt, während des Zeitraums von ein paar Jahrtauſenden auf Erden geſehen zu werden. Es kommt uns aber etwas verdächtig vor, da wir den Herrn Marquis faſt in jedem Säculum, und da wieder in mehreren Decennien attrapiren. Mit dem Schlafpülverchen ginge das nicht recht zuſammen.

Sagen wir es nur rund heraus: Wir ſind der Meinung, der Marquis bediene ſich des Caglioſtriſchen Lebens-Elixirs oder Verjüngungsfluidums, das er, Saint-Germain, ſeinem eigenen Geſtändniße nach, am Hofe Ludwig XV. bey mehreren Perſonen völlig probat applicirt hatte. Bey ſich ſelbſt aber hat er es bis zur Reductions-

Criſis des Wickelkindes kommen laſſen; und ſo nach 60 Jahren wieder, und ſo wieder nach 60 Jahren wieder, und ſo durch Hunderte von Jahren fort.

Nun da wäre es noch weniger eine Kunſt! Nun da gäbe es ein totales Schisma in der Saint-Germain'ſchen Chronologie.

Folglich: Saint-Germain ſo und ſo viele Dutzend Mahle ein Wickelkind. Schöne Geſchichte das. Nun heißt es klug ſeyn in der Zeitbeſtimmung.

Saint-Germain anno 88, oder 89, oder 90 in Wien, wo wir die unvergeßliche Ehre gehabt, ihn zu ſehen! Saint-Germain dann ein Säculum darauf, ſo anno 30 oder 40; oder 44 beym Saphir-Feſt auf der Mehlgrube im Caſino, wo wir leider nicht, da wir nach 8 Uhr nirgens mehr ſind.

Seltſam, ſeltſam, &c.

Fortſetzung folgt.

Und nicht ſo oft als bey mancher unzähligen Fortſetzung in den Zeitſchriften. Fortſetzung konnte nicht mehr folgen; Fortſetzung war ſchon zu ermüdet, wie das Publicum ſelbſt.

Fortſetzung folgt.

Weltlich Treiben in den Kirchen.

Die Gotteshäuſer werden leider noch heut zu Tage zu weltlichen Zwecken entwürdigt und mißbraucht. Man bedient ſich ihrer zu Rendezvous; man geht hin, das ſchöne Geſchlecht zu muſtern, überhaupt die ſchöne Welt in Augenſchein zu nehmen, Bekanntſchaften aufzuſuchen, ſich ſelber zu zeigen; insbeſondere nach beendigter Meſſe auf der

Straße Spalier zu bilden, die Herauskommenden Revue paſſiren zu laſſen, und was dergleichen profanirende Dinge mehr ſind. Daß man aber in der Kirche ſelbſt förmliche Promenaden halte, ſo ganz ungenirt, wie z. B. auf der Baſtey oder in der Redoute; daß man ſich in Kreiſe zuſammen ſtelle, um zu plaudern; daß man Gruppen bilde, um verſchiedene Geſchäfte zu verabreden, Handel zu treiben, wie in einem Caffehhauſe oder auf der Börſe, und all das ganz formell und völlig ungenirt: von derley Naivetäten hat man in unſrer Zeit wohl eigentlich kein Beyſpiel. Warum? Man hält auf das Decorum; und das Decorum gehört mit zu den Früchten der Civiliſation; und das iſt auch nicht zu verachten, wiewohl es an dem Kern der Sache nichts ändert, und zu Verſtellung, Heucheley und allen Arten von Täuſchung führt. Das geht uns aber hier nichts an; wir haben bloß die Abſicht, zu ſagen, daß es in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Wien noch viel ärger zugegangen in den Kirchen, denn jetzt. Erſtens vielleicht der Colliſion mit dem Lutherthum wegen; dann, weil man ſich überhaupt viel natürlicher gab, mit den Formen der Bildung weniger vertraut und in den meiſten Dingen unabhängiger war, als ſpäterhin. Ohne auf dieſes Thema weiter einzugehen, wollen wir als Beleg des eben Geſagten, hier die Verordnung beybringen, welche Kaiſer Ferdinand I. unterm 13. Nov. 1559 veranlaßt war, gegen das Spazierengehn, „Ringhalten und andere zeitliche Geſchäfte," im Stephansdom, wie in den andern Wiener-Kirchen, ergehen zu laſſen. Dieſes characteriſtiſche Edict lautet alſo:

„Wir Ferdinand von Gottes genaden Erwelter Römiſcher Kaiſer zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, zu Hungarn, Behaimb, Dallmatien, Croatien

und Slavonien ꝛc. König, Infant in Hiſpanien, Erzherzog zu Öſterreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Cärnthen, Crain und Wirttenberg, grave zu Tyroll ꝛc. Entbinden N. allen und Jeden unſeren und unſerer geliebten Söhnen Hofgeſind, Landleuten, Stadtvolk auch unſerer hohenſchull allen alle zugethauen und getreuen, Geiſtlichen und Weltlichen, was Würden, Standes oder Weſens die ſeyen, ſo Sannct-Stephans Thumb, und andere Kirchen allhie in unſerer Stadt Wien beſuechen, unſer gnad und alles gutes. Wiewohl wir Khunt und Erinnert, wie Enner Etlich ſeyn, welche die Kirchen nicht, wie ſich gebührt, und wohl gezimtt von Andachts und gebetts halben, beſuchen, ſondern untern Verkündigung des heiligen Wort gottes und Vollbringung der göttlichen Aemtter, ärgerlicher weiß in denen Kirchen hin und wieder Spacieren, oder auch ſonſt hauffen und ringe halten, auch allda Ennere zeitliche handlungen verrichten, oder ſonſten unnützen leichtfertigen ſachen nachgehen und auswartten, und alſo allein ſelbs nichts gutes thun, ſondern auch ander leuth an Ihre Gebett und Andacht hochlich und merklich verhindern, und alſo aus dem Betthauß ain gewerb- und Spacierhauß machen, und derwegen Euch allen und jeden, ſich dergleichen Verbottenen unchriſtlichen ärgerlichen erzaigungen und halten in den Kirchen gänzlich zu enthalten aufgelegt, und befohlen haben. So werden wir aber glaubwürdig erinnert, und bericht, daß bemelten Unſeren derwegen ausgangenen Mandaten, gar nicht nachkommen und gelebt werde, ſondern ſich Euer Etlich darwider ſowohl als vorgang ungebührlich und ärgerlich, darob wie dann nicht unbillig Ungnädigs Mißfallen tragen, halten und erzeigen ſollen. Und dieweil uns aber aus Befelch des Allmächtigen, und erfor-

derung unſers tragenden Kayſerlichen und Landesfürſtlichen Ambts dergleichen ungebührliche Sachen abzuſtellen, ine allewege gebühret, uns auch daſſelb zugeſtatten keineswegs gemainet. So gebieten wir Euch allen und Euer jeden hiemit abermahlen mit allen Ernſt, und wöllen niemand ausgenohmen, daß Ihr euch hinfüran, unter den Predigen und wann die Tagzeiten und andere göttliche Aemtter, Es ſey nun in Sannct-Stephan Thumb, oder anderen Kirchen geſungen und geleſen werden, des Spatzierens, Ringhaltens, hanthierens, und dergleichen ärgerlichen und ungebührlichen ertzeigen, und haltens, gänzlichen enthaltet, ſondern den gotts Dienſt, gott den Allmächtigen zu Lob und Ehre und Euren Nächſten zur Beſſerung mit gebührender, rechten Andacht beywohnt und auswarthet, und Euer Weltliche händel, geſchäft und Spacieren, auſſer der Kirchen und an anderen Orten verrichtet, Alles bey vermeidung Euer Jedes ordennlichen obrigkeitsſtraf und unſer ungnadt. Und damit dieſen unſeren Generalgebott deſto ſtattlicher gelebt, und darob gehandlet werde, So bevehlen wir allen und jeden obrigkeiten, Geiſtlichen und Weltlichen, Inſonderheit aber Unſeren Land Marſchalkh, Rector, Thumbdechant, Burgermeiſter, Richter und Rath Unſerer Stadt Wien, Ernſtlich und Veſtiglich haltend, und gegen den Übertrettern ſo Euer jeden unterworfen, an alle Verſchonung mit ernſter ſtraf verfahrt, und euch hierinnen keineswegs anderſt haltet, als lieb euch, und Euer jeden ſeye unſere ſchwere Ungnad und ſtraf zu vermeiden. Das iſt unſer Ernſtlicher willen und Meinung.

Geben in unſerer Stadt Wien, den dreyzehenden Tag Novembris Anno ꝛc. Im Neun- und Fünfzigſten, Unſerer

Reiche des Römiſchen Im Neun und zwainzigſten und der andern im drey und dreyſſigſten.

Ferdinand.“

Thereſia und Joſeph.

Maria Thereſia war im Begriffe entbunden zu werden, und zwar von Maria Antonia, der nachmahligen Königinn von Frankreich. Der Augenblick nahte heran, und dennoch konnte ſie ſich, in Geſchäften vertieft, von ihrem Schreibetiſch nicht trennen; bis zum allerernſteſten Moment hielt ſie aus. Kaum hatte ſie das Kind erblickt, als ſie ſich auch ſchon die zum Unterzeichnen bereit liegenden Papiere bringen ließ, und ſie expedirte. Van Swieten machte ihr Vorſtellungen; aber ſie erwiederte: „Meine Unterthanen ſind meine erſten Kinder; ihnen bin ich meine nächſte Sorge ſchuldig; mit den übrigen hat es Zeit.“

Eines Abends begegnet Joſeph II. in einem Corridor der Burg einem jungen Offizier. Der Kaiſer fragt ihn, was er ſuche. Jener antwortet: er ſolle morgen mit dem Früheſten zur Armee abreiſen; nun ſey aber ſeine Mutter im Sterben, und da wolle er den Cabinetsſecretär Danton um Verſchub bitten. Joſeph geht mit dem bedrängten Sohn, weiſet ihm Dantons Thüre, und ſagt: Herr Danton ſoll Ihnen Aufſchub gönnen; Sie waren Sohn, bevor Sie Soldat wurden.

Alles nach Umſtänden: Erſt Fürſtinn, dann Mutter; erſt Sohn, dann Soldat.

Ein Tag in Wien vor 400 Jahren.

(Romänchen.)

Das Erſte iſt: man muß den gewiſſen Simſon perſönlich gekannt haben. Das Zweyte iſt, man muß das ungewiſſe trojaniſche Pferd perſönlich gekannt haben. Das Dritte iſt, man muß Augenzeuge geweſen ſeyn, wie jener Simſon auf dieſem Pferde ſaß. Und nur in dieſen vereinigten drey Fällen, iſt es möglich, ſich eine Vorſtellung zu machen von einem gewiſſen ſteyriſch-krainiſchen Cavalier, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts durch das Widmerthor (Burgthor) in Wien einritt, über den Schweinmarkt (Lobkowitzplatz) auf das Gaſthaus zu, welches wenige Jahre darauf anfing Matſchakerhof zu heißen.

Dieſer Cavalier, Herr Andreas v. Baumkircher, mit den Familien Rindsmaul, Welſer, Stubenberg, Polheim u. ſ. w. ſchwarte- oder ſchwertmageniſch und ſpillmageniſch verſippt, hatte etwas über 9 Schuh Höhe, und war robuſt nach der Dürer'ſchen Proportion des bekannten Hercules; ein mammuthiſcher Recke. Seines Gaules Höhe betrug 24 Fauſt, aber nach dem Maße der damahligen Fäuſte; ſeine coloſſalen Glieder waren in demſelben Verhältniß. Es war ein Rappe, vollhaarig, kraftſtrotzend, muthſchnaubend, feuerſprühend.

Herrn von Baumkirchers Geſicht war dunkelbraun, ganz verwittert. Seine großen, dunkeln, muthleuchtenden Augen, die lange ſtarke Naſe, der trotzige Mund, das weit vorſtehende Kinn, die hochgewölbte Stirn, das üppige, theils ſtruppige, theils geringelte Haupt- und Barthaar, Letzteres die ganze untere Hälfte des Geſichts bedeckend, bildeten den Ausdruck eines gewaltigen Kriegsmannes, den jedoch ſeine

Tracht nicht eben verkündigte. Er war äußerſt einfach gekleidet. Er trug ein braunledernes Wamms, Hoſen von ſchwarzem Leder, große graue Reiterſtiefel, die bis über die Hälfte des Schenkels hinauf reichten, und ein Barett von lichtgrauem Filz, mit einer kleinen rothen Feder. Ein, allerdings ungeheures Schwert, und ein Dolch, waren ſeine ganze Bewaffnung. Rückwärts am Sattel war der zuſammengerollte Mantel aufgeſchnallt.

Sein Knecht war ein kleiner ordinärer Kerl, ohne alle Eigenſchaften, auf einem ſchwächlichen Rößlein huckend.

Als der Ritter bey dem Matſchaker-Gaſthaus anlangte, in welchem er hatte abſteigen wollen, lächelte er. Für ſeine Statur, ſo wie für die ſeines Roſſes war das keine Räumlichkeit. Um durch das wiewohl gewölbte Fahrthor einreiten zu können, hätte er ſich platt auf ſein Pferd niederdrücken müſſen. Der Hof, die Treppen, die Zimmer: Alles war nur für die gewöhnlichen Menſchlein. Er beſchloß alſo, ſein Einlager bey ſeinen alten Freunden, den pohlniſchen Juden in dem geräumigen Paſſauerhof zu nehmen, und trabte über den alten Roßmarkt (Stockimeiſenplatz), die alte römiſche Stadtmauer auf dem Stephansplatz, Ecke der Goldſchmiedgaſſe vorbey, dem hohen Markt zu, und durch die Wildwerkerſtraße (Wipplingerſtraße) vorüber dem Hauſe ſeines Freundes Innprucker aus dem allerälteſten Adelsgeſchlechte Wiens, gen Maria am Geſtade. Über die Mehlzeil (den Graben), das Pfeilerthor, und die Bognerſtraße vorbey, hatte er den Weg aus abſonderlichen Gründen nicht nehmen wollen, da er mit einigen Gewerbsleuten daſelbſt noch in Abrechnung geſtanden.

Der alte Schmul Mardachai war entzückt über die Ankunft ſeines vieljährigen Gönners und Geſchäftsfreundes.

Er gab unverzüglich ſeinem Weibe einen Wink, in Folge deſſen ſie ſich ſogleich erhob, vier jener Gänſe zu ſchlachten, deren man in dieſem Hofe noch bis zu der Zeit des letzten Umbaues, zu mäſten pflegte. Auch 2 Truthühner, daſelbſt gleichfalls ſtets in Anzahl gehalten, ſtach ſie ab. Für den Augenblick wurden für den der Labung bedürftigen Gaſt zwey Laibe derbes Hausbrod und ein ganzer Kübel Käſe aufgetragen; dann aus einem kleinen Schankhauſe Anfangs des Fiſcherſteigs rechts ein 6 Maß haltender Steinkrug Wein herbeygeholt.

Bis die für den Ritter beſtimmten 6 Stücke Geflügel gebraten waren, ordneten die beyden Männer ihre Geldgeſchäfte. Baumkircher verbriefte dem Wechsler die Summe von 6 Goldgulden, die er für ſeine jetzige Anweſenheit geborgt. Er kündigte zugleich an, daß noch im Laufe des Tages Geldſendungen von mehr als Einer Seite anlangen dürften, in welchem Falle das eben aufgenommene Capital ſogleich wieder abgetragen werden ſolle. Nahmentlich werde vom Freund Erasmus Lueger in Krain ein Säckel Thaler wohl ſicherlich eintreffen. Alsdann wollte der Ritter ſelbſt frühere Geldausſtände zu tilgen nicht verſäumen.

Dieſe anmuthige Mähre vernehmend, war Schmul Mardachai ſo vorſichtig, alſogleich in den Matſchakerhof zu ſchicken, damit die dort ſich einfindenden Bothen zu ihm gewieſen würden. Der Ritter billigte das, hinzu ſetzend: Was aber einen dieſer Bothen, nähmlich den aus Ungarn, betrifft, ſo iſt ſchon früher mit ihm abgemacht, daß er mich in dem Branntweinladen beim goldenen A B C in der Treibottengaſſe (Rauhenſteingaſſe) finde, Abends um 6 Uhr. Für jetzt aber Freund mache, daß aufgetragen werde.

Frau Judith ſputete ſich, und Herr von Baumkircher

zollte Beyfall, inſonderheit jenen berühmten rieſigen Gans-
lebern, die man ſchon damahls in jenem Hofe zu erzielen
gewußt. Als ſich der Gaſt bereits über die vorletzte Gans
gemacht, trat die Wirthinn mit den zwey coloſſalen kale-
kutiſchen Hühnern ein; eine ihrer Töchter aber trug einen
Bottig mit Salat, wozu der Gaſt beyfällig lächelte.

Der Dirne auf dem Fuß folgte einer der 15 Söhne
des Schmul Mardachai, ehrerbiethigſt vermeldend, daß der
zum Tod verurtheilte Zauberer binnen einer Stunde nach
dem Richtplatz abgeführt werde. Der Ritter beſchloß, ſich
nach vollendeter Mahlzeit dahin zu begeben, da er bereits
ziemlich lange, vielleicht einige Wochen ſchon, keiner Hin-
richtung beygewohnt hatte.

Unterdeſſen ſchirrte Mardachai das Roß auf, ſo er
wohl gepflegt und geſtriegelt, und hielt es bereit. Alsbald
erſchien der Ritter, beſtieg ſeinen Rappen und trabte über
den Salzgries fort zum Rotten Thurm hinaus, den untern
Werd (Leopoldſtadt) dem Waſſer entlang, die Fiſcherhütten
vorüber nach der Gänsweide, als der Richtſtätte.

Der Delinquent war bereits glücklich angekommen.
Es war aber dieſer verbrecheriſche und höchſt gefährliche
Menſch einer der allerärgſten Hexenmeiſter, auch Ketzer.
Er hatte Hölzchen erfunden, die man in ein Fläſchlein nur
leicht zu tauchen brauchte, da brannten ſie ſchon und man
hatte ſogleich Licht. Dabey hatte er die beyſpielloſe Frech-
heit, dieſe kleinen hölzernen Stäbchen Zündhölzel und ſelbſt
Lucifer (Lichtbringer) zu nennen. Ferner hatte er ſich ſo weit
vergeſſen, zu behaupten, die Sonne drehe ſich nicht, ſondern
die Erde. Bey ſo unerhörten Verbrechen war denn nichts
billiger, als ihn zum Scheiterhaufen zu verurtheilen, ihm

Digitized by Google

aber vorher noch eine andere kleine Züchtigung gnädiglichſt und allermildthätiglichſt angedeihen zu laſſen.

Herr von Baumkircher kam eben dazu, wie letztere vor ſich ging. Sie beſtand in dem „Auzzebrechen“, d. i. in dem Ausreißen der Augen, welche Operation jedoch, das muß man ſagen und anerkennen, mit großer Schonung, nähmlich höchſt bedächtig und nach Möglichkeit ohne viel Schmerz zu verurſachen, vorgenommen wurde in der kurzen Zeit einer halben Stunde. Dieſer verabſcheuungswürdige Zauberer wurde ſofort an den Pfahl gebunden. Zur Verſchärfung der Strafe mußte er, obſchon blind, den Holzſtoß mit ſeinen eigenen Zündhölzchen ſelbſt in Brand ſtecken und ſo kam dieſer gräuliche Frevler, dieſer Abſchaum der Menſchheit, dieſer Lockvogel des Lucifer, dieſer gefährlichſte aller Staatsbürger; dieſer Ausbund der Hölle, dieſes gräßliche Ungeheuer, dieſer furchtbare Kobold, dieſes erſchreckliche Scheuſal, dieſer ſtrafbarſte aller Aufrührer, Aufhetzer und Aufwiegler, allmählig um's Leben, zur Warnung für Jedermänniglich, vornähmlich aber der 49000 Zuſchauer, denn nur 1000 Wiener waren zu Hauſe geblieben, Säuglinge und uralte Greiſe; und die Zahl der Einwohner Wiens war 50,000.

Durch und durch erbaut verließen die 49,000 den Schauplatz der Gerechtigkeit, mit ihnen auch der Herr von Baumkircher.

Sein Rückweg ging durch das neue Werderthor (Katzenſteig). Nächſt dem Rupprechtskirchel, an welchem er, wiewohl zu Roß, aber mit gezogenem Barett, 5 Vater unſer abbethete, hielt der Ritter an, ſich zu letzen. Wegen der Menge des zurückgeſtrömten Volkes ſah er ſich jedoch genöthigt, weiter zu ziehen, und er beſchloß lieber ſein wohl-

bekanntes ſteinernes Kleeblatt unter den Lauben (Tuchlauben) zu beſuchen.

Auf dem Wege dahin wie faſt in der ganzen Stadt, war beynahe jedes zweyte Gebäude ein Zechhaus. Die meiſten Hauseigenthümer, welche Bürger waren, beſaßen Weingärten, die gleich unmittelbar an der Stadt begannen. Es ging in dieſen Trinkſtuben überaus luſtig und zügellos her. Heraus auf die Straße hingen Käfige mit allen Arten von Singvögeln; heiteres Zitherſpiel erklang durch die offenen Thüren und Fenſter, die Vorübergehenden anlockend. Auf den Bänken rutſchten Studenten und Dirnen, Kriegsknechte und Schreiber, Handelsvolk und Bänkelſänger, Juden und Vagabunden umher, die Weinkrüge ſchwingend, oder die blechernen Becher anſtoßend, mit Gejauchze, Geſang, Geſchrey und Gebrüll, je nachdem. Dazwiſchen fahrende Weibsbilder, Gaukler, Poſſenreißer, Comödianten, Seiltänzer, Taugenichtſe aller Art, die Menge. Häufig ward geſpielt, Karten und Würfel. An Gezänk, Schlägerey, blutigen Händeln fehlte es nicht; Todtſchläge und Mordthaten fielen faſt jede Stunde vor. Männiglich war bewaffnet, wenigſtens mit einem Dolch. —

Im ſteinernen Kleeblatt aber ging es noch am wenigſten toll zu. Da der Herr v. Baumkirchereintrat, erhoben ſich die Gäſte und zogen die Mützen reſpectvoll. Der Wirth ging andern Geſchäften nach; und ſein Weib hatte die Ehre, den Edelmann zu bedienen. Der hielt ſich aber nicht lange auf, trank ſeine 3 Maß des Bürgers eigenen Bauguts vom rothen Hof, verzehrte dazu einen Wecken, legte 6 Pfennige und 2 Heller als Zeche hin, und ſtieg wieder zu Pferde; die Bürgersfrau aber hielt ihm den Stegreif, auch Steigbügel genannt.

Herr von Baumkircher wäre wohl vielleicht länger geblieben; allein einer der anweſenden Studenten hatte ihm erzählt, daß bey dem Propſt von St. Stephan (Bisthum erſt 1480) ein erſtaunlich merkwürdiges Buch zu ſehen ſey, bey welchem man ſich gar nicht auskenne. Man wiſſe nicht, ſey es geſchrieben; man könne das nicht recht glauben, da die Buchſtaben ſich vollkommen ähnlich ſähen. Das Ding errege Verdacht, man wittere faſt Zauberey, und murmle bereits vom Scheiterhaufen. Von Mainz ſey das Buch gekommen, und hergebracht von einem Ausländer, welcher als ſolcher allein ſchon verdächtig ſey.

Herr von Baumkircher nun, der die Kunſt des Leſens und Schreibens, wenn auch nicht die des Rechnens ſo ziemlich verſtand, war neugierig, und ritt nach der Propſtey hinüber. Man zeigte ihm, obſchon nicht ſehr bereitwillig, und mit etwas ängſtlichen Geberden den einiger Maßen anrüchigen Schatz. Der nahm ſich allerdings prunkvoll aus; ein großmächtiges Buch in Folio, mit fürtrefflichen goldaufgelegten auch roth und blau verzierten Buchſtaben, auf dem ſchönſten Pergament, in einen hölzernen Deckel mit meſſingenen Buckeln und Schließen. Herr von Baumkircher nahm wahr, daß der erſte Buchſtabe ſchon ein Fehler ſey; das erſte Wort **Psalterium** war **Spalterium** zu leſen. Er zählte die Blätter; es waren 175 *).

Ein Wälſcher (Ausländer) habe das Opus gebracht, erzählte man dem Ritter; ein Franzoſe ſogar, ein gewiſſer Markgraf Saint Germain; der habe es aus alter Anhäng-

*) Es befindet ſich dieſes vollſtändigſte aller bekannten wenigen Exemplare gegenwärtig unter den koſtbarſten Schätzen der Hofbibliothek der nähmlichen Stadt Wien.

lichkeit an das ihm ſo werthe Öſterreich und Wien gemeiner Stadt zum Geſchenke gemacht, und ſey darauf augenblicklich verſchwunden. Natürlich war das Niemand Anderer als der Marquis Saint Germain, welcher auch bey der Gutenbergiſchen Kunſt, und bey Fauſt und Schöffer, wie bey Degen, Strauß und Sollinger dahinter ſteckte, wie nicht minder bey den obigen Zündhölzeln.

Es war darüber wohl eine gute Stunde vergangen, da der Propſt allerhand vom König Friedrich und ſeinen wirren Händeln erzählte, was Herrn von Baumkircher ſehr willkommen war. Er horchte aufmerkſam hin, es kaum vermerkend, daß er ſchon wieder vom Durſt gequält ſey. Selbigen gebührlich zu beſchwichtigen, und dadurch einem der vornehmſten Naturgeſetze zu gehorchen, empfahl er ſich dankbarlich und ſprach unter derſelben Laube bey einem Leutgeber ein, deſſen Hausſchild war: Wo der Hahn in den Spiegel ſchaut.

Hier ließ ſich der gelehrte Ritter 2 Maßkrüge alten Gumpoldskirchner und eine ganze Rindszunge nebſt einem Laibe Waizbrod trefflich ſchmecken. Er hatte ſo eben ſein Beutelchen gezogen, die Zeche von 4 Pfennigen für den Wein, 6 Hellern für die Zunge und 2 Hellern für das Brod aufzuzählen, als ein in Bauerntracht gehüllter Mann auf ihn zutrat, in dem er ſogleich den Bothen aus dem Böhmerland erkannte. Sich vorſichtig umſchauend zog der Mann aus dem ausgehöhlten Wanderſtab einen ſchmalen Streifen zuſammengerolltes Pergament, und reichte es dem Ritter. Der las, und zog vor Ärger die Augenbrauen zuſammen. Es war eine unwillkommene Nachricht, und von Geld gar keine Rede. Der Ritter beſchied den Mann in den Paſſauerhof, und brach ſelbſt dahin auf.

Daſelbſt harrten ſeiner ſchon zwey andere Bothen. Der eine, ebenfalls aus Böheim, brachte auch kein Geld; der andere von Erasmus Lueger kam ebenfalls mit leeren Händen, dazu noch mit einer recht bedenklichen mündlichen Vermeldung. Mardachai wurde angewieſen, dieſe widerwärtigen Leute auf des Ritters Rechnung zu bewirthen, insgleichen Jedem 20 Pfennige Bothenlohn bar auszuzahlen, und ſie wieder dahin zu ſchicken von wannen ſie gekommen. Darauf ſetzte er ſich wieder zu Gaul, denn die Stunde des Stelldichein im goldenen A B C nahte heran.

Der Bothe aus Ungarn hatte ſich ſchon viel früher vor der feſtgeſetzten Zeit daſelbſt eingefunden, wie dieß der Fall bey Jemanden zu ſeyn pflegt, der etwas Angenehmes zu berichten oder zu überbringen hat. Und hier war Beydes der Fall. Es gab ein ſehr beruhigendes und ausſichtsvolles, anerkennendes Sendſchreiben, und einen netten Säckel blanker Corviniſcher Ducaten. Mit dem abſcheulichen gefälſchten und verwäſſerten Branntwein dieſer uralten Spelunke beſudelte ſich nur der Bothe ſelbſt. Herr von Baumkircher verhielt ſich von dem unerträglichen Geſtanke der Stube Mund und Naſe und entließ ſeinen Mann reichlich beſchenkt.

Bey dieſem Ausritt hatte der Cavalier ſeinen Knecht bey ſich, denn es war mit gutem Grunde anzunehmen geweſen, daß eine entſprechende Sendung einlange, in welchem Falle denn Mancherley anzuſchaffen und nach Hauſe zu bringen ſeyn werde.

Der Ritt ging nun vorerſt auf den Kohlmarkt, wo bey einem Waffenſchmied eine Beſtellung zu übernehmen, dann in das Hundsfottgäßchen (Naglergaſſe). Hier hatte man bey einem Wammsſchneider und Sporer einzukaufen, dann in dem kleinen finſtern niedrigen Gewölbe eines Goldſchmieds

und Wechslers erſtens eine kleine Schuld zu berichtigen, hernach einiges Geſchmeide einzukaufen. Endlich wollte Herr von Baumkircher ſich eines jener Bäder erfreuen, die in den dortigen Badelucken (Neubad; Lucke jedes kleinere gemeine Gebäude) ſich befanden, und von Frauenperſonen bedient wurden. Er ſchickte den Knappen nach Hauſe und that ſich gütlich.

Wieder zu Roß, vernahm er von der Walliſchgaſſe (Fremdengaſſe; nun Wallnerſtraße) und der Hochſtraße (Herrngaſſe) herüber tumultuariſches Geſchrey. Es zog ſich nach der Fludergaſſe (Strauchgaſſe) zu, welchen Weg der Ritter ſelbſt zu nehmen hatte, um durch den tiefen Graben (Stadtgraben) wieder in ſeine Herberge zu gelangen.

„Ein Zauberer, ein Hexenmeiſter, ein Unhold“ ſchrie der tobende Pöbel, einen Mann verfolgend, der alle Kräfte anwendete, auf den Miſt (Freyung) zu gelangen, und „bey den Schotten am Stein“ einen großen Prallſtein zu erreichen, der die Stätte des Asyls bildete, ſo, daß ſelbſt ein Verbrecher für den Augenblick frey war, wenn er ſich bey dieſem Steine befand; im Wortſinn die „Freyung“.

Der von der aufgebrachten Schaar Verfolgte war ein Mann im mittleren Alter, hatte eine äußerſt anmuthige Geſichtsbildung, trug einen grauſeidenen Talar und eine derley Kappe. Der Talar war aber ſo lang, daß er ihm im ſchnellen Gehen oder Laufe hinderlich ſeyn mußte. Wirklich mußte es den Anſchein haben, daß der Mann ſeinen rettenden Stein unmöglich werde erreichen können, ohne von ſeinen Verfolgern eingeholt zu werden. In dieſem Falle wäre er verloren geweſen, und dieſes Schickſal ſtand ihm ſo gut als gewiß bevor.

Der Ritter erkannte die Gefahr, und entſchloß ſich au=

genblicklich zur Rettung. Er gab ſeinem Rappen die Sporen; der machte einen Satz mitten in die Maſſe des Pöbels, auf den grauen Mann los. Dieſen vom Roß herab ergreifen, ihn hinauf heben und im ſchnellſten Galopp davon, war das Werk eines Moments. In wenigen Minuten waren die Weingärten, war die Roſſau durchflogen. Ein kleines Schiff von eigenthümlicher Bauart, an jeder Seite ein Rad, wie an einer Mühle, lag, von zwey Knechten bedient, ſchon in Bereitſchaft; der Fremde beſtieg es, und rauſchend und brauſend pfeilſchnell ſchoß das Fahrzeug ſtromaufwärts davon.

Dieſer Mann war der Überbringer jenes Pſalteriums. Statt Huldigung, Dank und Lohn zu ernten, hielt ihn das blinde Volk für einen Hexenmeiſter, ſo daß alle Vorſtellungen und Bemühungen der aufgeklärten Propſteymänner fruchtlos geblieben. Das koſtbare Druckſtück ſelbſt wurde zum Glück noch gerettet. Der graue Mann aber war der Marquis Saint-Germain; ſein Boot ſchon ein Dampfboot.

Der Ritter wollte ſich nun, die Donau entlang, in ſein Einlager begeben, als ein neuer Auftritt ſeine Neugierde in Anſpruch nahm. Es gab da am Ufer eine Menge Volk, aus deſſen Mitte ein langer Balken hervorragte, an dem eine Art Tragſeſſel befeſtigt war. In dieſem ſaß ein Mann. Geſchrey, Gelächter, Geſpötte, Geziſch, Zorn und Hohn brachen gegen ihn los; mit Obſt, mit Eyern, mit Steinen ward er beworfen. Endlich auf ein gegebenes Zeichen, ſenkte ſich der wie ein Schlagbaum beſchaffene Balken, und der Mann in dem Stuhle wurde in das Waſſer hinabgelaſſen, wieder emporgehoben, und neuerdings hinabgeſenkt. Das war das Bäckerſchupfen, die Bäckerwippe. Der Mann hatte ſich nähmlich zu Schulden kommen laſſen, bey einem Laibe

Brod um zwey Quentchen zu wenig Teig zu nehmen. Als die Execution vorüber war, zerſtreute ſich das Volk lachend, frohlockend und drohend zugleich; aber der Gezüchtigte ging unangefochten nach Hauſe.

Der Ritter fand dieſe Beſtrafungsart gar nicht übel. Er ließ ſich mit dem Manne, der ſie ſo eben überſtanden, in ein Geſpräch ein. Es zeigte ſich, daß er ein Nachbar des Paſſauerhofes ſey, und ſo machten ſie den Weg zuſammen.

Bey Mardachai ſtand ſchon der Tiſch gedeckt. Herr von Baumkircher zahlte ſeine alte, wie ſeine neue heutige Schuld, deßgleichen auch ſeine Beherbergung, entſchloſſen, Tags darauf mit dem Früheſten von Wien wieder abzuziehen.

Sein Fall aber war der: Er hatte ſich etwas vergangen, ferner etwas verritten, und alsbald ward mit ihm verfahren, wie er es ſich nie hätte träumen laſſen.

In dem Dörfchen Baumkirchen, ſeinem Geburtsort, bewahrte man noch vor nicht gar langer Zeit die Stola, welche bey ſeiner Taufe gedient, deßgleichen eine Art Flaſchenkeller als theuere Überbleibſel dieſes merkwürdigen Heroen.

Die Klepperpoſt, Klapperpoſt.

Das Geklapper dieſer Poſtbothen auf der Straße tönt wohl noch Manchem in die Ohren. Es war ein eigener Schall; dumpf und durchdringend zugleich, entſprechend dem Zwecke, ſich zu ſignaliſiren, daß man da ſey, Briefe für Stadt oder Vorſtadt oder die nächſten Umgebungen in Empfang zu nehmen. Dieſe Klapper war ein dünnes Bret von hartem Holze, etwa in der Größe und Geſtalt eines aufrechten kleinen Quartbuches; auf ſelbem ſenkrecht ein Eiſen, wie die Hand-

habe eines Schubladſchrankes. Dieß Bret hielt der Poſtbothe am obern Theile in der Hand, und drehte es ſchüttelnd, die Straßen durchziehend. Man nannte den Mann ſelbſt die Klepperpoſt. In der erſten Zeit trug er eine gelbe Jacke mit ſchwarzen Aufſchlägen und derley Weſte; ſpäter eine graue. An einer gelben Schnur von der Linken zur Rechten trug er das Receptakel, eine Art Büchſe oder Kapſel für die Briefe ꝛc. Solcher Bothen beſtanden Anfangs vier für die innere Stadt, acht für die Vorſtädte, und acht für die Umgebungen Wiens. Die Benennung Klepperpoſt läßt ſich von dem Niederſächſiſchen: Kleppern, „Laufen“ herleiten; eben ſo gut aber könnte man ſchreiben Klapperpoſt von der Klapper. Das Oberamt dieſer ſogenannten kleinen Poſt war Anfangs in der obern Bäckerſtraße Nr. 782. 1780 übernahm und verbeſſerte ſie ein Herr Glowsky; 1785 den 1. April wurde ſie mit dem Oberpoſtamte vereinigt.

Welch curioſe Gewerbe noch im J. 1779,

entnimmt man aus Pontys Häuſer-Verzeichniß desſelben Jahres. Wir heben hier einige aus; es ſind nota bene lauter Hauseigenthümer.

Althan Nr. 5, Peter Karlinger, Krebſen-Zähler (wohl Fiſcher-Aſſiſtent). — Himmelpfortgrund: Froſchhändler (weiter unten kommt der Lieferant, der Froſchfänger). — Landſtraße Nr. 173, Klein-Salzmäßler. — Landſtraße Nr. 250, Holzbauſchen-Händler. — Laimgrube Nr. 85, Zizputzer. — Altlerchenfeld Nr. 30, Beutelſtricker. — Altlerchenfeld Nr. 162, Patſchenmacher. — Lichtenthal Nr. 71, Schindelzähler. — Lichtenthal Nr. 66,

Froſchfänger. (Auch in China, laut Hempel's Coſtümen.) — Lichtenthal Nr. 96, Strabler. — Magdalenengrund Nr. 6, bürgerlicher Lichteranzünder. — Nr. 13, bürgerliche Kreuzgießerinn. — Neubau, Neuſtift Nr. 108, Marionettenſpieler. (Sehr gut! Warum nicht noch?) — Ober-Neubau Nr. 217, Schweizer-Garde Tambour. — Platzel Nr. 63, Plattelſchlager. — Roßau Nr. 100, bürgerlicher Nachtführer (zart ausgedrückt). — Thury Nr. 57, Zimentmacher. — Wieden Nr. 97, bürgerliche Standelſitzerinn. — Stadt Wien Nr. 1290, bürgerlicher Weinausrufer (in der Stadt und in den Vorſtädten, wie die Austrommler umherſchreiten, Wein-Verſteigerungen auszurufen). „Der Krebſenzähler" und der „Froſchfänger" haben uns am Beſten gefallen, obſchon wir ſie nicht perſönlich gekannt. Der „kleine Salzmäßler" muß auch kein übler Menſch geweſen ſeyn; und der Schindelzähler?" „Kirſchenzählerinnen" haben wir aber in dem Buch keine gefunden. Das iſt eine neuere Erfindung.

Das Gatterhölzel; Gattergehölz.

Es mögen ſeyn 30 Jahre, 40, 50, 60 Jahre, und ſo zurück, daß es alle Augenblicke hieß: „Geſtern iſt beym Gatterhölzel wieder Einer erſchlagen worden;" oder: „Was es Neues gibt? Nu, heute Nacht haben ſie beym Gatterhölzel Einen umgebracht;" oder: „Haben Sie ſchon gehört, was beym Gatterhölzel wieder geſchehen iſt? Heute in aller Früh iſt ein Herr angepackt, und hernach ein Weib ausgeraubt worden," und dergleichen. Welch eine verrufene, unheimliche, todtſchlägeriſche, raub- und mordbelaſtete Gegend dieſes Gatterhölzel! Seit langer Zeit aber

hört man keine ſolchen Rinaldiniana mehr vom Gatterhöl- zel; kaum wird es noch genannt; man weiß nur, daß es noch exiſtirt? Und es war, und iſt nichts weniger als ein etwa mit einem Gatter oder Gitter eingefriedigtes Gehölz, ſondern es kommt der Nahme von dem Nah- men der ehemaligen Eigenthümer. Es iſt jezt faſt ganz- ausgehauen; etwas Geſträuch und Gebüſch. — Ägyd von Gattermayr, Hofkriegszahlmeiſter, ein Ahn der Grafen Gatterburg, hatte von Rudolph II. mancherley Vorrechte erhalten, auch das der Nahmensänderung. Am Fuße des Wienerberges erbaute er den Gattermayrhof, von dem das Gatterhölzel den Nahmen. Der Hof hieß ſpäterhin Gatterburg. 1605 ward er von den Malcontenten unter Bocskay verwüſtet. — 1809 ward nächſt dem Gatterhölzel ein Telegraph errichtet.

Auf der Mehlgrube

war es vor 100 und ſo vielen Jahren noch gar viel di- ſtinguirter und brillanter als jezt, alſo eben ſo nobel als es vor 30 und ſo vielen Jahren zwar ignobel, wohl aber recht cordial, luſtig und vergnüglich war. Auf der Mehl- grube alſo einem der ſtattlichſten Meiſterbauten des berühm- ten Fiſcher von Erlach wurden einſt die glänzendſten und allerfeinſten Bälle gegeben, ſo gegen das Jahr 1730 zu. Nur der hohe Adel fand ſich da ein. Dieſe Bälle waren häufig maskirte, wozu aber die unmittelbare Erlaubniß des Kaiſers nöthig war. Ohne dieſe durfte überhaupt keine Un- terhaltung in Maske Statt finden. Es ging bey dieſen Mehlgrubebällen ſo weit, daß man ſich über ſeine ſo und ſo viele Ahnen ausweiſen mußte. Im Jahre 1728 wur-

den mehrere Perſonen geringern Ranges mit Eclat zurückgewieſen. Unternehmer war der Garderobier des Prinzen Eugen. Der Eintrittspreis war 1 Ducaten. Auf der Mehlgrube wurde damahls auch ein eigenes Kinderfeſt abgehalten, beſtimmt, Kindern vornehmer Eltern eine Faſchingsunterhaltung zu geben. Um 9, ſpäteſtens um 10 Uhr mußte dieſes Feſt zu Ende ſeyn. Die Kinder wurden nach Hauſe gebracht; die Eltern aber, ſo wie andere Damen und Cavaliere blieben zurück, und divertirten ſich bis gegen Morgen.

Dr. Coremans,

von dem erſt neuerlich die Rede, lebte, wie er noch zarter Jüngling, in Wien. Er wollte ſich dem Buchhandel widmen, und begann in der Cameſinaſchen Handlung zu practiciren. Bald aber neigte er ſich zum Kunſthandel, und verſuchte es bey Steiner und Comp. (chemiſche Druckerey, nachmahls Tob. Haslinger). Nicht lange, ſo fand er, daß auch dieſe Sphäre ſeiner geiſtigen Individualität nicht zuſage. Das Deutſche ward ihm, einem gebornen Niederländer, ſchwer; aber er arbeitete ſich durch. Er ſchrieb recht ſchöne Sachen, die jedoch in grammaticaliſcher Hinſicht gar ſehr der Feile bedurften. Er trug ſeine kleinen Elaborate den Journal-Redactionen an, wurde aber abgewieſen. 1819 kam er auch an mich. Ich fand Geiſt und Talent in ſeinen Verſuchen, und konnte nicht umhin, ihn zu beruhigen und aufzumuntern. Ich unterzog mich der allerdings unſäglichen Beſchwerde, dieſe Scripta zu retouchiren, und druckte deren in meinem Converſationsblatte 1819 ab. Sie erſchienen Anfangs pſeudonym, dann mit C**,

oder C** ns (er ſchrieb ſich nur mit einem n) bezeichnet. Manche Anfeindung von Seite der übrigen Blätter hatte ich zu ertragen, dieſen jungen Mann in die literariſche Welt eingeführt zu haben. Dieſer ward ſogar der Gegenſtand des Spottes, weil er z. B. ſo unvorſichtig war, eine kleine Novelle von etwa einem Bogen drucken zu laſſen, ohne daß ſie von einer deutſchen Feder verbeſſert worden wäre. Sie hieß: „Das Grabmahl der Liebenden im Schwarzenwald“ (ſtatt Schwarzwald rc.) Was würde der gelehrte Mann jetzt darum geben, ein Exemplar davon zu beſitzen? Ferner hatte er einige Eigenheiten. Der Himmel weiß wodurch: aber es gab eine Periode, wo es ihm unmöglich war, an einer Straßenecke vorüber zu gehen, ohne dem Prallſtein einen Kuß aufzudrücken. Seine fernern Aufſätze fanden aber bald Anerkennung. Coremans erhielt einen gewiſſen Ruf, und die Erlaubniß, ſelbſt eine Zeitſchrift heraus zu geben, nähmlich eine franzöſiſche. Sie hieß: „Le spectateur français,“ und erſchien in Octav bey Schrämbl. Baron Retzer war der Cenſor. Das Blatt enthielt viel Gewagtes, Animoſes, Profanes, hatte jedoch Geiſt und wurde nicht ungern geleſen. Halten aber konnte es ſich nicht. Coremans zog bald darauf fort, in ſeine Heimath.

Sonnenfels der Vater.

Wenn endlich einmahl eine ausführliche Biographie unſers großen Sonnenfels bearbeitet wird, ſo ſollte auch die ſeines Vaters geliefert werden. Dieſer Israelit hieß Aloys Wienner, zeichnete ſich aus, ward catholiſch, und mit dem Prädicat von Sonnenfels geadelt. Er war ein ge-

lehrter Orientaliſt, Dolmetſch der hebräiſchen Sprache in Wien und Schriftſteller. Zu ſeinem 1758 in Wien gedruckten Werke: „Controversiae cum judaeis prodromi, libri 4, ſchrieb ſein nachmahls ſo berühmter Sohn die Vorrede. Von dieſem Letztern alſo haben wir indeß eigentlich nur Notizen und ſein Porträt.

Verhängniß.

Wie einzelne Menſchen ſind zuweilen ganze Familien die Beute eines unergründlichen äußern Verhängniſſes. Die Geſchichte kennt deren mehrere; auch die unſeres Wien. Ein ſolches Geſchlecht war im 14. Jahrhundert, nahmentlich unter Albrecht III. jenes der Tirna, altanſäſſigen Adels in dieſer Stadt. Böhmiſche Raubritter, nachdem das Niederwerfen reiſender Kaufleute geraume Zeit unergiebig geweſen, heckten nun Anſchläge aus auf ihre eigenen Standesgenoſſen, lauerten ihnen auf, fingen ſie ab, großes Löſegeld zu erpreſſen. Die Tirna beſaßen groß Geld und Gut. Zwey Junker, wie ſie dem Waidwerk obliegend, ſorglos umher zogen im Forſte, wurden da von den Schnapphähnen unverſehens aufgehoben, von einer Raubburg in die andere geſchleppt, endlich aber frey gegeben gegen eidliche Zuſage eines gewaltigen Löſegelds. Da der Herzog ſolches vernahm, erzürnte er, daß ſolch große Summe aus dem Lande gehen ſolle. Der beyden Tirna, wie ſie auf dem Heimwege, verſicherte er ſich, ſetzte ſie gefangen auf die Burg Kreuzenſtein. Ob ſolch grauſigen Geſchicks, kaum wieder in Freyheit, neuerdings in Haft, vielleicht lebenslang, und all des großen Güterbeſitzes und aller Mittel halber zu jeglichem reichen Genuß des Daſeyns, verlor der Eine der

Tirna den Verſtand, blieb fortwährend wahnſinnig. Aus Barmherzigkeit ließ man den Andern los; der aber ſiechte und welkte jämmerlich dahin. An einem andern Tirna hatten ſo arge Schmach, ſolch bitteres Leid gar ſehr genagt und gefreſſen. Sein Reichthum, ſeines zahlreichen Hausſtands Blüthe galten ihm nur als geringe Tröſtungen. Er wandte ſich an den Himmel, fand im Gotteshaus zu Mariaſtiegen Balſam für das wunde Herz. Eines Tages, da er getröſtet, erhoben, geſtärkt mehr denn je, aus der Kirche heimkehren will in ſein Haus auf dem Kienmarkt, trifft ihn auf der Straße ein Schlagfluß, daß er entſeelt hinſtürzt. Ein Paul v. Tirna, neu vermählt mit einem jungen, wunderſchönen, überreichen Fräulein, dem heiß erſehnten Zielpunct ſeines Lebensglückes, iſt in der Stephanskirche. Da fällt eine Leiter um, und ſchlägt ihn todt. Ein Vetter von ihm, durch dieſen Todesfall um die Ausſicht einer glänzenden Laufbahn gebracht, rennt in die Wälder, ſucht Bären und Eber auf, und bekämpft deren waffenlos ſo lange bis er umkommt, was natürlich nicht lange gewährt. In der That ſchauerliche Geſchicke: — Das Geſchlecht der Tirna iſt erloſchen. Der letzte Sproß war Conrad Tirna, als Domherr um 1492 zu Paſſau verſtorben. Ulrich Tirna und ſeine Gemahlinn haben 1326 die Kreuzkapelle zu St. Stephan erbaut, in welcher die Gräber des großen Eugen und Cuſpinianus. Johann Tirna war um 1346 Stadtrichter zu Wien. Derer von Tirna Wapen war ein weißer Mond in ſchwarz und rothem Felde.

Digitized by Google

Fiakeriſches.

In der Theaterzeitung (1844 Nr. 269) wird erzählt, ein Peſther-Fiaker habe Jemanden, der mitten zwiſchen einer Ochſenheerde gegangen, angerathen, ſich ein Kreuz auf den Rücken machen zu laſſen, damit der Knecht wiſſe, wohin er ihn mit den andern Ochſen zu treiben habe. Ein ungariſches Blatt hatte beygeſetzt, man könne daraus entnehmen, daß die Peſther-Fiaker eben ſo grob als witzig ſeyn können. Das iſt recht gut, denn das Ding iſt wirklich grob und wirklich witzig. Eben ſo gut aber iſt auch, daß man nicht in Verſuchung gekommen, eine Anſpielung auf die Wiener-Fiaker zu machen. Denn dieſe Letztern ſind wohl derb (was man ſagt, „maſſiv“) aber nicht grob; und witzig, witzig: nun da müſſen doch gewiß alle Fiaker der ganzen Welt „zurück ſtehen,“ wenn der Wiener-Fiaker anfängt, witzig zu ſeyn, oder auch nur aufhört, mit ſeinem durchaus ungeſuchten, völlig natürlichen, ſprudelnden, genialen Humor, mit ſeinem ſchlagfertigen unverſiegbaren Mutterwitz. Grob dabey iſt er nicht; aber ironiſch, ſarcaſtiſch; myſtificirend iſt er, wie es mit dem Witz zuſammenhängt, auch cauſtiſch, aber Alles heiter, und ſich ſelbſt darüber auslachend. Man iſt das gewohnt, und lacht ſelbſt mit, beſonders wenn man ein Wiener iſt, was die meiſten Fiaker ſelbſt ſind. Das ſind ſehr intereſſante Seiten, ſo auch im ernſteren Sinne die allbekannte unerſchütterliche Rechtlichkeit der Fiaker; denn vergeſſe man in ihren Wägen ein Schnupftuch oder eine halbe Million, eine Taſchenuhr oder eine Halskrauſe (—): es wird nichts verloren ſeyn. Dann, daß ſie die geſchickteſten Kutſcher von der Welt ſind, anerkannt, ja berühmt als das: gehört weſentlich zu ihren

Lichtſeiten. Dieſe Zeilen da aber ſchreibt Einer, der die Fiaker eben ſo liebt und achtet, als er ſie haßt und verabſcheut zugleich, aus dem einfachen Grunde, weil er die Standpuncte unterſcheidet, und nicht, wie man ſagt, das Kind mit dem Bade ausſchüttet. Alles hat zwey Seiten, und jeder Seite muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die andere Seite der Fiaker nun anlangend, ſo ſind die faſt nur ihnen eigene Frechheit des Schnellfahrens und die ausgeſuchte beyſpielloſe Grauſamkeit, womit ſie ihre Pferde mißhandeln, meiſt ohne allen Grund, nur ſo zum Zeitvertreib und aus blinder cannibaliſcher mechaniſcher Gewohnheit: dieſe beyden Eigenſchaften ſind doch wohl nicht anders als haſſens- und verabſcheuungswürdig. Dieſer nähmliche humoriſtiſche und rechtſchaffene Menſch iſt auf der andern Seite ſolch ein Vieh, ſolch eine brutale Beſtie, daß er von der Idee der Thierquälerey gar keine Ahnung hat; daß er nur lacht, und hämiſch lacht, wenn von einem Verein gegen Thiermißhandlung die Rede; daß er es in ſeinem Leben nicht begreifen wird, was das Ding denn eigentlich ſey, wenn auch bey uns endlich irgend einmahl ſolch ein Verein ſich gebildet. So roh, ſo brutal, ſo verſtockt iſt dieſer nähmliche ſonſt ſo liebens- und achtenswerthe Menſch. Hoffen wir jedoch, daß er mit der Zeit (aber wir bitten! ſo bald als möglich!) aufhören werde, täglich ein Paar Leute zu überfahren (was doch auch zur Thierquälerey gehört), und ſeine ohnedieß ſo unglücklichen Pferde den ganzen Tag hindurch mit den raffinirteſten Qualen zu malträtiren (was doch auch zur Menſchenquälerey gehört). Dieß Letztere betreffend, ſo ſuchte unlängſt ein vornehmer Fremder eine große Wohnung, machte aber zur Bedingung, daß die Fenſter nicht auf eine Gaſſe, oder auf einen Platz

gehen, wo Fiaker ihren Standort haben, bloß deßhalb, weil die Executionen mit ihren Pferden ihn empören und ihm Alles verleiden. Doch — wohin gerathen wir? Es war bloß unſere Abſicht, jener Peſther-Fiaker-Anecdote eine ganz neue hieſige, nur dem Fiaker und uns ſelbſt bekannte entgegen zu ſtellen. Nach einem ſo großen Umweg alſo erzählen wir ſie. Es ſtand da ein Bierwagen mit Ochſen beſpannt; auf dem Trottoir gegenüber ein Wägelchen von einem Eſelein gezogen; mitten auf der Straße aber ein Fiaker, der für den Augenblick ſtill gehalten, ſeinen ſogleich wieder zu kommenden Paſſagier erwartend. Der eine Ochs, an dem Jemand vorbey geht, macht verdächtige Bewegungen mit den Hörnern; der Jemand genirt ſich. Der Fiaker aber, dieß gewahrend, ruft: „Nur zu, nur zu, der Ochs wird doch kein Eſel ſeyn." Der Jemand traut inzwiſchen doch nicht recht, geht auf das andere Trottoir. Das Eſelein, von Schuljungen gereizt und geſchlagen, wird ſcheu, bäumt ſich, wüthet. Der Fiaker ſagt: „Nun, der Eſel wird doch kein Ochs ſeyn."

Naivetät des Comikers Weidmann.

Wer ſich noch an den Comiker Weidmann erinnert, den in ſeiner Eigenheit Unvergeßlichen, Unerſetzlichen: dem wird auch dieſes liebens- und achtenswerthen Mimen ſonores, volltönendes, wunderbar melodiſches Sprachorgan im Innerſten erfreuend wieder klingen. Dieſer weichen, metallvollen herz- und ſeelengewinnenden Stimme verdankte er gar manchen Sieg. Weidmann wird Jedem gegenwärtig bleiben, der ihn auch nur ein einziges Mahl geſehen. Ich ſah ihn zum letzten Mahle im „Findelkind" vor vielen, vie-

len Jahren; die Scene an dem Bauernhauſe rechter Hand: ich ſah ihn erſt geſtern, vor einer Stunde erſt hörte ich ihn. Es exiſtirt von ihm ein Zug, der wenig mehr, oder gar nicht mehr bekannt. Ein neues Stück war ſchon in der erſten Hälfte durchgefallen. Stürmiſch äußerte das Publicum ſeinen Widerwillen. Das Stück ſchien rettungslos verloren. Als bey dem betreffenden Act die Courtine fiel, wurde ſie plötzlich wieder aufgezogen. Man war überraſcht; was ſollte das bedeuten? Da erſcheint Weidmann, nimmt einen Seſſel, ſtellt ihn mitten auf die Bühne, und ſetzt ſich nieder. Das Publicum, noch immer unruhig, iſt plötzlich ſtill, neugierig, was dieſe Erſcheinung zu bedeuten. Da nimmt Weidmann das Wort, und ſagt im gelaſſenſten unbefangenſten Ton von der Welt, als wäre er zu Hauſe in Geſellſchaft guter Freunde: „Ich ſetze mich da zu Ihnen; ich muß Etwas mit Ihnen reden, wiſſen Sie zur Güte“ Das Publicum iſt betroffen; die Leute ſehen einander fragend an, bleiben aber ſonſt vollkommen ruhig. Weidmann auf dem Stuhle rückt etwas näher vor, und fährt fort. „Der Fall, will ich Ihnen ſagen, iſt der: Ein Dichter ſchreibt ein Stück; er hat Talent und gibt ſich alle mögliche Mühe, denn er muß von ſolchen Arbeiten leben. Das Stück wird von der Direction geprüft; ſie findet es gut. Es kommt zur Aufführung, und die „Acteurs“ thun ihre Schuldigkeit. Die Zuſchauer aber ſind nicht bey Laune, und verdammen das Stück, noch ehe ſie es ganz kennen. Nun denken Sie ſich in die Lage des unglücklichen Poeten, ſtellen Sie ſich vor, wie die Regie ſich proſtituirt und gekränkt fühlen muß, an deren Spitze zu ſtehen, unſer Einer das Unglück haben muß, und beſonders aber haben Sie die Güte zu bedenken, daß Sie ſonſt immer ein ſo

einſichtsvolles und mildes und — höfliches Publicum wa= ren. Was ſoll denn das heißen. Ich bitte Sie um Alles in der Welt.“ Hier ſchwieg Weidmann. Das Publicum hätte ihn auch nicht weiter reden laſſen, denn plötzlich erhob ſich ein tumultuariſcher — Applaus. Weidmann ſtand von ſei= nem Seſſel auf, machte eine Verbeugung und trat ab. Augenblicklich wurde nun fortgeſpielt. Das Stück erhielt Beyfall und wurde recht oft gegeben.

Lanner

ein Hogarth, ein Meſſerſchmidt, ein Chodowiecki auf der Geige! Ja! Unter Freunden, bey einem fröhlichen Abend= mahl, ſpringt Lanner plötzlich empor und ergreift ſeine Violine. Die Geſellſchaft glaubt, er wolle irgend einen ganz neuen Walzer vortragen. Lanner aber bittet um Stille, und ſagt: Freunde, es iſt mir etwas Eigenes eingefallen. Wie Ihr da ſeyd, einen Jeden von Euch will ich nach ſeiner Eigen= thümlichkeit auf meinem Inſtrument characteriſiren. Dieſe Idee überraſchte; man war geſpannt. Da fängt Lanner an zu geigen, porträtirt den Erſten, den Zweyten und ſo fort Jeden der Reihe nach. Ein Jeder verſicherte, daß er voll= kommen „getroffen“ worden ſey. Aber die Töne ſind ver= klungen; kaum weiß man die intereſſante Thatſache ſelbſt.

Local=Ausſtattung.

Tauſende, oft viele Tauſende koſtet die Ausſtattung öffentlicher Localitäten. Nimmt man ſo ein Caffehhaus! Die köſtliche Mahlerey, Vergoldung, Meublirung, De= coration jeglicher Art. Und das Alles durch die ſchon in der

Natur der Sache liegende, oft trivialſte Abnützung und Verderbniß, von heute auf morgen; nichts zu ſagen von der Wandelbarkeit des Modegeſchmacks. Verſucht wird man, dieſen Aufwand machende Verſchwendung, Verunehrung der Kunſt zu nennen. Aber was will man machen? Man muß dem Zeitgeſchmack huldigen, heißt es. Indeß kann da Einer auftreten und ſagen: Was mich betrifft, ſo laſſe ich all meine Einrichtungsſtücke von maſſivem Eichenholz machen; die Wände mit Eichenholz austäfeln, ſo auch den Plafond und ſchmale goldene Leiſtchen darauf anbringen. Dieſe Ausſtattung wird von Tag zu Tag ſchöner, je dunkler das Holzwerk, je glätter es von Zeit zu Zeit gebohnt; es dauert ein Jahrhundert, iſt ewig neu, glänzend und geſchmackvoll, koſtet nicht das Viertel, vielleicht nicht das Sechſtel, behält auch immer ſeinen Kaufwerth, iſt für Kinder und Kindeskinder, und ſchon in wenig Jahren ſind ſo und ſo viele Tauſende erſpart, die Ungelegenheit oftmahliger Erneuerung oder Veränderung gar nicht in Anſchlag gebracht. Ob man einen alſo Redenden auslachen würde, weiß ich nicht. Ich kann ausſagen, daß ich mich mit großem Vergnügen an die, gerade ſo beſchaffen geweſene Ausſtattung des Kramerſchen Caffehhauſes im Schloſſergäßchen erinnere.

Zu Allerheiligen.

Herzog Rudolph IV. „der Stifter“ begehrte durchaus, daß die Stephanskirche den Nahmen „zu Allerheiligen“ führe; aber es blieb nicht dabey, vermuthlich, weil er, leider, nur allzufrüh ſtarb. Nach Rudolphs Vorſchrift war der Titel des Propſtes: „Wir von Gottes Gnaden,

Propſt zu Allerheiligen in Wien und Erzkanzler in Öſterreich.“ Der Propſt von Sanct Stephan aber war gefürſtet, und ſein Kanzler mußte ſich nennen: „Kanzler anſtatt des Propſtes zu Wien.“ Dieſer war verpflichtet, dem Propſte, als dem Erzkanzler, jährlich einen Ring zu verehren, im Werthe von 3 Gulden. Der Propſt zu Allerheiligen war befugt ritterlichen Harniſch zu tragen mit Helm und Schwert; den Chorherrn jedoch war nur ein kleines ſtumpfes Tiſchmeſſer bewilligt. Die Sanct Stephans-Propſtey hatte der Kammer zu Rom jährlich ein Viertel Pfund Gold zu entrichten; ſie ſtand unmittelbar unter dem heiligen Stuhle.

Masken-Phantaſterey.

Wie auf der Redoute ein liebeglühender Mann für eine weibliche Maske entbrannt, ſie unabläſſig verfolgt, ſie beſchworen ſich zu demaskiren; wie ſich dieſe dann entfernt, in einen Fiaker geſtiegen, der Mann ihr nach; wie der Wagen an einem Friedhof gehalten, die Dame ausgeſtiegen, inmitten der Gräber wandelnd, dem Zudringlichen endlich willfahrt, die Maske abgezogen und einen Todtenkopf gezeigt zu Graus, Entſetzen, Wahnſinn und jämmerlichem alsbaldigen Ende des Ruchloſen: ſolch eine gräßliche Mähr erzählte man noch gegen den Ablauf des vorigen Jahrhunderts gar häufig. Meißner unter andern that dieß. Einer ähnlichen Hiſtorie erwähnten noch vor wenig Monathen, als in Schleſien ſich zugetragen, öffentliche Blätter.

Beyde Abenteuer übrigens ſtimmen dahin überein:

Die weibliche Maske zog die Larve ab, und ſiehe: ein Todtenſchädel.

Laſſen wir es dabey bewenden; es liegt uns nichts daran; es geht uns nichts an; es ſind wohl ein paar anſprechende Geſchichtchen, und ſomit gut.

Auf Anlaß derſelben aber will ich um Erlaubniß bitten, eines vorzubringen, das in der Expoſition wohl ſo ziemlich ähnelnd, in ſeinem eigentlichen Verhalt aber gewiß ſehr verſchieden iſt.

Der Held dieſes Hiſtörchens iſt ein Irrſinniger, und das allein iſt ſchon intereſſant: er fängt da an, wo die andern Beyden aufhören. Es iſt niemand Anderer, als der Baron Allwin, der räthſelhafte Sohn des räthſelhafteſten aller Väter und Erdenbürger überhaupt.

Baron Allwin befand ſich bereits ein volles halbes Jahrhundert im Irrenhauſe, und das mit Weib und Kind und einem prachtvollen Tieger, welche letzteren Drey nichts weniger als verrückt waren, ſondern dem Baron nur aus Anhänglichkeit Geſellſchaft leiſteten. Er ſelbſt war auch nicht mehr recht irrſinnig; es hatte ſich die Sache etwas abgekühlt, und es war eben ſo wenig Wahnſinn zu nennen, daß er beſchloſſen, all ſeine übrigen Tage in der viel gewohnten Lage und Localität hinzubringen.

Indeſſen, eines Tages, nach einem Discurs mit dem aus China zum Beſuch anweſenden Doctor Heaſtly, verfiel der Baron auf die wirklich etwas ſonderbare Idee, die Redoute zu beſuchen.

Hinderniſſe konnte es wohl nicht geben, denn wenn man ein paar Millionen beſitzt, recht freygebig iſt, einen prachtvollen Tieger zum guten Freund hat, und ſeit länger als

50 Jahren in demſelben Hauſe als ein charmanter Mann bekannt iſt, ſo beſucht man die Redoute.

Baron Allwin beſuchte die Redoute. Sein Coſtum war das ſeines Vaters: Talar und Kappe von ſilbergrauer Seide.

Der Baron geht auf und ab; das Ding ſpricht ihn nicht recht an. Masken wenige; und dieſe wenigen ohne Genialität, ohne Reichthum, ohne Pracht. Edelſteine und Perlen, Alles unecht; die Trachten abgedroſchen. Die Converſation, die Witze geiſtlos; Alles alltäglich; nichts von irgend einer romantiſchen Reſſource, keine Spur abenteuerlicher Elemente; ein gemachtes abgekartetes, mechaniſches, ſchales, inhaltleeres Treiben; nichts als ein Gähnen im Großen.

Der Baron fing an, zu bedauern, daß er nicht Nero, den prachtvollen Tieger mitgenommen, der ſehr gut auf Zweyen ging. Im Domino oder als Tieger in natura hätte dieſer Freund ihm Unterhaltung gewährt. Der Baron fuhr fort, das zu bedauern, ſetzte ſich in einen Winkel, gähnte wie die andern Leute, und ſchlief ein. Beym Erwachen wußte er nichts Klügeres zu thun, als ein Paar Gläſer Punſch zu trinken, und die Zeitungen zu verlangen, deren aber keine da waren.

So, der Verzweiflung ausgewürfelt, ſtürzt er ſich unter die Gruppen, durch die Maſſen, Willens dieſen Aufenthalt der großartigen Langweile zu verlaſſen; ihm zu entfliehen, mißmuthig, unwillig, in Ärger und Zorn ob ſolcher Täuſchung, ſchnell, in Haſt, fort, fort!

Doch anders wollte, geboth es der plötzliche Anblick einer weiblichen Maske; eine Juno, eine Hebe, eine Grazie, was ſoll man ſagen; ſchildern, beſchreiben, ausmahlen heißt nichts thun. Dieſer Wuchs, freylich auffallend

hoch; aber dieſe Haltung, dieſe Anmuth der Bewegungen, dabey dieſer Adel, dieſe Majeſtät:- kurz der Baron wurzelte, regungslos vor Erſtaunen, Bewunderung, Sehnſucht, Gier.

Die Dame ohne alle Begleitung, in dem koſtbarſten Coſtum einer Spanierinn, ſtreift umher, mit einer faſt abenteuerlichen Unbefangenheit, mit der Mantille coquettirend; man weiß nicht, was das bedeuten ſoll; man zuckt die Achſeln, denn ihre Diamanten ſind echt.

Der Baron durch und durch electriſirt, folgt dem unbegreiflichen Weſen auf der Ferſe. Er redet es an; er erſchöpft ſich in feinen, geiſtreichen Anſpielungen; er läßt nimmer ab von der Zauberin.

Faſt eine Stunde ſchon dauert dieſe Jagd; ſie beginnt ſchon, Aufſehn zu machen; man findet ſie unanſtändig. Der Baron ſelbſt fühlt das, er bittet, er beſchwört die Fremde, ſich zu demaskiren. Ihre Antwort beſteht darin, daß ſie mit der Hand auf die Ausgangthüre des Sales hindeutet.

Baron Allwin ſchwimmt in Entzücken.

Die Dame fort, hinab; er nach. Der Wagen rollt vor. Der Bediente öffnet den Schlag. Leiſe ſagt ſie ihm ein paar Worte ins Ohr, er es dem Kutſcher. Nichts weniger als eilfertig ſteigt ſie ein; der Baron, verwegen, vermeſſen genug, ſteigt nach, ſetzt ſich neben ſie.

Wohl eine halbe Stunde lang wird gefahren. Der Baron nimmt es nicht wahr, und die Dame demaskirt ſich nicht.

Vor einem Friedhofe wird gehalten. Der Bediente ſpringt ab, zieht einen Schlüſſel aus der Taſche, und öffnet

das große eiſerne Gitterthor. Dann hilft er ſeiner Gebie=therinn ausſteigen, und dem Baron ebenfalls.

Auf der ganzen Fahrt war keine Sylbe geſprochen worden; auch jetzt wird keine Sylbe geſprochen. Die Dame ſchreitet bis mitten auf den Kirchhof fort; da bleibt ſie ſtehen; der Baron deßgleichen. Der Wagen ſammt Kut=ſcher und Bedienten war davon gefahren.

Als die Dame noch immer ſchwieg, redete der Baron ſie an, beſchwor ſie neuerdings, ſich zu enthüllen. Ohne einen Laut zu erwiedern ſchlug ſie die Mantille zurück, und nahm die Maske vom Geſicht.

In ſolchen impoſanten Momenten pflegt der Mond oder die Sonne aus den Wolken zu dringen, urplötzlich, die wichtige Scene wie feyerlich zu beleuchten; das Gewölk macht da immer höflich Platz. Wie billig, geſchah das auch jetzt. Alſo, die Dame demaskirte ſich, und — nicht o Entſetzen, oder: welch ein grauſiger Anblick; oder: welch eine gräß=liche, ſchauerliche Erſcheinung; nichts von alle Dem. Ein Todtenkopf grinſte den Baron an, und er ſeiner Seits grinſte den Todtenkopf an, denn er war gefaßt, vorberei=tet auf eine ſolche Entwicklung; es verſtand ſich gleichſam von ſelbſt; es war wie eine dramatiſche Nothwendigkeit.

Ein paar Augenblicke hindurch grinſten ſich die beyden Köpfe ſo an, ganz ruhig. Endlich glaubte der Baron, das Knochenantlitz ſey nur eine zweyte Larve, ganz glatt, gut gezeichnet, und gut colorirt. Dieſe Prellerey machte ihn ärgerlich, zornig, grimmig, toll; es überkam ihn eine kleine Criſis von Narrheit. Er packte dieſes Geſicht; es war in der That eine zweyte Maske; er riß ſie herunter, und ſiehe, jetzt glotzte ihn ein wirklicher knochiger Todten=kopf an.

Schäumend vor Wuth zieht der Baron den Dolch, und ſtößt ihn mitten in dieſes Geſicht, daß er ſtecken bleibt.

In demſelben Augenblick wendet ſich die Geſtalt. Der Baron glaubt, ein dumpfes Hohngelächter zu vernehmen, und ſein Ingrimm verdoppelt ſich. Mit beyden Fäuſten, mit Herculeskraft packt er den ganzen Schedel, reißt, bricht ihn vom Rumpf der göttlichen Spanierinn, und ſchleudert ihn zu Boden, daß er kollernd dahin hüpft.

Da wird das Hohnlachen vernehmlicher; aber die Dame, die Mantille über dem Rumpf, kehrt dem desparaten Liebhaber den Rücken zu, und entſchwindet.

Schon graute der Morgen. Ein friſcher Luftſtrom brachte den Baron zur Beſinnung. Was blieb ihm übrig? Was ſollte er an dieſem Orte weiter machen? Er begab ſich nach Hauſe.

Der Portier machte ein ängſtliches Geſicht; der Leibdiener Allwins, ein ſehr zufriedenes. Er brachte ſeinen Herrn zu Bette.

Beym Frühſtück erzählt der Baron ſein Abenteuer. Seine Gemahlinn, jene himmliſche Zigeunerinn, lacht dazu. Der Baron ſtaunt; er weiß das nicht zu deuten. Da langt ſie einen Dolch hervor, legt ihn ruhig auf den Tiſch, und ſagt: So ſind die Männer.

Der Baron, Anfangs betroffen, faßt ſich ſchnell. Es war ſein Dolch; er hatte Alles durchſchaut. Er nimmt eine Schleife aus der Bruſttaſche, legt ſie ruhig auf den Tiſch, und ſagt: So ſind die Weiber.

Der alte Conrad, mehr Freund als Diener, war Zeuge dieſer einſylbigen und doch ſo beredten Erklärung.

Er machte eine Verbeugung, und ſagte: So ſind die Menſchen.

Status der Autographe-Sammlungen.

Zu den noch nicht erfundenen Künſten gehört die Kunſt zu rechter Zeit anzufangen, und die Kunſt, zu rechter Zeit aufzuhören. Dann noch eine dritte, nähmlich die Kunſt, das Anfangen oder Aufhören eines Andern richtig zu beurtheilen.

Was dieſe Letztere betrifft, ſo heißt es gewöhnlich: Was der Alles unternommen hat! Eine Menge Sachen hat er angefangen, und nichts hat er ausgeführt; kaum begonnen, und ſchon wieder aufgehört, u. dergl.

Gar ſelten aber wird bedacht, daß man vernünftiger Weiſe eine Unternehmung nur ſo lange fortſetzt, als ihr Zweck es geſtattet, als es der Mühe werth iſt. Man ſammelt, ſo lange man Vergnügen daran findet; man betreibt eine Speculation ſo lange ſie ſich rentirt; man macht Verſuche, und wenn ſie ſich nicht entſprechend geſtalten, ſo hört man auf, wenn nähmlich überhaupt keine Verbindlichkeiten dabey obwalten, denn in einem ſolchen Falle muß man Alles aufopfern, und nöthigen Falls ſich ſelber.

Unter meinen eigenen Unternehmungen in neuerer Zeit ſind drey, die ich wieder aufgab, als es ſich zeigte, daß ſie ſich nicht mehr lohnen. Ja bey einer derſelben hielt ich ſogar mit Schaden aus, nähmlich bey den Porträten vaterländiſcher Naturforſcher und Ärzte. Aber einen Jahrgang von 36 Blättern wollte ich doch nicht unvollendet laſſen; und glücklich verlor ich dabey 500 Gulden. Die andern beyden Entrepriſen ſind die **Bibliotheca austriaca** und die Autographe.

Dieſe Erſtere ſetzte ich ziemlich viele Jahre fort; Tauſende von größern und kleinern Werken über Öſterreich hatte ich zuſammen getrieben; in Catalogen, die auf 20 Bogen anwuchſen, ausgebothen, faſt alle abgeſetzt, und nun hörte ich auf. Warum? Weil einerſeits faſt nichts mehr zu finden war, andrerſeits weil die beſten Abnehmer entweder weggeſtorben oder geſättigt waren, ohne durch neue erſetzt zu ſeyn.

Die Autographe anlangend, ſo verſuchte ich es 4 Jahre lang, von 1838 — 1841. Ich gab 6 Verſteigerungen, 6, wiewohl ich ſchon bey der 3. calculiren konnte, daß bey der ganzen Sache nichts heraus komme. Die erſte Auction machte ſich gut, wiewohl nicht glänzend; denn wenn z. B. Luther auf 200 und Erasmus von Rotterdam auf 25 Gulden ging, ſo waren das von mir ſelbſt limitirte Preiſe. Mit Schiller, der auf 60 Gulden ſtieg, iſt das eine eigene Sache; es waren zwey herzhafte Concurrenten da; Schiller wird immer hoch gehen, wie Goethe immer ſehr gering gehen wird (1 fl. ausgerufen, blieb er zuletzt liegen), das begreift ſich von ſelbſt.

Die Erſcheinung, Handſchriften marquanter Perſonen in Anzahl öffentlich zu Markte zu bringen, war bey uns neu. Ein ziemlich zahlreiches Publicum fand ſich ein; es ſchien, die Luſt, Autographe zu ſammeln, ſey vorhanden; und es war Anlaß da, zu folgern, daß dieſe Neigung ſich befeſtigen und ausbreiten werde. Ich gab alſo eine zweyte Auction, und ſiehe, es war nicht mehr viel zu ſehen von Liebhabern oder Käufern oder lediglichen Neugierigen. Das Meiſte ging mittelmäßig; Viel blieb liegen; es war ein bloßes Scheingeſchäft, ſelbſt wenn manches einzelne Stück wirklich ſehr hoch wegging; denn auf

Einzelnheiten kommt es nicht an, ſondern auf das Ganze, auf das End-Reſultat. Und in dieſem Verhältniß, immer ſchwächer und ſchwächer, ging es bis zur ſechſten Verſteigerung. Es war alſo gerade der umgekehrte Erfolg eingetreten, und es blieb nichts übrig, als die ganze Sache aufzugeben.

Ich hätte das vielleicht ſchon bey der dritten Sammlung gethan; allein, da ſich eben Gelegenheiten zu Einkäufen in Maſſen dargebothen, ſo ließ ich mich beſtimmen, den Verſuch fortzuſetzen. Mit der ſechſten aber hörte ich auf. Indeſſen fahre ich fort, Autographe zu kaufen, wenn es Stücke ſind, zu deren Abſatz bey den wenigen kaufenden Sammlern ich Ausſicht habe.

Ich ſage: »bey den wenigen;“ und da ein paar auswärtige Zeitblätter jüngſt ſo wunderliche Nahmen genannt, ſo will ich die mir bekannten hierortigen Sammler, welche NB. kaufen (denn ſonſtige, die geſchenkt haben wollen oder bloß tauſchen, gibt es mehrere, obwohl ſchwerlich mehr als ein halbes Dutzend) hier anführen.

Vor Allem iſt die Hofbibliothek zu nennen, und zwar mit ſehr gegründetem Reſpect. Ihr Autographe-Cabinet iſt ein wahrer Schatz. Das Verdienſt ſeiner Gründung und ununterbrochenen Vermehrung gebührt dem Herrn Präfecten, Moritz Grafen v. Dietrichſtein.

Eine ſehr anſehnliche Sammlung beſitzt Herr Eugen Graf v. Czernin. Sie wird mit Eifer bereichert, und dabey auch auf den Inhalt des Textes Rückſicht genommen, weßhalb manche Nahmen mehrfach vorkommen.

Umfaſſend und koſtbar iſt das Cabinet des Herrn Alfred Ritter v. Franck, der auch eine große Anzahl von Tauſchſtücken beſitzt. Seine Sammlung erhielt erſt neuerlich

durch die ſeines Herrn Bruders (des dramatiſchen Dichters) einen mächtigen Zuwachs.

Herr Aloys Fuchs beſchränkt ſich auf Autographe von Tondichtern und Muſikern überhaupt. In dieſem Zweige aber iſt ſeine Sammlung die reichſte, die es irgend geben kann.

Und hiermit iſt unſere Statiſtik ſchon voll. Ein paar andere Sammlungen wollen nicht viel bedeuten. Etwa zwey Liebhaber, die früher gekauft, ſind fortgezogen. Einige ſonſtige Sammler haben aufgehört, Manche ſchon von der zweyten Verſteigerung an. Die Beſtellungen von auswärts waren verhältnißmäßig nichts weniger als unbedeutend. Auf ſie allein aber läßt ſich nicht ſpeculiren, ſelbſt nicht ohne des Vehikels einer Auction, da es zu umſtändlich.

Aus dem Geſagten alſo läßt ſich klar genug entnehmen, daß ich nicht ohne Gründe aufgehört, Autographe-Geſchäfte zu machen. Noch ganz beſondere Motive habe ich gar nicht erwähnt. Es war ein Experiment; und da es fruchtlos blieb, ließ ich die Sache fallen.

Ein Geiſt.

Nach langer, langer Zeit hat ſich ein Geiſt ſehen laſſen, und wieder ſehen laſſen. Was das Eigene dabey: er rauchte Tabak und rauchte ſtark Tabak, die ganze Nacht, aber nicht Cigarren, nein, aus einer unſichtbaren Pfeife. Weiß war er ſehr; nur das Geſicht ſchien etwas bräunlich, und der Bart etwas ſchwärzlich. Die älteſten Geiſterſeher erinnerten ſich nicht, daß ihnen je ein ſolches Geſpenſt vorgekommen. Sie ſtutzten daher ein wenig, wurden etwas ſtätig,

und zogen ſich zurück. Man konnte nicht wiſſen, was es mit dem Rauch für ein Bewandtniß; es war ja ſehr möglich, daß er nicht vom Tabak herrühre. Nur die reine, ſchöne, ruhige Weiſſe dieſes Geiſtes vermochte, dieſe Seher in Etwas zu tröſten, ihnen einigen Muth einzuflößen. Selbe waren ſehr thätig; ſie legten ſich den ganzen Tag auf die Lauer, und paßten dem Geiſt auf. Dieſer iſt nur bey Nacht thätig; da ſpaziert er muthig herum. Oft ſieht man ihn auf den Rennweg hinaus ſich begeben. Dort bleibt er manchmal ſtehen, und ſucht eine Gaſſe; er muß nicht leſen können, denn die Beleuchtung iſt gut. Häufig gewahrt man ihn auf dem Wall der Schottenbaſtey, bey dem Bierhauſe. Da hält er an, und ſchaut auf das Gitter des Eingangs, allwo geſchrieben ſteht: „Zum Niederländer.“ Der Geiſt muß nicht leſen können, denn die Beleuchtung iſt gut. Frauenzimmer, bey denen die Furcht von der Neugier ſtets überwogen wird, kamen endlich hinter den Geiſt. Es ſtellte ſich heraus, daß ſelber ein ehrlicher Maroccaner ſey einerſeits, andrerſeits aber ein unehrlicher. Er war der Grundwächter des completen Livius in Marocco geweſen; er hatte dieſen Schatz einem fremden Reiſenden ausgeliefert, und da es aufkam, ſich geflüchtet, heimlich, gut in Linnen emballirt, dampfſchifflich. Er ſucht anjetzt die Stätten früheren Ruhms auf, die Maroccanergaſſe, das detto Bierhaus, ſo aber jetzt ins Niederländiſche überſetzt, jenes am Thury ꝛc. Da der beſagte Geiſt ſonſt ein ehrlicher Mann, ließ man ihn laufen, und er lief. Jedermann wird erſucht, ihn frey paſſiren zu laſſen, denn er iſt ein ehrliches Geſpenſt, welches nicht herum läuft, um zu ſchnipfen; es iſt ein ruhig privatiſirendes Geſpenſt. Friede einſt der Aſche dieſes rechtſchaffenen, grundehrlichen Geiſtes.

Bäder.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Stadt Wien (in ihrem innern Umkreis) mehr Badeanſtalten, als alle andern Städte Deutſchlands zuſammen genommen. Spuren davon ſind nur noch wenige da: Die Nahmen Neubad, Stubenthor ꝛc. Das Stubenviertel hat bekanntlich den Nahmen von den damahls ſo überaus zahlreichen Badeſtuben daſelbſt. Bäder gab es in jener Zeit auch in ſehr vielen Privathäuſern. Die Inhaber der öffentlichen Bäder oder Badeſtuben hießen: »Bader«; ſie nahmen zugleich Bart und Kopfhaare ab, ſchnitten die Leichdorne aus, ließen zur Ader, ſchröpften und machten anderweitige chirurgiſche Operationen, daher denn die Wundärzte und Barbiere noch fortwährend gar uneigentlich Bader genannt werden. Daß es in jener Zeit gar ſo viele Bäder gab, läßt ſich erklären, weil die, wohl durch den häufigen Verkehr mit dem Orient herbeygeführte leidige Krankheit des Ausſatzes ſo ſehr um ſich gegriffen hatte. Daß man aber jetzt ſo wenige Bäder, im ganzen Innern der Stadt keine einzige Badeanſtalt hat: das läßt ſich nicht erklären. Reiſet man im Auslande, ſo trifft man, ſelbſt in kleineren Städten, häufig ſogar in den Gaſthöfen Bäder an.

Grelle Ahndung.

Unter Albrecht dem Lahmen, einem würdigen, um Stadt und Land vielverdienten Fürſten, fand in der Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Wien eine fürchterliche Beſtrafung Statt. Der herzogliche Küchenmeiſter, Nahmens Stibor, hatte einen Widerſacher, der ein Schwabe war.

Dieſer Nichtswürdige ſann darauf, Stiborn zu verderben. Er fabricirte Briefe, aus denen hervorging, daß Jener die Abſicht, und zum Theil ſchon ins Werk geſetzt habe, den Herzog zu vergiften. Wohl mochte der Ruchloſe darauf gerechnet haben, daß Albrecht, wie man weiß, eben auch durch Gift an Händen und Füßen gelähmt worden, lebenslänglich, 30 Jahre unſägliche Schmerzen leidend und heldenmüthig ertragend, ſolcher Anklage nicht unzugänglich ſeyn werde. Stibor ward ergriffen, gefeſſelt nach dem Hoflager in Kärnthen geſchleppt, ein halbes Jahr lang eingekerkert gehalten bey Waſſer und Brod, gewärtig der Folter und grauſamen Todes. Da entlarvte aber ein Zufall den ſchändlichen Anſchlag, darthuend die Schuldloſigkeit des Angeklagten. Der ward nun alſogleich auf freyen Fuß geſetzt, erhielt Entſchädigung, wie nur immer denkbar, und behielt ſeine Stelle. Der ſchändliche, freche Verläumder wurde in einem eiſernen Käfig auf einer Säule auf dem hohen Markt durch zwey Wochen der Verſpottung, Verdammung, Entrüſtung und Züchtigung des Volks preis gegeben; und da er glaubte, es ſey wohl mit dieſer Strafe abgethan, höchſtens werde noch eine Geldbuße auferlegt werden, fand er ſich gar bald entſetzlich getäuſcht. Lebendig wurde er auf dem Stephansfriedhofe .... eingemauert. Dieſer Albrecht war ſonſt ein gutmüthiger, gerechter Herr, nahm auch mit weiſer Unterſcheidung der Umſtände die Juden in Schutz, welche damahls ſo arg verfolgt wurden. Hart züchtigte er die Kremſer ob ihrer wüthenden, blinden Frevel an ihnen, worüber es in einer Chronik lautet: »daß ihm ſo leid wär um ſeine Juden.«

„Dergleichenthuerey“

möchte man das Manöver nennen, deſſen ſich manche Kaufleute bedienen, die Vorübergehenden, beſondes des Abends bey Beleuchtung glauben zu machen, daß es da große Geſchäfte gäbe, ſtarken Abſatz, lebendigen Verkehr, anſehnliche Loſungen ꝛc. Da ſieht man z. B. in Kaufläden, deren Waaren doch wohl nur von der Art ſind, daß man ſie bloß beym Tageslicht zu kaufen pflegt, wie Leinwand, Tuch, Teppiche, Shawls ꝛc. eine erſtaunliche Lebhaftigkeit. Ein Kommen und Gehen von Kunden, ein Hin- und Her-, ein Hinaus- und Hereintragen von Waaren, oft in großen Päcken, ein haſtiges Thun mit der Elle im Abmeſſen, Zuſammenlegen, Emballiren; ein eilfertiges Auflegen, Vorweiſen, Anempfehlen verſchiedener Stoffe. Viel wird geredet, gemarktet, gefeilſcht mit einer Menge von Leuten, die ausſehen wie kaufende Kunden. Es iſt ein Getreibe, eine Lebendigkeit; man ſchöpft kaum Athem, ſo erſtaunlich viel hat man zu thun, ſo current und blühend iſt das Geſchäft; an den Fingern läßt ſich abzählen, daß man in einem Jährchen ein reicher Mann ſeyn müſſe, gar nicht ausweichen könne, es zu werden, folglich des extremſten Credits würdig ſey. „Ja, wenn man ſein Capitälchen bey ſolch einem Mann placieren könnte! Aber der wird leider kein Geld brauchen.“ Faſt jeden Abend zu einer beſtimmten Stunde ſieht man, wie der Chef ſelbſt, oder der erſte Commis, oder der eigene Caſſier, die den Tag über eingegangenen Gelder zählt, Caſſa macht. Man kann das im Vorbeygehen ſehr deutlich ſehen, denn jedes Hinderniß iſt beſeitigt. Da ſieht man alſo hohe Päcke Banknoten; die obere Lage wird abgenommen und neu gezählt, geſchwind notirt

mit dem Bleyſtift oder der Feder hinter dem Ohr. Der Pack wird zurück gelegt; ein anderer kommt zum Vorſchein aus einer dunklern Ecke; darneben ein paar große Geldſchüſſeln voll Silber oder Gold. Endlich wird der Laden geſchloſſen. O gewiß bis gegen Mitternacht werden dieſe einerſeits beneidens-, andrerſeits bedauernswerthen Leute mit dem Abzählen dieſes vielen Geldes zu thun haben. Wenn nur nicht etwa gar eingebrochen wird. O wie abſcheulich mißtrauiſch müßte man ſeyn, wollte man die Lebhaftigkeit eines ſolchen Geſchäfts mit den gewiſſen Licitationen in den Straßenläden vergleichen, wo es viele Acteurs und Statiſten gibt ꝛc. Nein, nein, dem iſt nicht alſo. Es iſt durchaus nicht etwa jene verläumderiſche „Vergleichenthuerey," welcher Ausdruck uns am Eingang dieſer Zeilen entſchlüpft iſt, was wir ſehr bereuen. Wenn es aber doch einiger Maßen ſo wäre, ſo müßten wir auf der Stelle die löblichen Buchhandlungen ausnehmen. Dieſe Geſchäftsleute verſchmähen es, zu einer ſolchen „Vergleichenthuerey" ihre Zuflucht zu nehmen, woher es denn natürlich kommt, daß man, verſteht ſich aber ohne ihr eigenes Verſchulden, oft Stunden lang keinen einzigen Menſchen in ihren Läden beleuchtet ſieht, als das eigene Perſonale. Und dabey hat ſelbes leider unaufhörlich zu ſchreiben, in Handlungsbücher einzutragen, was Alles wirklich in der Natur dieſes Geſchäftes liegt, während dieß, zum wahren Ergetzen der Zuſchauer in anderweitigen Handlungen nur ſo pro forma geſchieht. Schon wieder „Vergleichenthuerey." Aber ich bitte Sie, wie können z. B. in einer Galanterie- oder Silberwaarenhandlung zwey bis drey Individuen Jahr aus Jahr ein den ganzen lieben Abend (gerade den lieben

beleuchteten Abend) Buchhalterey, Correſpondenz ꝛc. zu treiben haben? Lauter Dergleichenthuerey.

Das Lenkey'ſche Weingeſchäft.

Das ausgebreitetſte und ergiebigſte Geſchäft mit ungariſchen Weinen in Wien machte Herr v. Lenkey ſchon, als Hammer, der Vater (Handlung und Schank im rothen Igel) noch lebte, der lange Zeit gewiſſer Maßen Monopoliſt geweſen. Damahls aber, vor 44 Jahren, wurde das Lenkey'ſche Geſchäft nur im Großen getrieben; im Detail und als öffentlicher Ausſchank beſteht es ſeit 1811. Mit dem Etabliſſement Hammer's des Sohns ging es allmählig ſchwächer, während jenes Lenkey's ſich zuſehends und mächtig empor hob. Dieſer gründete ſein Detailgeſchäft in dem Locale, in welchem es ſich noch gegenwärtig befindet, in dem damahls Eiſenhutter'ſchen Hauſe, welches drey Gaſſen beherrſcht. Ehe Lenkey ſich daſelbſt ſituirte, hatte es auch von der Weihburggaſſe einen Thorweg, wie jener in der Singerſtraße. Selber war aber der Länge nach verbretert; es waren ordinäre Buden, unter andern die eines Trödlers da angebracht, und die Paſſage, bloß zum Gehen, war ziemlich ſchmal. Der Eingang dazu befand ſich gerade da, wo man jeßt in das erſte Extrazimmer eintritt. Die Lenkey'ſchen Weine fanden außerordentlich lebhaften Zuſpruch. Die Localitäten waren faſt zu jeder Stunde des Tages, beſonders in der Nachmittags- und Abendzeit, vornähmlich an Sonn- und Feyertagen, dergeſtalt angefüllt, daß oft Hunderte von Gäſten aus Mangel an Plätzen ſich wieder fortbegeben mußten. Steinbrucher und Sexarder ſind die Gattungen, welche am Meiſten conſumirt werden;

ſelben ſchließen ſich an: Adelsberger, Ofner (auch ſogenannter „Ofner wie Burgunder," in welcher Hinſicht wohl „Ofner wie Ofner" vorzuziehen), Erlauer, Schomlauer ꝛc. Unter dem Nahmen: „Cabinetswein" iſt ſeit 10 Jahren auch eine Sorte ſehr beliebt, die aus Rheinreben in Ungarn angepflanzt, erzeugt wird. Das Lenkey'ſche Etabliſſement (bloß Ungarweine) gehört unter die allerbedeutendſten des Kaiſerthums, und iſt das blühendſte des Wienerplatzes. In den erſtern Jahren des Detailgeſchäfts beſtand einige Zeit hindurch eine förmliche Reſtauration daſelbſt. Es iſt intereſſant, noch ſo viele der Stammgäſte da anzutreffen, während man hinwieder allerdings manchen Andern, wie Span, Carl ꝛc. vermiſſen muß, die im Verlauf ſo vieler Jahre das Zeitliche mit all ſeinen Ungarweinen geſegnet. Der Chef, Herr Achaz v. Lenkey, ein Mann von Erziehung, Bildung, Beleſenheit und vieler Liebenswürdigkeit conſervirt ſich dagegen trefflich. Er beſitzt eine ſchöne Bücherſammlung, unter Andern die römiſchen Claſſiker in der Originalſprache und in den vorzüglichſten Editionen cum notis variorum etc.

Merkwürdiges Siegel-Cabinet.

Die mit dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv vereinigte berühmte Siegelſammlung war von Sartorio Urſato, dem gelehrten Paduaner angelegt worden. Nach ſeinem Tode 1678 ſetzte ſie Steycker, der holländiſche Geſandte zu Venedig fort, dann ein nürnbergiſcher Kaufmann Nahmens Geyſel. Der Hiſtoriograph Glaſey erheirathete ſie, und continuirte ſie ebenfalls. Am Meiſten aber gewann ſie durch den Wiener Domherrn Smitmer, in deſſen Beſitz ſie 1772 gelangte. Er verfaßte unter Andern werthvolle Commen-

tare und Regiſter dazu. Nach deſſen Tod gelangte ſie in den Beſitz des Wirthſchafts-Directors Kowatſch, und dann in den des geheimen Cabinetsofficialen Löſchner. Von ſeiner Witwe kaufte ſie ſofort das k. k. Hausarchiv. Smitmer hatte dieſe Sphragidothek auf 9000 Stücke gebracht. Er war ein ſehr wiſſenſchaftlicher Mann, Comthur des Maltheſer-Ritterordens, geboren 1740, geſtorben den 4. Oct. 1796, aus einer Familie, die ſchon im 4. Jahrhundert in Wien anſäßig war. Der nachmahlige Buchhändler Haſelmeyer war Bedienter bey ihm. Smitmer bemerkte ſeine Neigung zu Büchern, gab ihm Gelegenheit, ſich zu unterrichten, förderte ihn dabey, unterſtützte ihn und verſchaffte ihm ein Handlungsbefugniß.

Baillet,

der franzöſiſche Sprachmeiſter, verdient, nicht vergeſſen zu werden. Das iſt ſo beſcheiden geſagt, wie der Mann ſelbſt war. Im Verlaufe der 90ger Jahre, auch ſpäter noch, war er Profeſſor (damahls ſagte man ſchlechtweg Lehrer) in der Real-Handlungs-Akademie bey St. Anna. Er trug nach der Grammatik des Hilmar Curas vor (für die italieniſche Sprache hatte man noch den Tarmini), und ſchrieb ein Leſebuch zu derſelben, welches er drucken ließ, und das recht gute Dienſte that. Das lebhafte, freundliche und heitere Weſen dieſes Mannes, und ſein herzliches Wohlwollen und Vertrauen trugen weſentlich dazu bey, ihn beliebt zu machen, und zu veranlaſſen, daß man gern und leicht lernte, man kann faſt ſagen ſpielend. Baillet hielt auch eine Schule in ſeiner Wohnung, in der neuen Welt. Die wurde ſtark beſucht. Für dieſe ſeine Schüler hatte er ein eigenes kleines

Lexicon ſolcher franzöſiſcher Wörter zuſammen getragen, die ſich in den meiſten Dictionairen, ſelbſt in dem des **deux nations** nicht befanden. Die Zahl dieſer Wörter war 1000. Von dieſem „Tauſend Wörterbüchlein“ ließ er Abſchriften anfertigen, die man zu billigem Preis haben konnte. Bey vorgerücktem Alter ſupplirte ihn ſeine eben ſo lebhafte Tochter Franciſca mit Geſchick und Erfolg. Er hieß Leopold.

Stadt in der Stadt.

Herzog Rudolph IV., ſattſamen Rechts „Der Stifter“ (**fundator**), auch zuerſt „Erzherzog“ genannt, hatte bey der Gründung der Univerſität in vollem Ernſte die Abſicht, daß dieſe Hochſchule inmitten einer eigenen, nur ſie ſelbſt angehenden Stadt ſich befinde, alſo eine Stadt in der Stadt Wien ſey, umgürtet mit Mauern und Thürmen. In dieſer ſelbſtſtändigen „Univerſität-Stadt“ ſollten die Lehrer und Schüler, nicht beunruhigt und geſtört von dem profanen Getöſe öffentlichen Treibens, wohnen mit dem dazu gehörigen Dienſt- und ſonſtigen Perſonale. Dieſe Stadt ſollte bey der Schaufellucken beginnend, bis zu den Schotten ſich hinziehen, in ſich ſchließend die Minoriten ſammt dem Garten ꝛc. Vorſteher ſollte der Propſt von St. Stephan ſeyn. Den Lehrern wie den Studirenden waren große, ſeltene Vorrechte eingeräumt: alle ihre Bedürfniſſe mauthfrey; den Landgerichten nicht unterworfen, da der Rector ihr Richter; auf dieſen von den Herrſchaften freyes Geleit; körperliche Unantaſtbarkeit, da jede Verwundung ſtreng verpönt, und kein Aſyl dagegen ſchütze. Die Hauseigenthümer ſollten gehalten ſeyn, für dieſe Inſaſſen alles Mögliche zu thun, zu Schutz und

Schirm, Ruhe, Bequemlichkeit, Verannehmlichung ꝛc.; der billigſte Zins, keine Steigerung. So kommt es im Stiftbriefe vor, vom 12. März 1365. Indeß ſchon den 27. July deſſelben Jahres mußte dieſer edle Fürſt, erſt 26 Jahre alt, aus dem Leben ſcheiden, und das Ideal der Univerſität-Stadt zerfloß wie ein Traumgebilde. Jedoch war die Hochſchule ſelbſt allerdings bald ins Leben getreten; auf welcher Stelle aber, das läßt ſich nicht genau beſtimmen. Lazius nimmt den Platz der Auguſtiner an; Andere geben an neben den Minoriten. Rudolphs Nachfolger, Albrecht III. überſetzte die Univerſität bey ihrem bereits 19jährigen Beſtande in die Nähe des jetzigen Gebäudes. Carl IV., Rudolphs Schwiegervater, konnte nicht umhin auf ſeines Eidams Stiftung eiferſüchtig zu ſeyn, da er für ſein bereits im 17. Jahre ſo ſtattlich blühendes Prager-Carolinum Eintrag beſorgte: Aus Rückſicht für dieſen großen Herrſcher, der ſich ſogar ſchmeicheln durfte, Petrarca und Boccaccio nach Prag zu ziehen, unter dem Prag „die freudigſte Stadt“ hieß ꝛc., verweigerte der Papſt dem Stiftbrief Rudolphs die theologiſche Facultät. Sie blieb aber dennoch in dieſer Urkunde und trat auch in Wirklichkeit. Rudolphen hatten bey dem Plane ſeiner Univerſität die Hochſchulen von Athen, Rom und Paris vorgeſchwebt.

Ein Commando.

Unter den Spielereyſachen der Kinder gibt es eine ſogenannte Scheere, welche aus linealartigen Latten beſteht, quer übereinander zum Schieben eingerichtet, auf die man Soldaten oder andere Figuren ſtellt, um damit zu manöuvriren.

Digitized by Google

Mit einer ſolchen Scheere unterhielt ſich eines Tages ein reizender blonder Knabe von 3 Jahren. Es war in einem der vielen Gemächer eines großen hiſtoriſch merkwürdigen Schloſſes.

Der Knabe führte verſchiedene Evolutionen aus, aber dießmahl nicht nach ſeiner eigenen Phantaſie, ſondern nach dem Commando eines bejahrten Mannes, welcher dicht neben ihm ſtand.

Dieſer Greis befehligte nicht, um dem Knaben oder ſich ſelbſt Spaß zu machen. Er commandirte in vollem Ernſte wie auf einem wirklichen Schlachtfelde, in heroiſcher Begeiſterung, mit lebhaften Geberden, ſtrahlenden Augen, erhitzten Wangen und lauter Stimme.

Der Knabe hatte genau Acht auf das Commando und die Bewegungen des Greiſes und operirte mit der größten Pünctlichkeit und Übereinſtimmung.

Der Befehlshaber, ein Mann von 80 Jahren, war ſehr zufrieden damit. Er gab ſelbes dem Kinde zu erkennen, und dieſes fühlte ſich dadurch beglückt, denn es war ein ingeniöſes Kind, ſchon empfänglich für Begriffe der Ehre.

Der Greis war Militär. Er war zufällig zu dieſem Spiele gekommen. Des Knaben Eifer hatte ihn angezogen und allmählig ſo gefeſſelt, daß er in Begeiſterung gerieth, und wie in vollem Ernſte commandirte. Er hatte dabey den Degen gezogen, denn er war in Uniform, und zwar in der Uniform eines Feldmarſchalls.

Es war der Prinz de Ligne. Der Knabe war der Herzog von Reichſtadt. Die Scene in Schönbrunn.

Chelidonius.

Wenn wir einmahl eine ſelbſtſtändige, ausführliche Geſchichte des Schottenkloſters beſitzen (und eine ſolche iſt auch zur Illuſtration der Hiſtorie Wiens ſelber Bedürfniß, ja Bedingung), ſo werden wir auch eine der glänzendſten Zierden jener geiſtlichen Gemeinden näher kennen lernen, nähmlich Benedict Chelidonius, den 23. Abt der Schotten. Er war aus Nürnberg, Buſenfreund Dürers und Wilib. Pirkheimers; inniger Freund Kaiſers Max I., ſein Hiſtoriograph, gekrönter Dichter, eine der Säulen der Donaugeſellſchaft. Gaben ſeines Geiſtes ſchmückte Dürer mit Figuren; ſein allegoriſches Singſpiel: Voluptatis cum virtute disceptatio ausführen zu ſehen, begaben ſich Kaiſer Carl V. und ſeine Schweſter in die Schottenſchule; den jungen Helden Niclas Salm widmete er es. Für die Kloſterbüchereÿ verwendete er ſich ſehr, wenn auch faſt gar nicht für Sachen des Haushalts und der Kloſterzucht. Letztere war auch ſehr rigorös; die Zellen z. B. ungeheizt, daher Chelidonius ſich beÿ Dürer und Pirkheimer entſchuldigte, ihnen nicht öfter ſchreiben zu können, da es in dem geheizten Refectorium zu unruhig ſeÿ. Er ſtarb 2 Jahre nach Max.

Wien, wann fertig?

Wien iſt noch nicht fertig, und Wien wird niemahls fertig. Selbes vermerkt man am Augenſcheinlichſten ſeit ein paar Jahren. Man gehe wann und wo man wolle, ſo wird man finden, daß man nicht gehen kann. Allenthalben wird gebaut, gepflaſtert, umgeſtaltet, ausgebeſſert, verſchönert, verändert, erneuert ꝛc. Kein Schritt ohne

auf ſo Etwas zu ſtoßen. Man ſollte glauben, Wien ſey vor einem halben Jahre angefangen worden, und müſſe binnen 8 Tagen fertig werden, in ſolcher Haſt geht Alles darunter und darüber. In einem Gäſſel wird gepflaſtert; in einigen Wochen kommt man wieder dahin zu gehen: es wird gepflaſtert, aber nicht noch, ſondern ſchon wieder. Iſt man ſo unvorſichtig, deßhalb zu fragen, ſo heißt es: Ja wir müſſen das Gepflaſter ſo machen, daß wir bald wieder zu thun bekommen; von was ſollten wir denn leben? Aha, alſo daß Ihr leben könnt, Ihr guten, lieben naiven Leute! Nun wenn das iſt, ſo läßt die halbe Million Einwohner es ſich gern gefallen, keinen ruhigen, ſichern (d. i. gefahrloſen) Schritt machen zu können; dieſe halbe Million bewundert den philanthropiſchen Grundſatz; ſie erinnert ſich, daß der Schuſter, der Schneider, der Docter, ja jeder Producent eben ſo argumentiren; es fällt ihr bey, daß in England jüngſt noch das geſetzliche Princip beſtand, kein Haus dürfe länger als 50 Jahre ſtehen, damit es fortwährend Arbeit gebe ꝛc.

Der Herzog von Saint-Leu.

Er war einer derjenigen, von welchen man ſagen kann, es ſey unmöglich, ſie zu kennen, ohne ſie zu lieben. Allen, beſonders den Holländern, wird dieſer Mann unvergeßlich ſeyn. Er war gefühlvoll, wahrhaft, bieder, gerecht, ſanft, anſpruchslos, edelmüthig. Dieß ſind nur wenige ſeiner Vorzüge; auf äußere, auf glänzende ging er nie aus. Er iſt ohne Zweifel noch ſo, Naturen, wie die ſeinige, ändern ſich in 30 Jahren nicht. Die Florentiner werden das beſtätigen können.

Digitized by Google

Der Graf Saint-Leu, jetzt nennt man ihn Herzog, war ſchon krank nach Gratz gekommen. Das Gehen wurde ihm ſo gut als unmöglich; er ſaß den ganzen Tag, die Füße wohl verwahrt. Sein Profil dem ſeines Bruders ſehr ähnlich: der Mund unmöglich ſo anmuthig, ſo bezaubernd; aber die Hände eben ſo wunderſchön. Mit dieſen Händen konnte er nicht viel machen; er pflegte zu dictiren. Sein Weſen war ruhig, ernſt und mild. Sein Seſſel war noch immer ein Thron; er herrſchte über alle Herzen.

Eins derſelben war Schneller. Schneller ſtellte mich vor. „Eure Majeſtät wollen einen Bibliothekar,“ ſagte er: „Hier iſt einer; ich bürge für ihn; wir ſind Freunde.“ Der Graf Saint-Leu ſprach: Seyen Sie mir willkommen; es iſt gut. Sie werden ſo gefällig ſeyn, mir eine kleine Bibliothek anzulegen, meiſt Nachſchlagwerke. Der Herr Baron wird das Weitere beſorgen. Bey dieſen Worten wies er auf den Baron Capellen, ſeinen ehemahligen Miniſter. Capellen war ein großer, ſchmächtiger, ſchöner Mann, kalt und einſylbig, aber wacker und gediegen. Der Graf ſchätzte ihn ſehr.

Von Büchern war ſonſt nichts da, außer der unglückſeligen Encyclopédie methodique, die man durch Tuſch von Schaumburg bezogen hatte. Einige linguiſtiſche Dictionäre; einige Reiſebeſchreibungen, eine Kiſte voll Durcheinander. Von Marcus Aurelius Antoninus mehre Ausgaben, auch die franzöſiſche des Joly. Dieſer Autor war eines der Lieblingsbücher des Exkönigs; ein guter Characterzug. Daß der Graf deutſch lernen wollte, und von Schneller; dann, daß dieſer als Grammatik Klopſtocks Oden nahm, weil der Schüler ein leidenſchaftlicher Verehrer der „Meſſiade,“ habe ich ſchon allzu oft erwähnt.

Ich war Bibliothekar und hatte nichts zu thun; ein Feldherr ohne Armee. Mit der Recrutirung ging es langſam; mit der Gage auch. Beſtimmt war keine. Nach geraumer Zeit, ganz unerwartet, ein Präſent, aber ein ſtarkes; ſpäter deren eben ſo.

Der Herr war fleißiger als ich. Er arbeitete an ſeiner „Marie, on les peines de l'amour.“ Das Buch wurde in Gratz gedruckt, Papier und Druck abſcheulich. Als es erſchien, war ich nicht mehr in Gratz. Der Graf war aus diplomatiſchen Gründen genöthigt, aus Österreich fortzuziehen; das paradieſiſche Gratz zu verlaſſen, das er ſo liebte, die Gratzer, die ihn ſo liebten. Und ich war verſehen mit Weib und Kind.

Jedermann verlangte, dieſe „Marie ...“ zu leſen. Man trug mir die Überſetzung auf; aber die zwey Bände ſollten in 14 Tagen fertig ſeyn. Gut! Sie waren in 8 Tagen fertig. Sie mußte völlig treu ſeyn; man wollte es. Um Etwas aus dieſem Texte zu machen, hätte man erſtens des Verfaſſers Erlaubniß, und dann das erſtaunliche Talent Wilhelms von Schütz haben müſſen, der ſich mit Caſanova verewigt. Die Überſetzung erſchien bey dem würdigen Hartleben. Alsbald darauf in Paris eine neue, etwas geänderte Auflage des Originals. Ich beſorgte auch dieſe für eine zweyte Ausgabe bey Wallishauſſer; ſie wurde aber nicht gedruckt. Jene hatte ich dem Verfaſſer gewidmet.

Der Herzog von Saint-Leu fährt fort, in dem göttlichen Florenz zu leben. Unmöglich würde es mir fallen, Saint-Leu's nicht oft, nicht ſehr oft zu gedenken, mit Ehrerbiethung, mit zärtlicher Liebe, mit Rührung, mit allen Gefühlen der Dankbarkeit.

Eben ſo theurer und liebenswürdiger Perſonen ſeines

Umgangs; des genialen Schneller, des ehrenwerthen Neumann, unſers gelehrten, verdienten Phyſikers ꝛc.

Ludwig Buonaparte: Mögeſt Du glücklich ſeyn!!

Ein alter Blumauerianer.

Vor wenig Jahren ſtarb hier ein gewiſſer L...e n....n, ein Gratzer, uralt, Genoſſe der ſchönen Geiſter in der Blumauerſchen Zeit. Von jeher hatte er Bücher aufgeſtapelt, beſonders Almanache, Journale, Flugſchriften, Piquanterien. Zuletzt wohnte er in einem fünften Stock, woſelbſt 2 Zimmer vollgepfropft mit gebundenen und rohen Büchern. Greller als ſein Ende kann keines Menſchen Ende ſeyn; ich war leider dabey. Der Mann war ſehr beleſen, ſtrotzte von Anecdoten, war aber ſonſt ein Pedant. Er dichtete und ſchrieb ſelbſt allerley Kleinigkeiten. Unter Andern gab er mir eine Characteriſtik Blumauers zum Beſten, die ich noch nirgends abgedruckt gefunden. Da der Vornahme dieſes Poeten mit A beginnt, ſo kam die Idee zu dieſem Spaß in alphabetiſcher Folge. Er fällt mir noch bey, alſo lautend:

Aloys	Kenner	Traveſtirte
Blumauer:	Latiums.	Unſterblich
Cenſor,	Maurer.	Virgils
Dichter,	Naſo	Werk.
Epicuräer,	Öſterreichs.	Xenophtalmiſch
Freygeiſt,	Prieſterfeind.	Ybiſchartig
Genie,	Quälte	Zollte er der Natur
Hageſtolz,	Roms	den Tribut ꝛc.
Jeſuitenfeind.	Satelliten.	

Man ſieht, es iſt blutwenig an dem Ding bis auf T.

U. V. W.; aber in jener Zeit war man genügſam, und es mochte da ſehr angeſprochen haben.

Dieſer L. war ſeiner Zeit ein rüſtiger Mitarbeiter zweyer unter Joſeph **II.** herausgekommenen ganz eigenthümlichen Journale: der ſchwarzen Zeitung und der geſchriebenen Zeitung. Erſtere, welche wöchentlich 2 Mahl erſchien, und Freund Hain als Vignette hatte, erzählte im Volkston die Unglücksfälle, beſonders die Selbſtmorde der Reſidenz, und zwar mit den allergrellſten Farben. Die geſchriebene war größten Theils eine Lügenzeitung, oder, wenn man billig reden will, ein Klatſchblatt, welches entſtellte Tagesneuigkeiten brachte. Sie ging auch in das Ausland, ward in öffentlichen Blättern auf Treu und Glauben benützt, und richtete nur Scandal an. Es gab damahls auch eine geſchriebene Zeitung in franzöſiſcher Sprache, redigirt von einem gewiſſen F., der es mit dem gränzenloſeſten Servilismus hielt. Das jährliche Abonnement betrug 6 Ducaten.

An unſre fahrenden Vorleſer:

Luxus-Verbiage und Verbiage-Luxus.

Der Literatur fehlt noch eines der wichtigſten und reizendſten Werke: eine, vulgo: die Geſchichte des Luxus. Die einzelnen Zweige wohl, die ſind ſchon da: Coſtumweſen, Architectur, Hauswirthſchaft, Bürgerlichkeit, Kirchlichkeit: Kochkunſt, Comödie, wie anderweitig Spielzeug; Muſikmachen, die ſchönen und bildenden Dinge alleſammt; weſentlich als Hauptartikel: Geſchichte des weiblichen Geſchlechtes; Hiſtorie des Kriegsweſens u. ſ. w. Es ſollen aber nicht bloß die Zweige, es ſoll der ganze Baum ſeyn. Als-

dann jedoch, wenn All und Jedes, verarbeitet zu einem vollen, glücklichen Bilde, wenn der Baum daſteht, wahr und prangend, alsdann iſt aber noch immer nichts geſchehen.

Das Thema des Luxus iſt nicht wie eine Landſchaft, wie ein Antlitz, wie ein Obſtſtück, wie eine Blume, wie ein Baum ſelbſt: Dinge, die man fleißvoll abſchreibt mit dem Pinſel. Dieſe Arten Mahlerey ſind immer noch Technik. Äußerlichkeit, nicht Kunſt. Es mangelt die Seele: das pragmatiſche Leben. Die Geſchichte des Luxus, ſeinem Grundweſen nach, muß eine Naturgeſchichte ſeyn. Dieſer Baum alſo, von dem Nichts, dem Urkeime an, der leiſeſten Geburtfaſer der Wurzel, durch all die tauſend Luft-, Mark- und Lebensröhren des Stammes, der Zweige und Äſte, bis hinaus zu des Baumes Lungen, den Blättern, ſofort die Blüthen, die Früchte, o die Früchte! Die ganze Dynamik des allerinnerſten Mechanismus!

Mit der lediglich äußern Geſchichte iſt nicht gedient; ſinnanſprechend, reizend, wie jeder Flitter, würde ſie ſeyn, aber nicht wichtig, nicht werth; ohne Pragmatismus — nichts. Man kann ſagen: die Geſchichte der menſchlichen Exiſtenz, als ſolche, als Thiererſcheinung iſt ſchon die Geſchichte des Luxus (wie der Menſch an und für ſich ein Luxusproduct der Natur); ein zweytes, ja das erſte Hemd, noch mehr, das beliebte Feigenblatt, iſt ſchon Luxus; ein Holzbecher, ein Löffel ſchon, ein kleines Kind; ein Seſſel, ein einzig Wort mehr als nöthig, ſind ſchon Luxus. Dieß geſagt, iſt plötzlich die Geſchichte der Civiliſation da; ſie ſpringt von ſelbſt heraus. Beyde aber nicht allzu ſehr zu vermiſchen: welch große Kunſt, einen zweyten Gibbon erheiſchend!

Luxus und Menſchenwohl: Entſtehen, Steigen, Gipfel, Sinken, Verfall! Beyde Hand in Hand; ewige Wechſelwirkung. Entzücken und Jammer: dieſer wiederum der Quell von Jenem. Geheime Memoiren des Genuſſes; Philoſophie des Eindrucks! Allmacht des Schönen; Receptivität des Nervengeiſtes!

Geſchichte des Luxus, Ocean, Welt eines Penſums: wer wird dich ſchreiben? Gewiß ein Franzoſe! Der Franzoſe iſt die Feder dazu. Der verſchämte Deutſche iſt zu wenig frivol; ein klein Bißchen muß man es ſeyn, iſt die Rede vom Luxus. Die Geſchichte des Luxus glaub' ich, muß ausſehen, wie eine Skizze, und doch voll Gründlichkeit ſeyn. Scheinbar nichts als ſcharfe, ätzende Contouren, markige Lichter und Drucker. Doch nur als reiche, eſſencielle Ergebniſſe tiefer und ernſter Forſchung. Und Alles leicht; der Styl getragen, nicht tragend, verbannt aller Regelzwang des Ausdrucks; das unbekümmerte Wort, der natürliche Daguerreotypus des Gedanken: Mann und Roß e i n Ding. Ohne eine gewiſſe Anarchie, ohne ein gewiſſes Rebelliſches der Schreibart, keine ſchlagende Wirkung. Jede Zeile ein Buch (nicht wie manches Buch eine Zeile), denn: Ocean, Welt! Nicht 40 Bände in groß Quart; deren höchſtes 4, 5 in Octav.

Bevor aber Jahrzehende vergehn: warum nicht einſtweilen Etwas?

Die Ihr aber gewerbliche, erwerbliche Vorleſungen geben wollt, und darauf reiſen oder nicht, nebſtbey auch mit Sang und Klang oder nicht: läßt ſich denn ein dankbareres Object erſinnen als der Luxus? Von vorn herein habt Ihr ja ſchon das ganze Publicum, in all ſeinen Schattirungen, geangelt. Und Ihr könnt her=

nach wieder ſelbſt recht viel Luxus treiben: das Ding practiciren.

Grabmähler=Schickſal.

1686 begann der Biſchof Graf Ernſt Trautſon ein Verzeichniß der in der Stephanskirche und auf dem daſigen Friedhofe befindlichen Grabmähler anfertigen zu laſſen. Die Anzahl derſelben belief ſich auf mehr als 400. Gegenwärtig aber iſt vielleicht kaum ein Drittel mehr vorhanden. Fragt man, woher das kam, dieſer unberechenbare Verluſt für Geſchichte und Kunſt, für Genealogie, Heraldik, fromme Erinnerung ꝛc., ſo muß man antworten, daß der in der erſtern Zeit der Reformation eingetretene Fanatismus derſelben die Schuld trage. Man ging nähmlich dabey ſo weit (und das war beſonders bey Adelsgeſchlechtern der Fall) aus der Kirche, aus den Capellen und aus dem Friedhof die Grabmähler der Angehörigen nicht nur ſtracks hinweg zu nehmen, ſondern alſogleich als Eckſteine der Hausthore und Gaſſen, als Pflaſterplatten bey Eingängen, an Brunnen ꝛc. zu verwenden. Viele wurden zerſchlagen, um in kleinern Stücken zu derley profanem Gebrauch zu dienen. Dieſer wahrhaft ſchauerliche Vandalismus aber wird nur erklärbar, wenn man ſich erinnert, daß ſelbſt das Hochwürdige, über die Straße getragen, vor Anfällen nicht ſicher war. Dieſen wahnſinnigen Frevel zu verhindern, begleitete Ferdinand I. in Perſon mehr als ein Mahl den Prieſter mit dem Sterbeſacrament. Auf Grabdenkmähler beſonders auf Steinplatten mit Inſchriften, oder auf Bruchſtücke derſelben, jener Kirche und jenem Gottesacker in jener wildbewegten Periode gewaltſam ent-

führt, ſtoßen wir noch heut zu Tage häufig, nahmentlich unter Thorwegen, in Hausfluren, in Vorgemächern ꝛc. wo ſie noch fort und fort im buchſtäblichen Sinne mit Füßen getreten werden. Aber was läßt ſich da ſagen?

Tabak = Manie.

Die Mode erlaubt noch, nicht Tabak zu rauchen; es iſt in Geſellſchaften noch geſtattet, keine Cigarre im Munde zu haben. Noch immer iſt es bewilligt, wird es tolerirt, ſich das Nervenſyſtem nicht abzuſpannen. Aber am Ende: was will man thun? Die Converſation beſteht im Anhören ſchmetternder Muſik, und wenn man raucht, ſo gilt man für einen guten Geſellſchafter. Da ſitzt z. B. ein N. N. mit an einem ſogenannten Reunionstiſch, raucht ununterbrochen, trinkt und zahlt ſein Bier, grüßt dann und geht fort. Die Tiſchgenoſſen begegnen ihm ſpäterhin; Alle ſagen: das iſt ein charmanter Geſellſchafter. Dieſer charmante Geſellſchafter hat aber auch nicht eine einzige Sylbe geſprochen; er wäre es auch nicht im Stande geweſen, denn zum Überfluß war er ein Stummer. Aber er hat geraucht. Rauchen, ja, unaufhörlich rauchen: Ja, in Ungarn, in Spanien, in der Havana ꝛc. In Ländern, wo das Product einheimiſch iſt, wird es am Wenigſten oder gar nicht ſchaden, beſonders den Eingebornen ſelbſt. Ich möchte ſagen, in Peſth z. B. kann man Tag und Nacht Kospalager rauchen und Ofner dazu trinken ohne Nachtheil; aber thue man das in Wien! In Spanien war es noch vor kurzer Zeit Sitte, und iſt es vielleicht noch oder wieder, daß die Kindsmägde den kleinen Rangen Tabak in die Naſe ſtopfen alle Augenblicke, ihnen die Gewohnheit einzuimpfen,

und zwar aus cameraliſtiſchen Gründen. Kann das Rängelchen ſich dann ſelbſt auf den Beinen halten, ſo hat es wohl auch ſchon ſein eigenes Döslein. Und da es wahrſcheinlich noch Mode, die kleinen Kinder in die bequemſte aller Trachten, in eine Kapuziner-Kutte zu ſtecken, ſo gibt das einen deliciöſen Anblick!!

Durchhäuſer.

Wenn man ein paar Jahre oder ein paar Monathe von Wien abweſend war, wieder zurück gekommen iſt, und ſo ſeine gewohnten Gänge durch die Stadt machen will, ſo wird man bey einer Menge von Häuſern wohl Eingänge aber keine Durchgänge mehr finden. Ach ja, das iſt kein Durchhaus mehr; ſo, ſo, aha; in Gottes Nahmen. Denn was will man thun? Der Durchgang war ein freywilliger Durchgang; es ſtand auch früher ſo angeſchrieben, gleichſam, um anzudeuten, daß der Durchgang bald nicht mehr exiſtiren werde, weil man das Recht hat, ihn jeden Augenblick zu ſchließen. Buchſtäblich genommen, iſt dieſes Schließen wohl allerdings in der Ordnung; allein nicht Alles, was nicht verbothen, oder freywillig, iſt erlaubt, in einem edlern, ſelbſtbeherrſchenden, berückſichtigenden, menſchenfreundlichen Sinne nähmlich. Es gibt eine Menge ſtillſchweigende Geſetze, Geſetze die eigentlich oder ausgeſprochen gar nicht exiſtiren, und Gott ſey Dank von vielen Menſchen beobachtet und befolgt werden. Es iſt dieß ein der reinen Menſchennatur inwohnender feinerer Inſtinct. Man kann in der Regel annehmen, daß ein Hausbeſitzer doch wenigſtens ſo weit gedeckt ſey, um wegen des Ertrags eines Straßenladens nicht gezwungen zu ſeyn, Hunderten

Digitized by Google

von Mitbewohnern der Stadt, die oft ſehr weſentliche Bequemlichkeit oder Erleichterung des Durchgangs zu verwehren. Es kommt nur darauf an, was ein ſolcher Hausinhaber höher anſchlägt, Dieſes oder Jenes. Verrammelt er ſeine Paſſage, ſo beweiſt es wenigſtens, daß ihm an dem Urtheil und der Würdigung oder Anerkennung der Leute nichts gelegen ſey; ferner auch, daß er gar nicht die Empfänglichkeit beſitze, das erhabene Beyſpiel zu reſpectiren, welches der eigene Landesherr gibt, der ſelbſt ſein Wohngebäude dem freyen Durchgang des Publicums überläßt bei Tag und Nacht.

Enthuſiasmus.

Faſt einzig in der Geſchichte iſt jene patriotiſche Begeiſterung, welche 1809 alle Gemüther erfüllte. Mit ihr verknüpfte ſich das edelſte Ehrgefühl. Man hat davon einen Zug, der ſehr characteriſtiſch iſt, und nur von Jenen exaltirt genannt werden kann, die den Schwung des Enthuſiasmus und die Stärke des Ehrgeizes nicht aufzufaſſen vermögen. Dieſer Zug betrifft einen Landwehrmann. Anfangs März, als die Landwehre von Wien auszog, wurden von jedem Bataillon einige Mann beordert, zurück zu bleiben zur fernern Werbung und für die Depots. Man wählte dazu ſchwächlichere Individuen. Unter dieſen Zurückzubleibenden befand ſich ein Schuſter. Vergebens ſträubte er ſich; er wollte durchaus alſogleich mit gegen den Feind. Indeß gehorchen muſſte er. Allein die vermeintliche Zurückſetzung, verbunden mit der Vorſtellung nicht unmittelbar activ thätig ſeyn zu können, brachte ſein ganzes Weſen ſo

in Aufruhr, daß er ſich erſchoß. Der Nahme dieſes Man-
nes iſt Georg Käsmann.

Ein großer Mahler.

(Novellchen.)

Es werden etwa 100 Jahre ſeyn, daß zwey fremd-
ländiſch gekleidete Reiſende in Hetzendorf ankamen. Es war
ein junger Mann, und ein etwas älteres Frauenzimmer.
Beyde hatten ſich der Mahlerey gewidmet; er Nahmens
Carlo dem Landſchaftsfach, ſie Roſa, ſeine Schweſter,
mahlte ihm die Staffage. Sie hatten die Abſicht, eine Jagd-
ſcene Kaiſer Carl VI. zu mahlen, den Monarchen damit zu
überraſchen, und ſo vielleicht weitere Beſchäftigung zu finden.

Die Parthie der Landſchaft hatten ſie ſchon gewählt.
Es war darüber Mittagszeit geworden, und ſie traten jetzt
in das Wirthshaus, um da ihre beſcheidene Mahlzeit zu
halten.

Sie fanden keinen einzigen Gaſt da; aber ein ziemlich
großer Tiſch war dergeſtalt mit vielen und leckern Speiſen
und Flaſchen verſchiedener Weine gerüſtet, daß es ſcheinen
mußte, er ſey für mehrere Gäſte beſtimmt. Indeß aber
war nur ein einziges Gedeck aufgelegt; auch nur ein Seſ-
ſel ſtand dabey.

Der Wirth, die Verwunderung der beyden Reiſenden
wahrnehmend, ſagte ihnen, auf die Tafel weiſend: Das
iſt für den nobelſten meiner Gäſte, den berühmten Herrn
Daniel Gran, welcher da drüben im Schloſſe die Decke
des großen Sales für Seine Majeſtät den Kaiſer mahlt.

Bey dem Nahmen Gran wurde Carlo aufmerkſam;
er hatte bereits Manches von ihm gehört, und äußerte ſeine

Neugierde, dieſen merkwürdigen Künſtler kennen zu lernen.

Da könnt Ihr ihn eben herankommen ſehen, ſagte der Wirth, auf die kleinen Bleyſcheiben des Fenſters zeigend. Ein ſtattlich gekleideter, wohlgebauter artiger Mann ſchritt in ziemlich ſtolzer Haltung auf das Haus zu; hinter ihm ein vornehm galonirter Laufburſche, der zwey Windhunde an der Leine führte. Gran, ehe er das Haus noch erreicht, zog eine große goldene Uhr aus der einen, und ſogleich eine eben ſolche mit Brillanten beſetzte aus der andern Beinkleidtaſche, verglich ſie mit einander, und fand, daß es die rechte Zeit ſey, zu Tiſch zu gehen.

Als er beym Eintritt in das Zimmer Roſa erblickte, wurde er von ihrer üppigen Geſtalt, ihren großen lebensvollen tiefſchwarzen Augen und der Fülle ihres Rabenhaares ſo überraſcht, daß er unwillkührlich den Schritt hemmte, und ſie ſtarr betrachtete. Auch er machte auf die Mahlerinn einen ungewöhnlichen Eindruck, was dem erfahrnen Lebemann nicht entging.

Nachdem man ſich wechſelſeitig begrüßt und zu erkennen gegeben, nöthigte Gran die beyden Reiſenden an ſeiner Tafel ſeine Gäſte zu ſeyn; ſie nahmen das unbedenklich an.

Die Zeit des Mahles verſtrich recht geſprächig und heiter. Zum Schluſſe wurden feine Früchte, Confect, Caffeh und Liqueure ſervirt.

Wohl faſt 3 Stunden waren verſtrichen, als Gran endlich aufbrach. Er nahm Roſa und Carlo mit in das Schloß, ließ ihnen da ſeine Arbeit ſehen, die ſie nicht anders als bewundern konnten, und ſah alsbald wieder nach der Uhr.

Es iſt kaum der Mühe werth, ſagte er mit einer Art Grandezza, daß ich heute daran ein Stündchen noch fortarbeite. Wenn es meinen werthen Gäſten gefällig iſt, ſo machen wir einen Spaziergang im Garten, oder amüſiren uns ſonſt. Eine Kaninchenjagd, eine Fiſchjagd, ein Würfelſpiel; ein kleines Scheibenſchießen, oder ein Tänzchen, etwas Saitenſpiel und Geſang, wie es beliebt. Max, geſchwind die beyden braunen Mädchen und meine Mandoline.

Von all dem wurde nichts angenommen, als der Spaziergang.

Gran war die Galanterie ſelbſt. Er ſagte Roſen ſo viele Schönheiten, aber Alles mit viel Geiſt und Witz, und dabey ſo eindringlich und lebhaft, daß ſie ganz bezaubert ward. Ohne es zu wiſſen, erwiederte ſie den Druck ſeiner feinen Hand. Er zog einen der vielen koſtbaren Ringe vom Finger, und ſteckte ihn ihr an die Hand. Sie hatte nichts dagegen.

Gran machte den Landſchaftmahler auf einen etwas entfernten Standpunct aufmerkſam, von welchem aus zum Behuf einer Jagdſcene die Gegend am glücklichſten aufzufaſſen wäre, und der Landſchaftmahler eilte dahin. Aber allein, denn es ging durch ein dorniges Geſtripp.

Gran und Roſa ſchloſſen indeß einen ſchönen Bund.

Nun kam, nicht mehr ſehr zur Unzeit der Laufburſche mit der Nachricht, daß eingeſpannt ſey, um nach Wien zurück zu fahren. Auch Carlo kam wieder; er ſagte aber kein Wort, daß der geprieſene Standpunct nicht die allermindeſte Ausſicht gewähre.

Alles Sträuben war fruchtlos, die Geſchwiſter mußten mit in den Wagen ſteigen. Es war dieß eine elegante

Hofkutſche mit 4 ſtattlichen Roſſen, der Kutſcher zu Pferde. Verſchiedene Leute des Hofperſonals machten Gran ſehr tiefe Complimente.

Carlo und ſeine Schweſter erſtaunten über die Vornehmheit dieſes Künſtlers.

Man war bey dem Wohnhauſe Grans angekommen. Dieſes glich einer Art von Schloß; es hatte einen ſehr ſchönen Garten. Gran führte ſeine neuen Freunde durch eine Reihe prächtig ausgeſtatteter Gemächer. In einem derſelben ſah man noch die Spuren einer verſchwenderiſch und zügellos durchtobten Nacht. Verſtreute Ducaten lagen auf dem Teppich umher.

Carlo's und ſeiner Schweſter Erſtaunen wuchs.

Aus einem Nebenzimmer, deſſen Thüre mit Sammt und Goldfranſen drapirt war, trat eine mit Brüſſelerſpitzen bedeckte wunderſchöne Dame. Bey dem Anblick Roſa's verdüſterte ſich ihre Miene in Etwas, aber nur einen Moment.

Gran ſagte, mit feiner Höflichkeit auf die Dame zeigend: Fräulein Euphroſine von Perdrix, meine verehrte Geſpielinn, welche die Güte hat, die Honneurs des Hauſes zu machen. Fräulein Euphroſine von Perdrix verneigte ſich.

Ein Kammerdiener erſchien, des Gebiethers Befehle einzuholen.

Gran ſchrieb auf eine kleine Schiefertafel die Nahmen verſchiedener Speiſen und Getränke, übergab das Täfelchen dem Harrenden und befahl, das Souper im Garten zu ſerviren.

Carlo und ſeine Schweſter machten ſich ein Vergnügen daraus, da zu bleiben.

Sie wurden eingeladen, hier zu wohnen. Platz war

genug. Sie machten ſich ebenfalls ein Vergnügen daraus, und beſahen ihre allerliebſten Zimmer.

Kein Wort ſagen wir von dem deliciöſen Souper. Wir führen nur an, daß noch drey Gäſte dazu gekommen waren, recht heitere, gentile Perſonen, zwey Männer und ein Fräulein.

Es ging überaus luſtig her. Ausgelaſſen wurde gelacht.

Als es 11 Uhr war, kehrte man in den Salon zurück.

Hier war Alles zum Spiel vorbereitet; bald Karten, bald Würfel. Gran ſpielte mit Roſa Billard, die ſpaniſche Parthie. Aus Zartheit ſpielte er nur auf Doublé, weil er ſeiner Gegnerinn nichts vorgeben wollte.

Gegen Morgen ging man zu Bette.

Der Laufburſche brachte beyden Gäſten das Frühſtück.

Dieſer Menſch war ein Schwätzer. Er plauderte von dem Reichthum, der Freygebigkeit und dem luſtigen Leben ſeines Herrn, auch von deſſen allerley Abenteuern. Max erzählte, ſein Herr habe ſich beym Auskleiden geäußert, er werde ſich um die Hand des Fräuleins Roſa, die ſo wunderſchöne Staffagen zu mahlen verſtehe, in vollem Ernſte bewerben.

Roſa erröthete und ſeufzte ein wenig. Carlo lächelte und ſagte kein Wort.

Max brachte vor, was übrigens reine, volle Thatſachen waren, daß ſein Herr, dieſer große Künſtler, nach Hetzendorf ſtets mit 4 Hofpferden abgeholt und eben ſo wieder zurück gefahren werde, wie geſtern; ferner daß er als Honorar für ſeine Arbeit täglich Hundert Speciesducaten bar erhalte.

Carlo und ſeine Schweſter erſtaunten aufs Neue.

Der Held dieſer Erzählung trat jetzt ein. Die Equipage war eben vorgefahren.

Gran bath, ſich ſeines Hauſes nach Belieben zu bedienen, und ſeines Schneiders, der gleich erſcheinen werde. Schäckernd ſchob er Roſen eine Börſe mit Gold in den Nacken.

Die neuen Gäſte blieben hier wohnen.

Gran verſchaffte ihnen die einträglichſten Arbeiten. Alle waren ſie ſehr glücklich und zufrieden.

Eines Tages kam ein Brief aus St. Pölten, der Roſen in Familien-Angelegenheiten dahin abrief, und zwar für längere Zeit.

Gran war in Verzweiflung. Er beſtand darauf, daß Carlo ſeine Schweſter begleite und bey ihr bleibe.

Sie reiſeten ab.

Lange, lange Zeit mußte ſie in St. Pölten verweilen. Gran beſuchte ſie oft. Mehr und mehr aber kam er ihnen zerſtört vor, mißmuthig, ſchwach, abgezehrt und wirthſchaftlicher. Von Freunden in Wien erfuhren ſie manches ſehr Bedenkliche über ſeine Verhältniſſe; große Unfälle ſollten ihn getroffen haben; unglücklich ſollte er ſeyn, hieß es, ſo gut als ruinirt.

Roſa härmte ſich. Sie liebte ihn aufrichtig. Eheſtens ſollte ſie ſeine Frau werden.

Grans Briefe blieben aus. Er ſelbſt aber kam unverſehens an in einer ſtürmiſchen Nacht. Er hatte ſich von Wien geflüchtet.

Gran war arm, krank, hülflos, verloren.

Seine zwey treuen Freunde pflegten ihn zärtlich. Er lebte jetzt von ihnen und durch ſie ganz allein. Er war ganz hinfällig.

Carlo, von Natur aus ſchwächlich, ſtarb.

Roſa, in einer unglücklichen Entbindung, ſtarb.

Der Reſt ihrer Habe langte nur kurze Zeit aus für Gran. Es ging ihm jämmerlich. Er ſiechte dahin, lag darnieder ohne Stütze, faſt ohne Obdach.

Verloren war et. Er kam um im 63. Jahre.

Dieß war 1757.

Die Denkmähler der Wiener Hofbibliothek, zu Hetzendorf, zu Schönbrunn; das Altarblatt der Carlskirche zeugen von ſeinem großen Talent.

Winckelmann.

Winckelmann: welch ein Nahme!!!

Das Wort, die Empfindungen und Vorſtellungen auszudrücken, welche uns bey Nennung dieſes Nahmens erfüllen: dieſes Wort iſt noch nicht erfunden.

Deutſche Sprache: ſo überſchwänglich reich, und doch ſo bettelarm!

Ehrfurcht; Bewunderung; Staunen; Begeiſterung; Entzücken; Wehmuth; Andacht: wie heißt das Wort, das all dieſe Gefühle und Ideen in ſich vereinigte!?

Winckelmann war 1768 in Wien.

Er hatte vor, Griechenland zu beſuchen. Den 10. April verließ er Rom. Der geſchickte Bildhauer Cavaceppi begleitete ihn.

Bey dem Anblick der Tyrolergebirge verfiel Winckelmann in Trübſinn. „Sehen Sie," ſagte er zu ſeinem Geſellſchafter, „welch ſchreckliche und ſchaudervolle Gegenden! Welch unermeßlich emporſteigende Gebirge!"

Es war offenbar ein Anfall von Melancholie, die ihn

leider nicht mehr verließ. Er ſehnte ſich nach Italien zurück. Mehr als Ein Mahl wollte er umkehren. Sein Begleiter hatte zu kämpfen.

„O welch abgeſchmackte Bauart,“ rief der Kränkelnde beym Anblick der deutſchen Häuſer aus. „Sehen Sie nur die ſpitzig zulaufenden Dächer!“

Vor Augsburg noch wollte er in vollem Ernſt nach Italien zurück. „Laſſen Sie uns nach Rom zurück kehren!“ rief er wohl Hundert Mal aus.

Dem Begleiter bangte um die Geſundheit des großen Mannes.

Den 12. May traf Winckelmann in Öſterreichs Hauptſtadt ein. Er wohnte im Hauſe eines Herrn Schmidtmeyer.

Er beſuchte den Fürſten Kaunitz. Cavaceppi war mit.

Cavaceppi klagte theilnehmend über Winckelmanns Vorſatz, umzukehren. Kaunitz ergriff Winckelmanns Hand, und ſprach: „Wie können Sie das Herz haben, Ihren lieben Freund in einem fremden Lande zu verlaſſen? Ich bitte Sie, was ich bitten kann: ändern Sie doch dieſen Vorſatz!“

Der Angeredete war von dieſen Worten tief ergriffen. Er ward blaß, er brach in Thränen aus, zitterte und war keines Lautes fähig.

Cavaceppi gerührt, ergriff des Gebeugten Hand mit den ſanften Worten: „Lieber Freund, Sie thun nicht gut; aber weil es Ihnen ſo gefällt, ſo tragen Sie nur Sorge für ſich ſelbſt. Ich empfehle Sie Gott!“

Dieſe Äußerung war für Winckelmann erſchütternd. Er verfiel in ein Fieber, und mußte einige Tage das Bett hüthen.

Von Kaunitz hatte er eine goldene Schaumünze zum Andenken erhalten.

Digitized by Google

Seinem freundſchaftlichen Gönner, dem Cardinal Albani ſchrieb er, daß Fürſt Kaunitz ihn „con la solita sua gentilezza“ empfangen habe.

Als ſich Winckelmann in etwas erholt, ſtellte ihn Baron Sperges der Kaiſerinn Maria Thereſia vor.

Dieſe erhabene Fürſtinn, ſo empfänglich für alles wahrhaft Große und Edle, behandelte ihn mit der ihr eigenen Huld. Ja, freundlich, wohlwollend und theilnehmend äußerte ſie den Wunſch, ihn für Öſterreich zu gewinnen, nahmentlich für Wien. Sie beſchenkte ihn mit einer goldenen und mit einer ſilbernen Medaille.

Winckelmann reiſte den 28. May von Wien ab.

Den 1. Juny, Mittags um 12 Uhr, traf er in Trieſt ein, in einer Poſtkutſche, ganz allein. Im großen Gaſthof am Petersplatz ſtieg er ab.

Ach, um da ermordet zu werden!!

Arcangeli, hölliſches Scheuſal!

Ob man dort Winckelmann's Andenken alljährlich mit einem Requiem ſühnend feyert? Wer weiß!

O edler Roſſetti, um dieſes hehre Andenken haſt Du dir ſelbſt mehr als Ein Denkmahl errichtet.

Ehrwürdiger Schatten Roſſetti's, Heil Dir!

Eine Wienerinn dem Helden.

(Allegorie.)

Im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts war eines Tages am Fuße des Schneebergs eine junge Wienerinn mit Botaniſiren beſchäftigt. Ihr Vater, ein Apotheker, harrte ihrer im Dorfe.

Caroline, ihre Mappe ordnend, wollte ſich eben zur

Rückkehr anſchicken, als ein Schuß fiel. Einen Augenblick darauf taumelte aus hohen Lüften ein großer Vogel hernieder, die Flügel ängſtlich ſchlagend und ein heiſeres Geſchrey ausſtoßend. Zappelnd glitt das Thier zu des Mädchens Füßen.

Im erſten Moment erſchrack Caroline; doch ſchnell beſann ſie ſich. Sie pflückte ein paar Blätter Wegerich, legte ſie ſanft auf die Streifwunde am Halſe, nahm von ihrem Hut die breite Schleife, und brachte ſo den Verband zu Stande. Das Thier verhielt ſich ganz ruhig dabey, mit dem Schnabel den Arm der Pflegerinn dankbar ſtreichelnd.

Ein Landmann, der hinzu kam, verwunderte ſich über dieſe ſeltſame Scene. „Ein ſtattlicher Adler,“ ſagte er, „und noch ziemlich jung; eine ſeltene Erſcheinung in dieſer Gegend. Was gedenken Sie mit Ihrem Gefangenen fernerhin anzufangen, Mamſell?“

Caroline erklärte, daß ſie dieſen majeſtätiſchen Vogel, der ihr auf ſo abenteuerliche Weiſe zugekommen, behalten und gelegentlich nach Wien geſchafft haben wolle. Der Bauer erboth ſich zu Letzterem; das Mädchen verſicherte ſich deß durch ein anſehnliches Geſchenk, und eilte nun nach dem Dorfe. Mehrere Mahle ſah ſie ſich um, wahrnehmend, daß der Adler den Hals lang vorſtrecke und mit den Flügeln ſchlage, als wolle er ſeiner Pflegerinn nacheilen, oder dankend von ihr Abſchied nehmen.

Mit Theilnahme und Innigkeit dachte Caroline an das Schickſal des königlichen Thieres. Der Bauer hatte ſie zwar verſichert, daß die Wunde nur für den Augenblick verwirrend und ſchmerzend, ganz ohne Gefahr ſey; allein das Mädchen konnte ſich der Angſt doch nicht erwehren.

Dieſes Gefühl zu beſchwichtigen, ſann ſie nach, was ſie mit dem merkwürdigen Thiere beginnen ſolle. Mancherley Einfälle durchkreuzten ihre aufgeregte Phantaſie, als plötzlich ein Gedanke in ihr aufblitzte, der ſie mit Begeiſterung erfüllte. „Eine herrliche Idee,“ rief ſie, gleichſam ſich ſelbſt belobend, laut auf; „ja die glücklichſte, die erhabenſte.“

Im Stillen den Triumph dieſes Gedankens und ſeiner alsbaldigen Ausführung feyernd, trat Caroline in die Stube des Vaters.

Kurze Zeit darauf brachte der Landmann den Adler in die Behauſung des Apothekers, in einer der Vorſtädte Wiens. Caroline war eben auf dem Flur mit dem Sortiren pharmaceutiſcher Kräuter beſchäftigt. Als das Thier ſeiner Retterinn anſichtig ward, gab es durch Bewegungen und Geſchrey ſeine Freude zu erkennen, und umtrippelte das erſtaunte, hocherfreute Mädchen, wie ein Haushuhn. Der Vater kam hinzu, Nachbarn eilten herbey, dieſen Auftritt eines wirklich rührenden Wiederſehens mit Antheil und lauten Beyfallsäußerungen zu genießen.

Der Adler war völlig hergeſtellt; nur eine kleine Narbe am nackten Theil des Halſes war zurück geblieben.

Der Bauer ward eingeladen, bis zum andern Vormittag zu verweilen.

An dieſem Vormittage um 9 Uhr ſtieg Caroline mit dem Adler und dem Bauersmann in einen Miethwagen. Bey dem Hauptportale des Belvedere-Schloſſes ward gehalten.

Der Prinz Eugen befand ſich eben im Garten, in Geſellſchaft des Dichters Johann Bapt. Rouſſeau, der als Freund an ſeinem Hofe lebte.

Man meldete dem Helden, daß ein junges Frauen-

zimmer ſo glücklich zu ſeyn wünſche, ihn in einer »allegoriſchen« Angelegenheit zu ſprechen.

Der Prinz lächelte, und rief aus: »Ah, in einer allegoriſchen Sache; das iſt ja ganz eigens intereſſant. Mein lieber Rouſſeau, das gibt gewiß ein ſchönes Penſum zu einer Ode!« Zu dem Thürhüther gewendet, ſetzte er hinzu: »Es ſey der Schönen freygeſtellt, ob wir uns im Garten oder im Schloſſe ſprechen ſollen.«

Nach einigen Minuten rief Rouſſeau mit Verwunderung aus: Welch eine Erſcheinung, gnädigſter Prinz; ein junges Mädchen mit einem Adler!

Eugen war überraſcht.

Caroline kam herangeſchritten, den Adler an einem meſſingenen Kettchen führend.

Als der Adler den Prinzen erblickte, hielt er plötzlich an, that einen Schritt zurück, und blieb ſtehen, wie ein Menſch, der von einem gewaltigen Phänomen ergriffen, zurückbebt und am Boden haftet. Dann ſtreichelte das Thier ſeiner Führerinn Hände und Kleid; und jetzt, in einem Nu riß es mit Gewalt ſich los, das Kettchen noch am Halſe, ſich hoch in die Lüfte ſchwingend.

Caroline verging in Schreck und Unmuth ob der vermeintlichen Vereitelung ihres poetiſchen Plans. Der Prinz und ſein Geſellſchafter betrachteten mit Neugierde dieſen ſeltſamen Vorfall.

Allein der Adler, ſelbſt von einem dichteriſchen Inſtinct erfaßt, handelte ganz im Geiſte ſeiner Freundinn. Er ſenkte ſich allmählig, umkreiſete das Haupt des Helden, ließ ſich auf die Erde nieder, und ſtreckte ſich zu den Füßen des großen Mannes hin. Wie ein treuer Leibhund ſeine Ergebenheit wedelnd zu erkennen gibt, des Herrn Auge ſuchend, ſo be-

wegte der königliche Aar rauſchend und tönend die mächtigen Flügel, wie zum Merkmahl der Huldigung und Hingebung. Hoch ſtreckte er den Hals empor: ſeine Augen wurzelten in denen des Helden.

Eugen war ſichtbar ergriffen.

„Fürwahr“ nahm Rouſſeau das Wort,„ das iſt Allegorie genug; das Thier iſt gut abgerichtet.“

Carolinens Wangen rötheten ſich vor Unwillen. „Nein, mein Herr,“ ſagte ſie heftig, „nein, nein. Dem iſt nicht alſo. Das Thier hat ganz ſelbſtſtändig gehandelt; es hat meine eigene Abſicht übertroffen. „Dieſe“ ſetzte ſie, ſich vor dem Prinzen verneigend, und die Rede an ihn gerichtet mit feyerlichem Ton hinzu, „beſtand einfach dariu, den Adler dem Adler Öſterreich's, dem großen Eugen zu verehren.“

Rouſſeau rief aus: Dieß alſo der Adler des Adlers des Adlers; und Sie Mademoiſelle, ſetzte er mit Grazie hinzu, denke ich mir als Auſtria.

Der Prinz beſah mit Wohlgefallen das majeſtätiſche Geſchöpf, und liebkoſete es.

„Mademoiſelle,“ ſprach er mit freundlicher Miene und anmuthiger Haltung, „ich nehme dieß intereſſante Geſchenk mit wärmſtem Danke an. Darf ich fragen, wer Sie ſind, Mademoiſelle?“

„Gnädigſter Herr,“ entgegnete Caroline, „ich bin nichts als eine gute Öſterreicherinn, die ihr Vaterland liebt, und dem größten ſeiner Männer, ja ſeinem Wiederherſteller mit Begeiſterung huldigt. Der Kaiſeradler, ſo furchtbar dem Halbmond, auch ich liege, jubelnd ihn preiſend, zu ſeinen Füßen.“

Bey dieſen Worten ſenkte ſie ſich auf ein Knie.

Betroffen und gerührt von dieſem ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus, hob der Prinz das Mädchen auf, und geleitete es zu einem Raſenſitze.

Der Adler folgte aus freyem Antriebe. Der Prinz löſte ihm die Kette ab. Das Thier begriff den großmüthigen Sinn dieſes Verfahrens; ſtolz erhob es den Kopf; freudig lüftete es die Flügel. Dann nahm es zu den Füßen ſeines Herrn, ja ſeines Freundes, Platz.

Caroline erzählte jetzt den ganzen Hergang mit dem Adler. Rouſſeau fand all das wahrhaft poetiſch.

Das Mädchen wurde in einem Wagen des Prinzen nach Hauſe gefahren; auch der Landmann, reich beſchenkt, mußte mit einſteigen.

Eine Stunde darauf brachte ein Kammerdiener des Prinzen der Tochter des Apothekers ein Andenken. Es war eine ſilberne Vaſe mit einem Blumenſtrauß von Gold mit Edelſteinen beſetzt.

Der Adler war und blieb der Liebling Eugen's. Er wurde zwar der Menagerie einverleibt, aber ſo lange der Prinz das Belvedere, ſeine Sommerreſidenz, bewohnte, erhielt das edle Thier das Futter nur aus ſeinen Händen.

In der Nacht, da der Prinz aus dem Leben ſchied, verfiel es plötzlich in heftige Angſt; es ſchrie und tobte, zuckte faſt ſterbend zuſammen, und ward nur mit Mühe gerettet, während der Löwe einem ähnlichen Anfall zur Beute ward.

Nach dem Tode des großen Mannes, als das Belvedere an den kaiſerlichen Hof überging, ward dieſer Adler in die Menagerie zu Schönbrunn gebracht.

Hier ſtarb der hiſtoriſche Aar, ein würdiger Greis, ein Jahrhundert alt, in dem ſo verhängniß- als glanzvollen Jahre 1809, vielleicht aus Ingrimm und Kummer, als

die ſieggekrönten fremdländiſchen Adler ihn umſchwirrten, vielleicht nachdem er eines Tages deren Führer ſelber geſchaut.

Der Vindobona Wiege.

(Gattung Scherz.)

Gewiß iſt, daß es Traditionen gibt, die noch nicht aufgefaßt, noch nicht gewürdigt, noch nicht eingeführt ſind in das Leben der Literatur. Dieß mag auch bey Gumpendorf der Fall ſeyn. Annehmen läßt ſich, daß da, wo jetzt dieſe Vorſtadt, menſchliche Wohnungen geſtanden ſchon damals, wie noch tiefe Waldesnacht ringsum gelegen, und noch ehe celtogalliſche Wilde zu Jagd und Fiſchfang ſich angeſiedelt, noch ehe man von einer Windenwohnung (durch die Römer ſpäter Vindobona heißend) gewußt oder auch nur geträumt. Ja mehr als anderthalb Tauſend Jahre vor unſerer jetzigen Zeitrechnung mag dieſes Gumpendorf ſchon eine ſelbſtſtändige Ortſchaft geweſen ſeyn, an die das nachmahlige und jetzige Wien ſich gleichſam nur angelehnt, und ſich fortgeſponnen, entwickelt, ausgebildet an ihr, wie ein Säugling an der milchreichen Mutterbruſt. Wie aber dieſe kleine Ortſchaft, dieſe Wiege Vindobona's, das A des ungeheuren Welt-Alphabets Wien benamſet geweſen, wird ſich nicht ermitteln laſſen. Aber mit einer Art von Gewißheit wird man behaupten können, daß jener Urnahme Gumpendorfs ein hebräiſcher geweſen. Es ſind Spuren da, redende, augenſcheinliche, unverwerfliche Spuren.

In Gemäßheit derſelben hatten ſich Juden da angeſiedelt, noch ehe im weiteſten Umkreis ein menſchlicher Fuß geſchritten. Der Punct für den Handel war einzig, vielverſprechend, unfehlbar. Die Colonie vergrößerte ſich ſchnell,

zog aus nach allen Richtungen, Verbindungen anzuknüpfen, Handel zu treiben, weithin über Ströme, ſelbſt über das Meer. Einer der wichtigſten Pfade bahnte ſich, gleichſam von ſelbſt, durch den Wald, deſſen Stätte jetzt Wien iſt, durch den eigentlichen Wienerwald, mit Ruhepuncten, richtungweiſenden Zeichen und andern Merkmahlen.

Eines Tages raſtete Mordach mit ſeinem Söhnlein und einem güterſchwerbeladenen Maulthier bey dem Baum des jetzigen Stock im Eiſen. Ermüdet ſchlafen die beyden Pilger ein im kühlenden Schatten der dichten Waldung. Wie ſie erwachen, ſehen ſie zu ihrem Erſtaunen und Schreck, die Güterladung auf dem Erdboden liegen, und einen kleinen Mann, roth im Geſicht und roth in phantaſtiſcher Kleidung, neugierig herumwühlen in dem Pack, den er aufgeriſſen. Sein Eigenthum alſo frech betaſtet und in Gefahr ſehend, ermannte Mordach ſich raſch, mit kräftigen Worten das rothe Männlein zur Rede ſtellend. Selbes aber lachte hell auf, ſtieß den Pack mit dem Fuß um und ſagte: Da drinnen iſt kein Artikel und nichts Brauchbares für mich und mein Gewerbe, denn des Goldes und Zinnes, Perlen und Bernſtein und des übrigen Tandes habe ich ſelber genug. Will aber mit euch ihr Leute gelegentlich ein anderes Negotium anſpinnen, und zwar hier an dieſer nähmlichen Stelle, die ich mir zu meinen ſublimeren Geſchäften erkoren. Und ſogleich war das rothe Männlein verſchwunden.

In der Folge trieb es mit den verſchiedenen Pilgersleuten gar manchen Handel. Die Sage aber hat uns nur den mit dem Schloſſerjungen aufbewahrt, welcher der Anlaß des Stocks im Eiſen geweſen. Und was die Gumpendorfer-Juden betrifft, ſo wurde dort, ein wohl noch vor-

handener Grabſtein entdeckt, mit der hebräiſchen Inſchrift, welche deutſch dieſe iſt: „Mordach aus dem Rieſengeſchlecht, ſtark und groß, im Jahre nach Erſchaffung der Welt 2560“ (geſtorben). Im Lazius wird man dieſen Grabſtein finden, im Fuhrmann und dort und da.

Eine koſtbare Perle der Hofbibliothek *).

Unter den reichen Cimelien der Wiener Hofbibliothek befindet ſich ein Kleinod von ganz außerordentlicher Art, ein Druckſtück, von welchem man nicht mehr als zwey Exemplare kennt. Jedes derſelben hat Tauſende gekoſtet; jedes iſt noch mehr Tauſende werth. Es iſt die ſeltenſte aller bekannten Druckſchriften. Gleichwohl iſt dieß Werk ſo gut als von all Denjenigen übergangen, welche die Merkwürdigkeiten jener weltberühmten Bücherſammlung aufzählen, geſchweige denn, daß es näher charakteriſirt wäre. Wohl aber erwähnt v. Moſel in ſeiner gehaltvollen, ſo gediegen als elegant vorgetragenen Geſchichte der k. k. Hofbibliothek dieſer Perle; indeß konnte der Plan ſeines Wer-

*) Faſt möchte ich Anſtand nehmen, dieſen Aufſatz hier einzuverleiben, weil der Gegenſtand bereits zum dritten Mahle beſprochen. Indeß ſind auch Gründe vorhanden ihn nicht auszuſcheiden, da ich bey den neuern Mittheilungen ſtets Vermehrungen oder Verbeſſerungen gebracht. Hierzu fand ich mich durch die Ehre bewogen, von Ebert in ſeinem Lexicon, Art. Servetus unter den Quellen genannt zu werden. Auf dieſe Weiſe erſchien eine wiederholte Vorführung in meinem: „Bibliographiſchen Bunterley,“ und eine fernere in der Wiener Zeitung vom 4. Nov. 1840.

kes durchaus nicht geſtatten, dem Artikel mehr als einige Zeilen zu widmen.

Das in Rede ſtehende Buch iſt Serveto's **Christianismi restitutio.** Der ganze lange Titel paßt wohl nicht hieher; bemerkt aber mag werden können, daß die meiſten Autoren, welche über das Werk geſchrieben haben, ſelben in Ermanglung der Autopſie, fehlerhaft angeben. So Roche, Vogt, Sandius, Niceron, Osmont, Buddäus, die Genfer Encyclopädie, ſelbſt Chauffepié, Allwoerden ꝛc. Es erſchien zu Vienne in der Dauphiné, im Jahre 1553. Weder der Verfaſſer noch der Druckort ſind genannt. Es hat 734 Seiten und 1 Blatt Druckfehler. Das Format iſt Mittel-Octav.

Es mögen nun hier aus meinen bibliographiſchen Notaten einige ſpecielle Nachweiſungen folgen, wohl nicht ungeeignet, das Eingangs Geſagte zu begründen.

Miguel Serveto, im Jahre 1509 zu Villanueva in Aragonien geboren, nannte ſich auch Villanuovanus oder Reves ab Aragonia. Als er ſeine **Restitutio** heraus gab, ward er zu Vienne verhaftet und zum Feuertode verurtheilt. Es gelang ihm, zu entfliehen; da er aber, um das italieniſche Gebieth zu erreichen, Genf berührte, wurde er auf Anlaß Calvin's feſtgenommen und den Flammen überliefert. Seine Schriften wurden, wo man deren nur habhaft werden konnte, vernichtet; viele mit dem Autor zugleich verbrannt. Am Vollſtändigſten gelang dieß bey der **Restitutio**, die nur wenige Monathe zuvor erſchienen war.

Herr v. Moſel nennt dieſes Buch Serveto's (S. 189) mit Recht das ſeltenſte aller bekannten Druckwerke. „Gleich nach ſeinem Erſcheinen,“ ſagt er, „aus der Welt getilgt,

hatte die Geſchichte faſt bloß den Titel aufbehalten, und der Nachwelt durch hier und da zerſtreute Abſchriften ſo viel Merkwürdiges von ſeinem Inhalte erzählt, daß durch zwey Jahrhunderte alle Bibliotheken mit eben ſo viel Sehnſucht als fruchtloſem Erfolge darnach durchſucht wurden.“

Man kennt nur zwey Exemplare. Ebert, Deutſchlands vielſeitigſter Bücherkenner, ſetzt hinzu: „mit Gewißheit“ (Bibliograph. Lexicon **II. 770.**) Geraume Zeit war man der Meinung, daß nur ein einziges exiſtire. Dieſes war aus den Händen des engliſchen Dr. Mead in den Beſitz Deboze's, Secretärs der Pariſer Inſchriften-Akademie, gekommen. Nach deſſen Tode brachten Boutin, ehemahliger Finanz-Intendant, und der Präſident de Cotte ſeine Bibliothek an ſich. Bey der Theilung kam der Phönix an Letzteren. Debure, dieſer verdienſtvollſte aller Bibliognoſten und Bibliographen meint in ſeiner **Bibliographie instructive (I. 418)**, das Werk ſey einſt in der Bücherſammlung eines Prinzen von Heſſen-Caſſel geweſen; der Prinz Eugen von Savoyen habe bey einer Reiſe durch Caſſel darnach gefragt, aber es habe ſich nicht vorgefunden. Unſtreitig hat Debure aus dem, **10** Jahre vor ſeinem Werke erſchienenen Cataloge **Bibliothecae Com. de Schönberg**, geſchöpft, wo dieß erzählt wird **(II. 587)**, mit dem Beyſatze: „**libri unici.**“ Debure nimmt an, es ſey das Exemplar de Cotte's. Dem war aber nicht alſo, wie weiter unten zu erſehen. De Cotte verkaufte das Buch an Gaignat ſehr theuer. Bey der Verſteigerung von deſſen reicher Sammlung im Jahre **1769** wurde Serveto's Buch für die Bibliothek des Herzogs La Vallière erſtanden, und zwar um den Preis von **3810** Livres. In der Licitation

der Bibliothek dieſes Herzogs, im Jahre 1784, ging es auf 4120 Livres. Es iſt jetzt im Beſitze der königl. Pariſer Bibliothek. Das Exemplar (dem ſechs analoge Tractate beygebunden), iſt am Anfange und in der Mitte ſtark angefault; ſelbſt der Text iſt angegriffen, und es iſt überhaupt in ſehr ſchlechtem Zuſtande.

Die Behauptung des Rich. Simon, des Artigny, als auch des Placcius, daß man außer dieſem Exemplare noch zwey kenne, iſt eine unfactiſche, ledigliche Meinung, die aller materiellen Nachweiſung entbehrt.

Das einzige, welches man nächſt dem Pariſer Exemplare kennt, iſt das der Wiener Hofbibliothek. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es das Caſſeler ſey. Im ſtrengſten Gegenſatze zu dem jämmerlichen Pariſer Exemplare iſt es vortrefflich erhalten. Es hat nur ſehr wenige leichte Waſſerflecken, nicht mehr den urſprünglichen Einband, iſt etwas ſtark beſchnitten; in rothem Saffian mit Goldſchnitt. Das Exemplar war nach England gewandert, dann nach Siebenbürgen. Auf der Vorderſeite des Titelblattes iſt geſchrieben: **Danielis Mirkos Szent-Ivani, Transylvano Hungari Londini 1665 die 23. Maji**; dann (**Nunc Michaelis Almasi, futuro Episcopo dandus.**) (Dieſer Almaſi war im Jahre 1716 Superintendent und zwar der 142.) Sofort kam das Exemplar in die Bibliothek des gelehrten ſiebenbürgiſchen Hofkanzlers, Samuel Grafen v. Teleki. Derſelbe brachte es im Jahre 1785 der Wiener Hofbibliothek dar. Kaiſer Joſeph erwiederte Großmuth mit Großmuth, indem er dem Spender einen Brillantring zum Geſchenke machte, 10000 Gulden werth.

Der fruchtbare, mehr dem Piquanten nachſtrebende Bibliograph Peignot ſagt in ſeinem **Essai de curiosités**

bibliographiques, von dem Pariſer Exemplare ſprechend: „Das Exemplar, welches ich hier anführe, gilt für das einzige; indeß hat man uns verſichert (?) daß noch eines in der kaiſerl. Bibliothek (Pr ſchrieb Anfangs 1804) exiſtire, das beſſer erhalten ſey, als das Pariſer.“ Und das iſt der nämliche Peignot, welcher in ſeinem kurz zuvor erſchienenen Dictionnaire raisonné de bibliologie (Suppl., 69.) bey der Nahmhaftmachung der Wiener Hofbibliothek-Schätze von Serveto's Buche ſagt: „Ich glaube, daß dieſes dasſelbe ſey, womit der Graf de Laky (!) dem Kaiſer Joſeph II. ein Geſchenk machte, der ihm dann einen Solitär, 10000 Gulden im Werthe, dafür gab. Man kennt nur zwey Exemplare.“ Welch' ſeltſame Inconſequenz!

Übrigens iſt es intereſſant, daß zwey einzig bekannte Exemplare vom Continent nach England, und beyde wieder zurück nach dem Feſtlande gewandert. Zu den merkwürdigen, ja abenteuerlichen Schickſalen von Serveto's Buche (die in Verſuchung führen könnten, eine bibliographiſche Novelle zu ſchreiben) gehört noch manches Andere, z. B. der erwähnte Dr. Mead hatte den echt brittiſchen Einfall, von dem Werke Serveto's ein einziges Exemplar nachzudrucken. Doch führte er ihn bloß bis Seite 252 aus. Das Buch iſt ohne Titel und der Reſt des Textes handſchriftlich. Es iſt in zwey Quart-Bände getheilt, und ging zu Paris in der Verſteigerung des Meyzieu auf 425, in der La Vallière'ſchen auf 1700 Livres. (Brunet Manuel). Im Jahre 1791 veranſtaltete der unermüdliche Polyhiſtor Murr in Nürnberg eine mit dem Originale möglichſt gleichförmige Auflage. Die neue Jahreszahl iſt am Ende des Werkes, aber ſo klein angebracht, daß man ſie für eine Schlußlinie halten kann. Dieſe Auflage iſt bereits vergriffen.

Serveto's anderweitige Schriften, welche bibliographiſch ſehr intereſſant ſind, ſo wie ſeine Verdienſte um die Phyſiologie und Philologie, habe ich in meinem Converſationsblatte (1819, I., 90.) berührt. Hier handelt es ſich bloß um das beſprochene Kleinod, von dem man übrigens wohl ſagen kann, daß es über Vogt's Definition der Bücherſeltenheit erhaben ſey. Er ſagt: (Catalogus librorum rariorum, Vorrede) »Inter nunc et tunc, inter hic et illic, inter mihi et tibi distinctio non est negligenda.« Die Seltenheit alſo temporiſirt, localiſirt und individualiſirt ſich. —

Ich kann dieſe kleine Forſchung nicht ſchließen, ohne den Wunſch: Möge nun künftig, wenn die Rede von den Koſtbarkeiten der Wiener Hofbibliothek iſt, Serveto's Restitutio gebührend mit aufgeführt werden!

Phorus.

Phorus iſt ein Wort, welches man weder in einem griechiſchen, noch in einem andern Sprach-Wörterbuch findet. Auch in einem Perſonen-Lexicon wird man es nicht antreffen, wiewohl es eigentlich nur ein Perſonal-Ausdruck iſt. Neulich aber ward behauptet, das Wort Phorus müſſe durchaus helleniſchen Urſprungs, wohl gar mythologiſch ſeyn. Bey dem Anblick dieſer Zeilen werden viele Leſer lächeln, nähmlich jene, welchen die Compoſition des Wortes Phorus bekannt iſt; *Alle* aber wiſſen ſie doch nicht. Dieſes Wort, welches die erſte privil. Holzverkleinerungs-Anſtalt Wiens bezeichnet, iſt aus den Anfangsbuchſtaben der erſten Unternehmer jener Anſtalt zuſammen geſetzt; nähmlich: Palffy, Hackelberg, Offenheimer, Rem-

ſcher, Unger, Schönfeld. (Da das Holz als ſolches nicht verkleinert werden kann, ſondern nur ein Stück Holz, ein Scheit, ſo wäre der Ausdruck: Scheiterverkleinerung wohl allerdings entſprechender). Den Impuls zu dieſer Unternehmung gab Ignaz Ritter v. Schönfeld; und auf ſeinen Betrieb kam ſie zu Stande, wie denn ſo manche andere gemeinnützige Anſtalt ihm zu verdanken.

Zwey Bauten.

Es iſt wahr, die Stephanskirche iſt ein großartiges, imposantes Bauwerk und alt, ſehr alt; ſie iſt die Metropolitan-Kirche, hiſtoriſch höchſt merkwürdig ꝛc. Ganz in der Ordnung alſo, daß ſie bewundert, gefeyert werde. Es iſt wahr, St. Johann am Alſerbach iſt ein kleines, unſcheinbares, faſt unſichtbares Kirchelchen; aber es iſt auch wahr, daß es um 600 Jahre älter als St. Stephans-Dom, daß es das allerälteſte Gotteshaus des jetzigen Wien, und was das Wichtigſte, daß es von dem öſterreichiſchen Landes-Apoſtel, dem heiligen Severin, geſtiftet. Ganz in der Ordnung alſo nicht, daß man es gleichſam gar nicht kennt, faſt gar keine Notiz davon genommen wird. Durch den Hohlweg hinaus nach der reizendſten, herrlichſten Landſchaft im Umkreiſe Wiens wird gewandert zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, ſo auch zurück, ſcharf an dem beſcheidenen Kirchlein vorbey; hinaus gezogen wird zu Luſt und Freude, zu Genuß und Jubel, zu ſinnlichen Zerſtreuungen jeglicher Art; gegenüber dem Kirchlein pappen einige Dutzende ſchlaraffiſcher Anſchlagzettel: St. Johann-Kirchel exiſtirt für alle dieſe Weltkinder nicht, kaum in hiſtoriſcher Kunde und Beachtung und Würdigung. Der grelle Abſtand

des Schickſals dieſer zwey Gotteshäuſer erregt wenigſtens Wehmuth, beweiſend zugleich, wie beſtimmend, wie entſcheidend die Äußerlichkeit iſt.

Iſabey wieder reich.

Napoleons Untergang war auch Iſabey's Untergang; wenigſtens bildete ſich dieſer das ein, woran er übrigens ſo ganz Unrecht nicht haben mochte. Da ſagt Talleyrand zu ihm: „Gehn Sie nach Wien! Wir werden dort großen Congreß haben; für Sie ein Schacht.“ Iſabey geht nach Wien und wird reich. Millionär wäre er geworden in ein paar Monathen, hätte er ſich vervielfältigen können. Jedermann wollte nur von Iſabey gemahlt ſeyn; die Machthaber, die Großen nicht nur ein, zwey oder drey Mahl, ſondern in Anzahl. Nicht bloß einzelne Gruppen bekam Iſabey zu mahlen, ſondern ganze große Verſammlungen. Der Künſtler, mit zu all den Feſten und Unterhaltungen gezogen, mußte, um mit ſeinem Pinſel nicht zurück zu bleiben, die Nacht zu Hülfe nehmen; und ſein für ihn ſelbſt angelegtes koſtbares Album durfte er auch nicht vernachläſſigen. Die Preiſe machte er ſelten ſelbſt; das war ſehr natürlich und ſehr einträglich. Jedermann aber mahlte er nicht. Hinwieder gab es einen Mann, der durchaus nicht von Iſabey gemahlt ſeyn wollte, und bey deſſen Porträtirung der Künſtler ganz gewiß keinen Anſtand genommen hätte. Dieſer Jemand war der Miniſter Wilhelm v. Humboldt. Er war ein zu kluger Öconom, und andrerſeits etwas unſchönen Geſichts. Nun ſollte aber Iſabey ein großes Converſationsſtück liefern, welches eine Vereinigung aller Celebritäten vorzuſtellen. Humboldt konnte, durfte dabey nicht fehlen. Den-

noch weigerte er ſich. Aber Iſabey erklärte, er werde durchaus keine Bezahlung annehmen, und ſo erſchien der Miniſter auf dem Tableau. Er war zufrieden mit dem Porträt, und bemerkte: Es iſt gut; der Meiſter hat mir nicht geſchmeichelt. Jeder Andere hätte mir flattirt, und deßhalb wollte ich mich ſeither nicht mahlen laſſen.

Im Belvedere.

(Novellchen.)

Den 21. April 1736, als der Tag kaum graute, fuhr eine herrſchaftliche Kutſche im ſchärfſten Trabe zum Kärnthnerthore hinaus. Auf dem Rennwege, bey dem Vorgebäude des Belvedere hielt ſie. Der Schlag öffnete ſich; ein kleiner, hagerer Mann ſtieg aus. Er trug ein ſchwarzes Sammtkleid, feinſte Wäſche, eine vornehme Allonge-Perrücke. Sein längliches Geſicht war von bittrem, tiefen Seelenſchmerz völlig entſtellt. Aus der Rocktaſche zog er einen Schlüſſel, er öffnete damit das Hausthor; den Kutſcher aber hieß er hinein fahren in den Garten.

Dieſer Mann war der Intendant des Prinzen Eugen von Savoyen.

Langſam ſchritt er den aufwärts ſteigenden Weg des Gartens hinan, dem Schloſſe zu; nachdenklich, geſenkten Hauptes. Mehrere Mahle blieb er ſtehen, ſeufzte aus tiefſter, innerſter Bruſt, und trocknete ſich die Augen. So angegriffen war der Mann, daß er, obſchon noch in kräftigen Jahren, ſich des hohen, ſpaniſchen Rohrſtocks als Stütze bedienen mußte.

Als er in der Mitte des Gartens bey der großen Caſcade angelangt war, hielt er an, wendete ſich um, und

blickte nach der Stadt zurück, nach der Gegend der Himmelpfortgaſſe. Schwere Seufzer entſtiegen der beklommenen Bruſt. Er ſtreckte die Arme zum Himmel empor; er warf einen wehmüthigen, wie fragenden, aber andächtigen Blick in die Wolken; dann wieder einen in jene Gegend. Er ſenkte die Arme, das Haupt, faltete die Hände, bethete ſtill und weinte laut. In die Knie ſank er, aufgelöſt von Jammer, und fuhr fort, inbrünſtig zu bethen.

Geſtärkt, ermannt erhob er ſich, und warf noch einen Blick nach der Stadt, die Hände über die Bruſt gekreuzt. Dann rief er aus: „O großes Öſterreich, mein theures Vaterland, du haſt deinen größten Mann verloren!“ Das Geſicht mit dem Taſchentuch verhüllend, blieb er bewegungslos ſtehen.

In dieſer Situation fand ihn der alte Gartenvorſteher Benedict. Was iſt Euch, Herr? redete er ihn an. Der Intendant umarmte den vieljährigen Freund, und antwortete: Der Prinz!

Benedict wußte genug, um des Freundes Schmerz zu theilen.

Aber ſo plötzlich, ſo unvorbereitet rief er aus: um Gott!

Nicht das, Freund, verſetzte der Intendant. Ihr wißt ja, daß er krankheithalber von der Armee weg nach Hauſe kehren mußte. Er begann wohl allerdings, ſich zu erholen; er ſchien ziemlich geſund zu ſeyn. Geſtern Mittags aber, wir hatten 12 Perſonen zur Tafel, war er ungewöhnlich heiter; er ſcherzte, er lachte; er überſtrömte von Witzworten; er converſirte mit einer Art von Galanterie über die Auftritte mit der berühmten Lady Montague vor 20 Jahren. Er ſchnupfte noch 10 Mahl ſtärker Tabak

Digitized by Google

als ſonſt. Und dieſe Aufregung kam mir ſehr bedenklich vor; ſie erfüllte mich mit Furcht; ich ahnte ein Unglück.

Benedict verſank in Trauer. Die Männer waren bey dem Schloſſe angekommen. Wo brachte der Prinz den Abend zu? fragte er.

Die Antwort war: Wie gewöhnlich, bey der Gräfinn Batthyany. Er ſpielte Piquet, aber zerſtreut und unwohl. Gegen 9 Uhr ward ihm ſchlimmer. Eine Ohnmacht wandelte ihn an; er vermochte nur ſehr ſchwer, Athem zu holen.

O Gott, o Gott! rief Benedict ſchluchzend aus.

Er fuhr nach Hauſe. Der portugieſiſche Geſandte, Graf Tarroucca begleitete ihn. Er wollte die Nacht bey ihm im Zimmer verweilen; der Prinz gab es nicht zu. Wir Alle wollten ärztliche Hilfe bringen; der Prinz lehnte es ab. Er geboth, ihn ruhen zu laſſen. Wir zogen uns zurück; der Graf zuletzt. Ach, er war der letzte Menſch, den der Prinz geſehen.

Von Rührung, von Schmerz überwältigt, konnte der Intendant nicht weiter ſprechen. In der Halle angekommen, fügte er noch bey: Vor 3 Stunden fanden wir ihn todt im Bette; in liegender Stellung, mit geſchloſſenen Augen.

Sprachlos verharrten beyde Männer einige Minuten lang.

Jetzt erſchien der Caſtellan. Der Intendant verlangte die Schlüſſel. Er begab ſich in mehrere Gemächer; verſiegelte einige Schränke, Tiſche und Thüren. Benedict und der Caſtellan begleiteten ihn.

Das nur bruchſtückweiſe Geſpräch betraf bloß den dahin geſchiedenen Herrn. Im Zuſammenhang damit ward

ein merkwürdiger Umſtand erzählt. Um die Zeit der Mitternacht hatte der Löwe in der Menagerie des Belvedere Anfangs ein tiefes Stöhnen und Ächzen, dann ein furchtbares donnerndes Gebrüll erhoben, das plötzlich aufgehört. Ein ſchauerliches Gekrächze hatte einer der Adler ausgeſtoßen, ohne Unterlaß; das tönende Schlagen ſeiner Flügel hatte man vernehmen können.

Nach vollbrachtem Geſchäft im Schloſſe gingen die drey Männer hinüber in die Menagerie. Den Leu fanden ſie todt. Der Adler lag dahin geſtreckt in Zuckungen. Es war derſelbe, den der Prinz, wenn er draußen wohnte, täglich ſelbſt zu füttern pflegte. Dieſes königliche Thier erholte ſich wieder; es lebte, noch Anfangs dieſes Jahrhunderts, in der Menagerie zu Schönbrunn.

Der Intendant bemerkte: Ein Seitenſtück zu den Löwen im Schloßgarten zu Ofen, die, als König Mathias Corvin in der Kärnthnerſtraße ſein Leben aushauchte, gleichzetig dahin ſtarben.

Er eilte nach der Stadt zurück.

Die Kunde des europäiſchen Trauerfalls hatte ſich ſchon verbreitet. Der Kaiſer ordnete an, daß das Leichenbegängniß wie das eines Erzherzogs ſey. Die Bahre ward von 14 Feldmarſchall-Lieutenanten getragen. Als koſtbare Andenken kamen des Helden abgenützter, kuttenähnlicher, brauner Schlachtenüberrock und ein Büſchel ſeiner tiefſchwarzen Haare in das Wiener-Zeughaus.

Cuſpinian.

(Novelliſtiſch).

Joannes Cuſpinianus (eigentlich Spießhammer) und Wolfgang Laz gäben eine gute Parallele. Beyde hatten berühmte Lehrer: jener Conrad Celtis [1]); dieſer Georgen Tannſtetter [2]). Beyde waren ſie vielſeitige Gelehrte und hochgeſchätzte Hiſtoriographen; beyder Character war rein, bieder, edel und liebenswürdig. Der Eine wie der Andere war ſeines Landesfürſten Rath, Freund, Leibarzt und Bibliothekvorſtand, viel erfahren durch Studien, Geſchäfte und Reiſen. Jener wie Dieſer trat die öffentliche Laufbahn ſchon in blühender Jugend an; und noch in den Jahren der Kraft ſchieden ſie aus einem ruhmbekränzten Leben, getrennt durch ein halbes Menſchenalter: Spießhammer kam zur Welt 1473, verließ ſie 1529 [3]); Laz 1514 und 1565. Ein ſtattlich marmornes Grabmahl ward dem Einen in der Stephans-, dem Andern in der Peterskirche. Mitgründer der jetzigen Hofbibliothek waren Beyde durch ſachkunde, raſtloſe und glückliche Entdeckung und Erwerbung wichtiger koſtbarer Handſchriften und Druckwerke.

Im Arbeitscloſet Kaiſer Max I. in der Wienerburg war Cuſpinian mit dem Entwurfe beſchäftigt, die Erlangung der Mathias Corvin'ſchen Bücherſchätze in Ofen aus türkiſchen Händen vorzubereiten. Mit dieſer Schrift zu Ende harrte er, und nicht ohne Beſorgniß und Ungeduld der Rückkehr des Herrn von der Reiherbeize in Laxenburg.

[1]) Meiſſel, alſo nicht, wie meiſt geſchrieben, Celtes.

[2]) Collimitius.

[3]) Vier Tage vor dem Beginne der türkiſchen Belagerung Wiens, die Laz als 15 jähriger Jüngling erlebte.

Wohl noch eine Stunde war verfloſſen, als der kaiſerliche Jägersmann eintrat, feſt und herrenhaft wie immer. Er war noch erhitzt vom ſcharfen Ritt; ſeine Miene war unwillig, löſte ſich aber beym Anblicke des Freundes ſogleich in Milde und Heiterkeit auf. Sein Anzug war ein wenig in Unordnung. Etwas angegriffen warf ſich Max auf einen Armſtuhl. Ein Page erſchien mit dem Hauskleide, ward aber ſogleich wieder damit fortgeſchickt.

Nun, ſagte der Kaiſer, ruhiger geworden, und lächelnd zu Cuſpinian, Ihr macht da ein ganz kümmerliches Geſicht, mein Lieber!

Wie anders gnädigſter Herr, erwiederte dieſer; es iſt das Geſicht des Leibarztes.

Was da, rief Max, ſchnell vom Sitze ſich erhebend und auf und ab ſchreitend mit lebhafter Geberde, was da Leibarzt! Ihr wißt ja, mein Leib bedarf ſo gut als gar keines Arztes. Der Titel gehört eigentlich mehr zur Vervollſtändigung Eures wohlverdienten Rangs. Derbe Bewegung und tüchtig Waſſertrinken ſind meine Arznei. Und heute ging es mit der Motion ein wenig zu ſtark. Der neue ſpaniſche Hengſt wollte und mußte durchaus in die Lachſenburger Moräſte und nimmer heraus.

Cuſpinian erſchrack.

Max ſagte lachend: Auch hier, in einem trivialen Falle mein alt Sprichwort: **Per tot discrimina**!

Gnädigſter Kaiſer, *) verſetzte Spießhammer, nicht ohne zu zittern kann ich an die mehr als tauſend Abenteuer und Gefahren denken, aus denen Ihr ſtets ſo wunderbar er-

*) Den Ausdruck „Majeſtät“ hat wohl erſt Maxens Enkel, Carl V. eingeführt.

Digitized by Google

rettet worden. Ein wahrer Held ſoll freilich nie den Tod vor Augen haben…

Aber, fiel Max in die Rede, um ſo mehr ein wahrer Philoſoph und Chriſt. Dort in dem ſargförmigen ſchwarzen Käſtlein liegt mein letzter Wille; den habe ich erſt geſtern mit einem Zuſatze verſehen, über den Ihr Freigeiſter vielleicht ketzern mögt. Ich ſchreibe vor, daß man mir nach meinem Tode die Haare abſchneiden, die Zähne ausbrechen, ſelbe zerſtoßen und Angeſichts aller Leute zu Aſche brennen ſoll. An das Ende der Dinge denke ich oft genug. Nun wollen wir aber von Geſchäftſachen reden. Was habt Ihr da für eine Scriptur?

Cuſpinian reichte ſie dar. Max durchlas ſie mit lebhafter Theilnahme, mit allen Zeichen des Beyfalls, und unterfertigte ſie dann mit ſeinem Monogramme.[5]) Er belobte die Klugheit dieſer einleitenden Maßregel, und verſprach ſich guten Erfolg. Er dankte dem Freunde für die Sorgfalt, Umſicht und Unermüdlichkeit, womit er ſein Amt als Bibliothekar verwalte, und ſetzte hinzu: Mit Befriedigung ſehe ich, daß meine, wenn auch noch ſo kleine Bücherey, ſchon ein guter Stamm iſt zu einem aſtreichen Baume, ja zu einem gar ſtattlichen Walde, denn ich wünſche, daß ſie unter meinen erlauchten Nachfolgern ſich zu einer allumfaſſenden öffentlichen Anſtalt entwickle. Man ſoll ſagen, Maximilian, der Künſte und Wiſſenſchaften ſo liebevoll gepflegt, hat auch dieſe Hofbibliothek gegründet. Freylich aber iſt das nur mit Hülfe ſolcher Männer möglich, wie Ihr, mein lieber Cuſpinian.

Dieſer verneigte ſich mit den Worten: Ich ſchätze mich

[5]) Deſſen Bedeutung: **Per Regem propria sua manu.**

glücklich, huldreichſter Gebiether, dieſes überaus ſchmeichelhafte Urtheil, wenn auch nur einiger Maßen zu verdienen durch die Gunſt des Schickſals, welches meine Verwendung bei mehreren Klöſtern und Privaten mit dem beſten Ergebniſſe gekrönt hat. Drey Kiſten ſtehen in der Bücherey mit den ſchon lang erwarteten Schätzen, auch aus Steyermark.

Der Kaiſer war über dieſe Kunde hoch erfreut. Er nahm Gelegenheit, ſein Adelsverſprechen zu erneuern, dem aber Spießhammer wieder beſcheidentlich auswich. „Ihr ſollet doch darauf eingehen,“ ſagte Max freundlich, „denn billig ziehe ich Diejenigen vor, welche die Natur ſelbſt vorgezogen hat.“ [6]) Wenigſtens bedient Euch des Vorrechts, welches ich auf dem Reichstage zu Freyburg den Gelehrten eingeräumt, auf ihren Baretten und Wämſen Gold zu tragen [7]).

Da Ihr hierauf nicht antwortet, fuhr der Kaiſer, etwas verletzt, fort, ſo ſaget mir, ob Ihr über meine gewiſſen drey Projekte nachgedacht habt, nämlich, mich zum Coadjutor des Papſtes ernennen zu laſſen, den Zug gegen die Türken zu unternehmen, und Öſterreich zu einem Churſtaate zu machen.

Allerdings gnädigſter Herr, erwiederte der Geheimrath, habe ich Alles reiflich erwogen. Allein ich erlaube mir die Meinung zu äußern, daß auf das Erſtere der heilige Vater gewiß nicht eingehen werde, trotz des projectirten Türkenkrieges. Gegen dieſen ſelbſt werden ſich die Reichsfürſten ſtemmen, und gegen Öſterreich als Churſtaat die Churfürſten nicht minder. Bey einer ſolchen Lage der Dinge ...

---

[6]) Seine eigenen Worte.

[7]) Dem niedern Adel war nur Silber bewilligt.

Weiter konnte der Mann nicht ſprechen, denn plötzlich ſprang Maximilian empor, mit den Füßen ſtampfend. Sein ringsum lang herabhängendes, ſonſt ſo glänzend goldgelbes, jetzt ſchon ſtark mit Grau gemiſchtes Haar, ſchleuderte ſich durch das heftige Schütteln des Hauptes wie die Mähne eines grimmigen Leu rings umher; des Kaiſers ſtets bewegtes blaues Auge flammte zornige Blitze, und die braunrothen Wangen erglühten in bläulichem Purpur. Tief Athem ſchöpfend, mit geballten Fäuſten trat er auf Spießhammer zu, der ihn in ſolcher Aufregung nur ſelten geſehen.

Mit ſolchen Gemeinplätzen, rief Max, mit ſolch nichtigem, abgedroſchenem Gewäſch will ein Cuſpinianus uns begegnen? Was ficht Euch an, Ihr, Mann der Weisheit, des Rathes und der Freundſchaft? Iſt dieß das Zeughaus Eurer Staatsklugheit, die Schatzkammer Eures Witzes, der Quell Eurer Anhänglichkeit? Redet Mann! Redet!

Aber Cuſpinian behielt ſeine Faſſung; er kannte ſeinen Gebieter gar wohl, und wußte, daß der Sturm dieſes Grimmes alsbald natürlicher Herzensgüte und ruhiger Würdigung weichen werde. Cuſpinian begnügte ſich, mit der Hand eine Bewegung zu machen, als lange er nach ſeinem auf einer Bank liegenden Barette. Er ſprach keine Sylbe.

Max, ruhiger geworden, ſetzte ſich wieder und ſagte in gelaſſenem Tone: Es iſt ſo gekommen, daß Ihr nicht weiter reden konntet, mein guter Kanzler; mißdeutet das nicht; Euer Kaiſer und Freund wünſcht es ſo. Gewiß hättet Ihr im Verlauf Eurer Rede angeführt: Bei ſolcher Lage der Dinge kommt jedoch ein eigener Umſtand gar ſehr zu Statten, nämlich die gewiſſen Umtriebe jenes gewiſſen Auguſtinermönchs. Ihr begreift wohl, Ihr ahnt wohl, welche

Wirkungen und ferneren Folgen nicht wohl unterbleiben können, ſämmtlich günſtig für meine Plane.

Cuſpinian verbeugte ſich, ohne zu reden. Sprecht Mann und Freund, ſagte Max mit erhobener Stimme; ich begehre es!

Jener entgegnete nun ſogleich und mit Feſtigkeit: So vernehmet denn, durchlauchtigſter Herr: Ihr habt in ganz Deutſchland die Hydra des Fauſtrechts gebändigt; Ihr mit dem ſo wenigen Sterblichen verliehenen Talente der Überſicht und Einzelnheiten zugleich; Ihr habt auch in Euren eigenen Landen Ordnung in das Chaos der öffentlichen Geſchäfte gebracht, Sicherheitsverfügungen geſchaffen, Ämter eingerichtet, das erſte Muſter geregelter Verwaltung aufgeſtellt, von Euch ſind ſogar die erſten Verſorgungsanſtalten, und eben dieſe leztern ſind es, bei denen Ihr an die ganze übrige Welt gedacht habt, nur nicht an Euch Selbſt.

Max blitzte dem kecklich alſo Redenden forſchend und ernſt an, faſt drohend. Dieſer ließ ſich aber nicht im mindeſten irre machen und fuhr fort: Ja gnädigſter Gebieter, das iſt es, was ſich allen Euren weit ausgreifenden Planen lähmend in den Weg ſtellt. Wie in früherer Zeit häufig ſind auch jezt unſere Truhen leer. Warum, weil kein Rentkammerweſen beſteht, kein geregeltes Abgabenſyſtem. Es wird noch ſo weit kommen, wie bei Eurem ſeligen Herrn Vater, der eines Tages von Neuſtadt aus einen eigenen Boten nach Zwettl abſchicken mußte, um von dem Abte ſechzig Gulden zu borgen [8]).

Der Kaiſer machte eine unruhige Bewegung, be-

---

[8]) Thatſächlich laut Kurz Öſterreich unter Kaiſer Friedrich IV.

Digitized by Google

herrſchte ſich aber und ſprach: Ich kann und will Euch nicht widerſprechen, mein Lieber. Das Säckelweſen iſt noch nicht ſo eingerichtet, wie es ſeyn ſoll. Ich beauftrage Euch, über dieſe Angelegenheit nachzuſinnen; ich meinerſeits thue daſſelbe; in dieſen Tagen ſetzen wir uns zuſammen, und arbeiten ſie aus. Merket wohl, es eilt damit, denn unſer Feldhauptmann Freundsberg, der nach Wälſchland aufbrechen ſoll, verlangt nicht weniger als 2000 Goldgülden für den Augenblick. Und merket wohl, unſeren braven, großmüthigen Fugger kann und will ich nicht ſchon wieder in Anſpruch nehmen. Ihr verſteht mich.

Indem trat ein Page ein, und überreichte dem Kaiſer ein Sendſchreiben. Der betrachtete mit Behaglichkeit die ſchönen Buchſtaben, und die vielen Verzierungen und Schnörkeleyen der Aufſchrift, erbrach es, und wiſchte den dichten Streuſand weg.

Dieſer Streuſand iſt ganz ſonder Gefahr, *) ſagte er, nach der Unterſchrift blickend. Von Albrecht Dürer kommt nur Treues und Gutes, Schönes und Großes.

Während des Leſens aber verfinſterte ſich die Miene des Kaiſers.

Unmuthig legte er das Schreiben auf den Tiſch. Auch das noch, rief er ſchmerzlich ergriffen in Bitterkeit aus. Dem größten Kunſtmeiſter deutſcher Nation, Unſern geliebten und hochgeehrten Freund, der ſein Ingenium zur Verherrlichung Unſers Andenkens aufbietet, Tag und Nacht fleißig iſt für Unſern Ruhm: auch dieſen Mann müſſen Wir

*) Vielleicht öfter als Ein Mahl ſoll auf des edlen Herrſchers Leben ein Anſchlag mit vergiftetem Streuſand gemacht worden ſeyn.

mit ſeinem wohl verdienten, ja vertragsmäßigen Lohn warten laſſen![10] Nein! Nimmermehr. Hier muß ſogleich aus eigenen Mitteln abgeholfen werden. Sein herrliches Öhlgemälde, das gelungenſte unſerer Conterfeis[11] iſt ihm auch noch nicht vergütet worden.

Auf das Äußerſte verſtimmt ging der Kaiſer auf und ab. Da trat ſein Hofcaplan und Geheimſchreiber Pfinzing ein. Er blieb aber an der Schwelle ſtehen, da er den Herrn in ſo übler Laune fand. Max jedoch, das geſenkte Haupt erhebend, und durch einen gereiften Entſchluß wieder im Beſitze ſeines Gleichmuths, gab dem Zögernden ein Zeichen, ſich zu nähern.

Nachdem dieß geſchehen, ſprach der Kaiſer warm und liebevoll: Heute, mein guter Pfinzing, werde ich Euch weder Reime Unſers Abenteuerdanks[12]), noch Eurem Collegen Treitzſauerwein Texte unſers weiſen Königs[13]) in die Feder ſagen. Es ſind dringendere Agenda vorgekommen.

Ich erlaube mir, durchlauchtigſter Kaiſer, erwiederte Pfinzing, zu bemerken, daß dieſe Arbeit ſchon lange ausge-

---

[10]) Wirklich hatte Dürer an den Kaiſer einen Brief ſolchen Inhalts geſchrieben. Er iſt in Murr's Journal für Kunſt abgedruckt; ich weiß aber nicht auswendig in welchem der 19 Bände.

[11]) Dieſes wirklich beſte Porträt Marens befindet ſich im Wiener Belvedere.

[12]) Später abgekürzt in Theuerdank, das bekannte Heldengedicht, welches nach des Kaiſers eigener Deutung einen auf Abenteuern denkenden Helden bezeichnen ſoll.

[13]) Weißkunig, Marens merkwürdige Erlebniſſe. Die Holztafeln fanden ſich erſt ſpät in Gratz wieder, ſo daß das Werk nicht eher als 1775 erſchien.

ſetzt geblieben; ich bin mit meiner Durchſicht und Dero anbefohlenen Änderungen und Umſtaltungen ſchon ſeit 14 Tagen fertig. Die Zeichnungen des Scheuffelein liegen bereit, viele ſind von dem geſchickten Negker ſchon in Holz geſchnitten; und die Burgmayer'ſchen und andern Holzſtiche zum Weißkunig müſſen noch immer unbenützt im Schloſſe Ambras liegen. Ich habe ja ſtets nur Eure eigenen Worte vor Augen gnädigſter Herr, welche da lauten: „Wer ſich im Leben ſelbſt kein Gedächtniß macht, der hat nach ſeinem Tode keines; und deſſelben Menſchen wird mit dem Glockentone vergeſſen" [14]). Wiewohl, ſetzte Pfinzing ſich beſinnend und verbeſſernd ſchnell hinzu, ein ſolcher Kriegs- und Friedensheld, wie Maximilian, ſolch eine wahre Wundererſcheinung keines künſtlichen Andenkens bedarf.

Laſſet das, verſetzte Max, unangenehm berührt von dieſer Schmeicheley, und ſagt mir lieber, ob Ihr die Briefe an Cranach, an Pirkheimer und an den böswilligen und verſchmitzten eilften Ludwig ausgefertigt habt?

Dem iſt alſo, antwortete der Gefragte; es ſind die erſten Sendſchreiben, welche durch die von Eurer Weisheit gegründete Poſtanſtalt abgegangen. Was aber den giftigen Wütherich Ludwig betrifft, ſo ſcheint es, daß er nicht in ſo argem Grade des großen Maximilian Widerſacher ſey, als die Leute glauben. Ein Reiſender, welcher gerade von Ludwigs Hofhalt kommt, hat mir ſelbſt folgenden Zug erzählt: Einige Schranzen vergaßen ſich ſo weit, Euch kaiſerlicher Herr den Bürgermeiſter von Augsburg zu nennen, worauf, der König ſie zurecht weiſend, ſagte: „Redet nicht ſo beleidigend von Max, ſeyd verſichert, wenn dieſer Bürgermeiſter

[14]) Marens eigene Worte.

die Glocke ziehen läßt, ſo iſt ganz Deutſchland in Harniſch und ganz Frankreich zittert und bebt [15]).

Der Kaiſer lächelte, klopfte dem Sprecher auf die Schulter, drückte Cuſpinian die Hand, und ſprach: Gehabt Euch wohl liebe und werthe Freunde; für dieſen Vormittag ſeyd ihr entlaſſen.

Eine Conſumtions-Liſte.

Die Conſumtions-Überſichten der Städte zeigen mit ihren vielen Objectbemerkungen und Ziffern eigentlich gar nichts anderes an, als das und dieß ſind Landesproducte oder keine Landesproducte, und die Anzahl der Einwohner iſt alſo die und die. Neapel, die Stadt verzehrt jährlich ſo und ſo viele Metzen Pomeranzen, dann ſo und ſo viele Centner Maccaroni (die Angaben noch impoſanter zu machen, kann man ſtatt Metzen ſagen ſo und ſo viele Millionen Stücke, ſtatt Centner ſo und ſo viele Pfunde, wie man es, ſonderbarer Weiſe mit dem noch immer ſo beliebten Schießpulver zu machen pflegt). Bey Berlin wird vorkommen, ſo und ſo viele Metzen Erdäpfel, nein: Kartoffeln, ſo und ſo viele Eimer Branntwein, ſo und ſo wenig Faſanen ꝛc.; bey München: ſo und ſo viele Eimer Bier, ſo und ſo wenig Eimer oder Bouteillen Wein; bey Wien: ſo und ſo viele paar Hühner, ſo und ſo viele paar kälberne Schnitzel, oder kleine Vögerl, oder Portionen Spanferkel, ſo und ſo viele Stücke Krebſe oder Kirſchen oder Erdbeeren, ſo und ſo viele Caffehkipfel, ſo und ſo viele Seitelbouteillen Wein (5 auf die Maß gerechnet), ſo und

[15]) Thatſächlich.

ſo viele Priſen oder Pfeifen Tabak u. dergl. Der langen Liſte kurzer Inhalt beſteht bey ſolchen Conſumtions-Comptes-Rendus darin: Die Zahl der Einwohner iſt die und die. Dieſe Anzahl iſt durch die Nennung der einzelnen Artikel paraphraſirt worden, hat ein wenig characteriſtiſche Färbung gewonnen; man erfährt, daß viele Leute mehr eſſen und trinken, und ſchnupfen und rauchen; und ſonſtig verbrauchen als wenig Leute; oder daß wenig Leute weniger conſumiren, als viele Leute conſumiren ꝛc. Übrigens wie mit der Seltenheit der Dinge überhaupt: ſie localiſirt, temporiſirt und individualiſirt ſich. Conſumtionsliſten aus unſern Tagen ſelbſt gewähren kein ſonderliches Intereſſe, um ſo größeres aber deren aus älterer Zeit, und aus beſondern Anläßen entſtandene. Z. B. die türkiſche Geſandtſchaft des Ibrahim Paſcha Beglerbegs von Rumelien anno 1700 in Wien; die Aufzählung des Perſonals ꝛc., der Artikel täglicher Verpflegung. Wir haben vor uns liegen: „Gründliche Relation des ſolennen Einzugs, welchen die türkiſche Geſandtſchaft den 30. Jänner in Wien gehalten,“ eine gedruckte Flugſchrift in Quarto, ungefähr das, was man heut zu Tage „die neueſte Beſchreibung“ nennt, wichtig aber als Quellenſtück, da es damahls noch keine förmliche Zeitung gab. Aus dieſer Piece folge hier für unſern heutigen Conſumtions-Zweck der Schluß, der gewiß recht curiös iſt, und zwar: „Die Bedienten bey des Großgeſandten Bagage waren folgende: Türken zu Pferde 422, Türken zu Fuß 131, bey den türkiſchen Wagen 318, Mann 571, Reitpferde 422, Handpferde 36, Wagenpferde 33, Pferde 496, Eſel 101, Kamehle 181, zuſammen 778. Türkiſche Wagen 8, Bauer-

wagen 64, Wagen worauf türkiſche Sachen 123, wiederum Bauerwagen, worauf Haber und Gerſte 28, zuſammen 221.

Specification, was die türkiſche Geſandtſchaft zu ihrer täglichen Verpflegung begehrt: An Laib Brod 2500, Fleiſch 300, Reiß 300, Schmalz 80, Honig 30, Butter 20, Caffe 30 Oka; Zimmt 200, Pfeffer 200, Gewürz-Nägel 100, Saffran 50 Dreans; Mundmehl 20, Eſſig 10, Salz 20, Zwiefel 100, Oliven 10 Okas; Tauben 50 Stück; ſüße Milch 60, ſaure Milch 20, Arbes 10, Cöniglfleiſch 10, Eyer 200, gemeine Hüner 80, indianiſche Hüner 20; Kälber 4 Stück, Waxkerzen 10, Inſeltkerzen 40, Cubeben 15, große Weinbirl 15, kleine Weinbirl 15, Mandeln 4, Piſtage 1, Datteln 2, Saiffen 30, Diſenſaiffen 2, Limonienſafft 10, Roſenwaſſer 4, Kraut-Wahr 100 Pfund; unterſchiedlich Obſt 20, Sauerkraut 50 Oka, Gerſten 300, Heu 50 Gilla; Holtz 10 Wagen; Stroh 100 Conta. Kuttelfleck, Ochſen- und Schaffleiſch in der Quantität. Vor Ambra, Biſam, Aloe, Roſenzucker und Thee werden denen Türken täglich an Geld 170 Reichsthaler gereichet.“

Schade, daß die Rubrik: „Kuttelfleck, Ochſen- und Schaaffleiſch,“ ſtatt daß es heißt: „in der Quantität“ (was ſehr naiv) nicht ſpecificirt und nummeriſch ausgefüllt iſt.

Ein Heugabelfutteral

als Waarenlager-Artikel einer Nürnbergerhandlung. Verhält ſich damit alſo: Eine der allveranſehnlichſten hierortigen Nürnberger-Waarenhandlungen, welche ſich durch Vortrefflichkeit und Billigkeit ihrer Artikel, ſo wie ganz beſonders durch induſtriöſe Intelligenz und Thätigkeit im Gebiethe der Erfindungen auszeichnet, beſteht bereits

länger als ein Jahrhundert. Der Gründer derſelben war darauf ausgegangen, ein ſo vollſtändiges Lager zu halten, daß eigentlich jede Anfrage befriedigt werden könne. Nun, es läßt ſich denken, was das bey einem ohnedieß ſchon ſo unbeſchreiblich complicirten Geſchäft ſagen will. Wohl im Scherze nur kam eines Tages die Rede auf ein Heugabelfutteral; und ſiehe, der Chef läßt eines anfertigen, und hat alſo auch dieſen, oder vielmehr einen ſolchen Artikel vorräthig. Kein Menſch legt ein Gewicht darauf; Niemand ſpricht weiter davon; was geſchieht? An der Tafel eines franzöſiſchen Cavaliers in Wien kommt die Rede auf das Quincailleriewesen. Es wird angemerkt, daß ſo erſchöpfend reiche Nürnbergerhandlungen doch unmöglich irgend anderswo als in der Capilale du monde exiſtiren können; nur in einer ſolchen Pariſer Handlung finde man alles Mögliche, finde man Sachen, wie ſie auch die raffinirteſte Laune nur immer erſinnen könne; kurz, verſteht ſich: Paris, und nichts als Paris. Was alſo Wien dagegen, dieſes kleine pauvre Wien da! Sey man zufrieden, einige Paare Meſſer und Gabel zu finden, ein Lineal von weichem Holze, ein halbes Dutzend Bleyſtifte, einige Lichtſcheeren, denn man putzt ja auch noch gut idylliſch mit den lieben Fingern; die Hand iſt eine geborne Lichtputze u. ſ. w. Der Cavalier ſelbſt theilte dieſe Meinung durchaus nicht; einige Attachés aber fuhren mit dieſen ungeſalzenen Späßen dennoch fort, das eigene Nürnbergereylager ihres mediſanten Geiſtes auskramend ohne Ende. Einer der Gäſte aber, beſcheiden lächelnd, ſagt: Erlauben Sie, meine Herren; ich glaube kaum, daß man in einer Pariſer Nürnbergerhandlung ein Heugabelfutteral finden werde. „Ein Heugabelfutteral? Welch excentriſcher Ge-

danke! Warum nicht gar," entgegnete man ihm. Alles lacht. „Und" ſetzt einer der Herrn hinzu, „würde man ein ſo phantaſtiſches Product etwa gar in Wien ſelbſt vorräthig finden? Wohl nicht einmahl in der Stadt Nürnberg ſelbſt." Ich halte es für ſehr möglich, erwiederte jener Gaſt, es käme darauf an, nachzufragen. Das Ding macht Spaß, ſelbſt dem Cavaliere; man geht darauf ein. Auf der Stelle ſchickt man einen Lakey dahin; er ſoll ein Heugabelfutteral kaufen. Dem Menſchen kommt der Auftrag etwas myſteriös vor. Er eilt von dannen, tritt in den Laden, und fragt, wiewohl etwas zögernd: Mein Herr, hätten Sie nicht zufällig ein Heugabelfutteral? O das verſteht ſich, antwortete man ihm! Sogleich; hier, da iſt eines. Kurz alsbald tritt der Beauftragte in den Speiſeſaal, das Heugabelfutteral in der Hand. Die Geſellſchaft iſt ſehr ernſthaft überraſcht; man betrachtet das curiöſe Ding, ſchüttelt ein wenig die Köpfe und ſpricht kein Wort mehr von den Nürnbergerhandlungen der **Capitale du monde**. — Sehe man alſo hier ein nettes Factum zu den Geheimniſſen von Wien; ein Factum ſage ich; der Hauptſache nach iſt es wirklich nichts Anderes. Nur ſey hinzu geſetzt, daß es nicht das Futteral einer Heugabel, ſondern das einer Miſtgabel war. Es gibt ſo zimperliche Naſen. Ja, die Stadt Nürnberg!

Vom Wienfluß.

Was iſt der weltgeprieſene Rhein gegen mich? — Prahleriſch ſein Urſprung, prahleriſch in länderdurchtoſendem Triumphzug verrieſelt er endlich ſonder Spur ruhmlos im Sande. Ich, aus ſpärlichem Quell, anſpruchlos, ſchreite

ich wohl ſelber im Sande, um jedoch im Bunde ſo vieler Alliirten donnernd und majeſtätiſch mit dem Meere mich zu vermählen, zu grüßen das ewige ſonnenumſtrahlte Byzanz. Doch nichts iſt das Alles. Einer der größten Städte der Welt habe ich den Nahmen vorgeſtreckt, wie auch einem mächtigen Walde; und zürne ich, ſo bin ich furchtbar. Vergebens dann „wehrt“ man ſich gegen meinen Grimm, biethet Landwehren auf zu derley Waſſerwehren; umſonſt ſchmeichelt man mir mit zierlichen Arm- und Halsbändern: ich laſſe mich nimmer beſtechen. Ein einziger Mackel haftet an mir, daran ich aber ſchuldlos, da die ganze Menſchheit ihn mit mir theilt. Kaum nähmlich ſetze ich den Fuß auf die Stätte der Civiliſation, kaum nähere ich mich dem Häuſermeere der Menſchen, ſo iſt auch meine Reinheit ſchon beſudelt. Schamerfüllt biege ich ſeitwärts, wenigſtens dem Hauptſitze des Übels, der innern Stadt ſelber, auszuweichen, und Alles wo möglich im nächſtbeſten Arm meiner Colleginn abzuwaſchen. Dennoch indeß iſt die Schmach quälend für mich; nach einem Schleyer ſehnt ſich mein ſchamerfülltes Antlitz, wie meinem jämmerlichen Gemahl, dem Alſerbach, verſchwenderiſch geworden, der ſchwindſüchtig und keuchend mir nachhinkt. Dieß die kurze, aber quellengültige Urkunde meiner Exiſtenz, die ſchon ihres Nahmens wegen allein nicht aufhören wird, glorreich zu ſeyn. — Dieß der rhapſodiſche Monolog der Wien, den man nach dem Theater zuweilen vernimmt, duftenden Geſäuſels in mondloſen Nächten. Aber eine Antwort erfolgt zuweilen, ſo kurz und kräftig zugleich, daß ſein Selbſtgeſpräch alſogleich verſtummt; und lautet ſelbige alſo: Nicht ermüdeſt Du, auch für Dein Bett eine koſtbare Decke zu fordern. Wiſſe aber, Du Dünkelhafte: Nur dann ſollſt Du damit ver-

ſehen werden, wenn Du aufhörſt, Dich ſelber zu loben, denn eigenes Lob ſtinkt. — Und vergebens ſuchte das arme Ding ſich zu rechtfertigen; vergebens führte es die Fabel an vom Lamm und Wolf am getrübten Bach; denn ungerecht und grauſam iſt der Menſch, am meiſten da, wo er ſelber die Schuld.

Zimmerreiſe.

Bey dem Vorhaben einer Reiſe von anderthalb Stunden denkt man jetzt ſchon an die Eiſenbahn; von 20, 30 Meilen an das Dampfboot, von 31 Meilen und darüber an den Luftballon; denn zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde: das iſt vorbey; kaum noch ein wenig zu Eſel. Vor 40 Jahren aber, da war ein Mann, der hatte eine Reiſe vor, gar in einen andern Welttheil, gar nach Africa, und das war damahls ſtark, ja gar in das Innere von Africa, und das iſt ſelbſt heut zu Tage noch ſtärker. Dieſer Mann kannte aber ein Vehikel, viel ſchneller, viel bequemer, viel wohlfeiler, viel verläßlicher, als die obigen 3. Nach einer gewiſſen Zeit war er wieder in Wien; die Landreiſe in das Innere von Africa hatte er glücklich vollbracht; kein Haar war ihm gekrümmt worden, und auch ſeine Reiſebeſchreibung war fertig. Sie erſchien alsbald im Druck; die Franzoſen überſetzten ſie; die Engländer überſetzten ſie; die Wiener druckten ſie nach; alle Welt las ſie; alle Welt fand ſie intereſſant. Der Verfaſſer hatte ſich ein ſtattliches Honorar erſchrieben; aber was iſt das, wenn man 17 Jahre (1781 — 1797) gereiſet mitten unter Löwen und Hyänen, Tiegern und Schlangen und andern wilden Menſchen ohne Grinzinger? Nichts iſt das! Aber der Nahme, die Ehre,

der Ruf, der Ruhm! Trotz dieſes Ruhms jedoch mußte ſich dieſer große Reiſende und Schriftſteller zuletzt entſchließen, ſich in der Siedler'ſchen (nachmahls Gaſtl'ſchen) Buchdruckerey in Brünn abzumühen; und wo und wann dieſer magere, gelbe und ſchwarze Menſch auch ſeine Lebensreiſe vollendet, das weiß der Himmel. Worin aber das Vehikel der ſo ungemein bequemen, ſchnellen und gefahrloſen Reiſe nach und in Africa beſtand, das iſt dieſes: Der Herr Reiſende, Nahmens Damberger (auch Schröter oder Taurinius) miethete, wie er die Reiſe antrat, ein Zimmer in einem verſteckten Neſt, in einem Weiler, in einer Gattung Zwölfaxing, was weiß ich, recht abſeits der Landſtraße; und wie die Reiſe und die Reiſebeſchreibung vollendet, trat er wieder aus dieſem einſamen Zimmer heraus in die offene Welt. Er hatte ganz incognito gelebt, ſich bey allerhand Büchern und Landkarten recht gut unterhalten, wohl auch allerhand anonyme Ausflüge gemacht, allerhand Abſtecher und Dislocationen, und ſomit war die große Landreiſe eine kleine Zimmerreiſe. Das Ding wurde allerdings ruchtbar, aber nicht ſo geſchwind wie die gelehrte Myſtification mit Sanchuniathan vor ein paar Jahren, und nicht ſo ſpät wie die weit ärgere mit dem **Libro del concilio di Egitto**, welche der Sinolog Hager in einem eigenen Quartanten entlarvt. Seit Jahren kennt nun Männiglich dieſe Dambergeriade, und die Franzoſen zählen ſie zu den **voyages imaginaires**. Biographiſches nun, direct Individuelles aber über dieſen Kauz, Details der ganzen Sachverhalts der abenteuerlichen Gaunerhiſtorie, gut präparirt für die liebe Leſewelt: gewiß eine charmante Lectüre. Man mag nachſchlagen wenn man will, dort und da; in Erſch-Gruber iſt nichts; in den

Degen'ſchen Annalen der Literatur aber, da dürfte Etwas ſtecken, wohl auch in irgend einer andern Literaturzeitung ꝛc. Die Gaspariſchen Ephemeriden geben Einiges über dieſen anfänglichen Tiſchlergeſellen, der erſt am Cap ſchreiben gelernt haben ſollte, ärgern ſich, daß er ſo impertinent über ſeinen Vorgänger Le Vaillant und Mungo Park ſchwätzt, und zweifeln ſchon im Mai 1800 (S. 385), an der Echtheit; noch mehr im Mai 1801 (308). Die Dambergeriade könnte geben eine Freske en gros.

Ribaldos

hießen jene Gauner, Diebe, Räuber, Mörder ꝛc., die in Wien, während des Interregnums und bis in die Tage des Habsburgers Rudolph hinein Nacht für Nacht ihre gräulichen Frevel verübten. Sie zu zügeln, auszurotten, war nicht möglich. Da fand ſich aber endlich dennoch ein Rächer, ein Recke rieſig und kecklich, der Graf Friedrich von Leiningen mit ſeinem bärigen Knechte Kranich ganz allein. Sonder Schonung und Raſt durchzogen die Beyden die Stadt, und räumten blutig auf. Gleich die Köpfe ſchlugen ſie herunter, und legten ſie den Kerlen auf den Bauch. Tags darauf immer kamen die Väter, die Mütter, die Weiber, die Kinder der gefällten Wütheriche zum Kaiſer, flennend und klagend und händeringend und jammernd. Den Thäter aber, der alſo gerichtet, vermochte Niemand zu nennen; der Kaiſer ſelbſt kannte ihn nicht. Nur eines Tages durch Zufall, beym Kirchgang, erfuhr er ihn. Ein Mann lag da am Wege, ſein Kopf neben ihm. Da ſagte Leiningen zu ſeinem Knecht: Dem da haſt Du ſein Recht nicht widerfahren laſſen. Er ſagte es leiſe, aber der Kaiſer vernahm es den-

noch. Der Graf, ob deß belobt, fuhr fort zu executiren. Bald hörten die Gräuel auf. Alſo Ribaldos hießen dieſe Kerle.

Curiöſes Gebethbuch.

Vom Helden Laudon gibt es einen Zug, der ſehr characteriſtiſch, und gleichwohl in mehr als einer ſeiner Biographien nicht enthalten iſt. Es kann ſeyn, daß man ihn hier und da bezweifelt; allein ich kann die Echtheit verbürgen, da ich das Object ſelbſt vor mir habe. Laudon ließ nähmlich ein Gebethbuch drucken, und zwar ein Armee-Gebethbuch, ein Andachtsbuch für Männiglich des ganzen Heeres, eine Auflage von vielen vielen Tauſend Exemplaren zur einzelnen Vertheilung an die Mannſchaft.

Das Büchlein iſt genau ſo groß wie der hier eingedruckte Rahmen. Der innere Raum des Schriftſatzes, oder der ſogenannten Columnen iſt von einer eben ſolchen Linie eingefaßt. Der Titel iſt ſo gebaut, wie hier. Das Büchlein iſt 96 Seiten ſtark. Der Inhalt beſteht aus den gewöhnlichen catholiſchen Gebethen in abgekürzter Form. Es iſt ſehr zart und nett in Leder gebunden, vorn und rückwärts mit beblümtem Papier (Vorſetzpapier) gefüttert. Die Blümchen ſind aber ſo klein

> Katholiſches
> **Gebeth-**
> **Büchlein,**
> welches
> auf Befehl des k. k. G. F. M.
> Laudon bey der Armee ausgetheilt
> worden, anitzt aber von jedem
> nützlich zu gebrauchen iſt.
>
> **Wien 1789.**

und zart, daß man annehmen kann, es ſey eigens zu dieſem Büchelchen angefertigt worden, um dem Format zu entſprechen. Dasſelbe iſt wohl auch bey dem äußerſt dünnen Deckel und Lederüberzug der Fall, denn es iſt keine Spur von Plumpheit daran, eben ſo wenig bey den Bünden des Rückens. Das Ganze ſtellt ſich wie ein ſehr proportionirter Foliant dar, durch ein Verkleinerungsglas angeſehen. Über das Detail dieſer Angaben etwa zu lächeln, wäre ſehr überflüſſig, denn dieſes winzige, liliputiſche Büchelchen, muß, vom rechten Geſichtspunct aus betrachtet, die Würdigkeit einer wichtigen, theuren Reliquie behaupten. Wie gerne hätte ich ſie erworben, denn es iſt überdieß, wahrſcheinlich das einzige, noch exiſtirende Exemplar; vergebens both ich einen ſtattlichen Preis. Es verhält ſich damit vielleicht noch auffallender als mit der gewiſſen xylographiſchen Biblia pauperum. Dieſe hatte urſprünglich ein paar Pfennige gekoſtet, und iſt jetzt 100 Ducaten werth; das Laudon-Büchlein wurde gar verſchenkt ꝛc. — Die Idee desſelben erinnert an den gottesfürchtigen Guſtav Adolph; wie andrerſeits an Daun, bey dem ſie ſehr homogen geweſen wäre, da er vom heiligen Vater bekanntlich einen geweihten Degen zum Geſchenk erhalten. So viel iſt übrigens gewiß, daß derley populäre Andachtſchriften nicht nöthig haben ſollten, gekauft zu werden, oder mehr als ſehr wenig zu koſten; deßhalb wird auch das Andenken des preiswürdigen Domherrn Schmid durch ſeine Andachtsbücher bey Strauß ſtets ſegenreich bleiben. Eben ſo wäre es vielleicht ziemlich an der Zeit, ein „Sittenbüchlein für weibliche Dienſtbothen“ (warum nicht auch für männliche?) bearbeiten, und gratis vertheilen zu laſſen, oder einen Sittenſpiegel, (denn ein ſolcher iſt doch immer auch ein Spiegel und würde einla-

bender ſeyn), wie für die kleinen lieben Kinder das A B C in gebackenen Buchſtaben.

Übrigens: Laudon war gottesfürchtig und fromm, er war ſchon deßhalb würdig, Gellerts Freund zu ſeyn. Gellert äußert ſich über Laudon, ihn characteriſirend, in einem Briefe aus Carlsbad vom Jahre 1763 folgender Maßen: „Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften war General Laudon, ein Mann von einem beſondern Character, ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich, der wenig redete, faſt wie ich, aber richtig und wahr redete; nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach; der aufmerkſam zuhörte, und in ſeinem ganzen Betragen, in ſeiner Art ſich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er iſt nicht groß von Perſon, aber wohl gewachſen, hager, aber weniger als ich, und hat nachſinnende, tief im Kopfe eingeſchloſſene, lichtgraue Augen, oder wohl auch bläuliche, faſt wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene Schuld daran. — O, ſagte er einmahl zu mir, als er mich in der Allee fand, ich käme oft gern zu ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob ſie mich haben wollen. — Ein andermahl fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viele Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Das will ich Ihnen wohl ſagen, antwortete ich, aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen, und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Da-

mahls habe ich ihn das erſte Mahl lachen ſehen, ſonſt lächelte er nur. Er hatte ſich genau nach meinem Geſchmacke erkundigt. Er bath mich nicht eher zu Tiſche, als wenn er allein war, ließ meiſtens weiche Speiſen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich bald nach der Tafel gehen, kurz, er nahm meinen Willen faſt ganz an. Ich habe aus ſeinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufſetzen, denn das war ſeine Klage, daß er nicht ſtudirt hätte. Aber in der That erſetzt ſein natürlich ſcharfer Verſtand und ſeine große Aufmerkſamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wiſſenſchaften. Überdieß lieſt er auch gerne. Was gebe ich Ihnen denn, fing er einmahl an, das Ihnen lieb iſt, ich möchte es wohl gerne wiſſen? — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das iſt mir in meinen jetzigen Umſtänden gleichgültig. Sein Neffe, der unter dem Laudoniſchen Regiment Lieutenant iſt, bath mich, ich möchte ſeinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig ſtudiren ließ, er möchte gern noch ſtudiren. Gern, ſagte der General, wofern Sie ſich ihn wollen empfohlen ſeyn laſſen. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, ſo führte er mich von der Geſellſchaft in eine entferntere Allee, und Niemand ſtörte uns alsdann. — Unſer Abſchied war ſehr kurz. — Was ich Ihnen geſagt habe, ſprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewiſſen! Leben Sie wohl, ich werde an Sie ſchreiben. — Leben Sie auch wohl, liebſter Herr General, Gott beſchütze Sie, und ſegne Ihr Leben. — —“

Phydias.

Wenn man auf dem neüen Markt geht, und bey dem Brunnen ſtehn bleibt, verweilend, die 5 Statuen betrachtend, ſchwelgend in ihrem, ewig neue Schönheiten enthüllenden Anblick, ſo wundern ſich die Leute, daß man ſo lange da ſtehen könne, dieſer Figuren halber. Aber es gibt auch andere Leute, die ſich nicht darüber wundern, und wäre das nicht: es müßte entſetzlich ſeyn. Daß ſich aber nur ein einziger Menſch darüber wundert, iſt auch ſchon traurig, und verleidet den Genuß der Betrachtung. Indeß kann nicht verlangt werden, daß Jedermann Gefühl für das Schöne beſitze, und man muß Jenes ertragen. Armer Donner, ſo biſt Du noch arm im Grabe, wie Du im Leben es geweſen, wo Du arm warſt, ſehr hülflos, hülflos bis zum Verhungern. Ja förmlich verhungert wäreſt Du, hätte nicht der menſchenfreundliche Wiener-Magiſtrat ſich Deiner erbarmt, und dieſe Arbeit, früher Andromaches Rettung (für den Rathhausbrunnen) bey Dir beſtellt. Du hatteſt kein Glück; Du hatteſt nur und allüberall Mißgeſchick; die leidige Ausländerey ließ Dir Leute vorziehn, wie Mattielli, — Canova, Thorwaldſen, Chantrey hinterließen Hunderttauſende. Canova, deſſen Genius Schönheit; Thorwaldſen, deſſen Genius Energie: Raphael Donner, Du vereinigſt Beyde in dem Deinigen, jene weibliche Weichheit und Wärme, dieſe männliche antike Kraft: Du Donner biſt Canova und Thorwaldſen zugleich. Dieſes zu ſagen, wagt ein Laye, vielleicht eben weil er ein Laye. Beym Brunnen des Neumarkts, ſetzt er hinzu, iſt ein eigenthümlicher Vorzug noch die Genialität der Attituden. Eßling im claſſiſchen

Marchfeld iſt nicht des Rieſenkampfs allein wegen claſſiſch, denn Eßling iſt der Geburtsort Raphael Donners. Nirgend bey geographiſchen Artikeln habe ich dieß ſtrahlende Datum gefunden. 1741 entrang Raphael Donners große Künſtlerſeele ſich dem halbverhungerten Leibe; 1741 ward Raphael Mengs von dem ſpeculirenden Vater von Auſſig nach Rom gezerrt, dort bey Waſſer und Brod zu lernen, dereinſt aber zu ernten Ruhm und Lohn. Donners, des öſterreichiſchen Phydias vortreffliches Bildniß von Schmutzer zeigt eine wahre Märtyrer-Phyſiognomie.

Im Krapfenwäldel.

(Nicht unmöglich.)

Eines Tages beſchien die Sonne einen abſcheulichen Kerl. Dieſer abſcheuliche Kerl lag im Graſe. Dieſes Gras war im Krapfenwäldchen; es ſind ungefähr 300 Jahre. Dieſes Gras war vor einer netten Erdkluft. Selbe war mit Dielen ausgelegt, ringsum, ſah aus wie eine Hütte; ein Holzblock war darin, als Tiſch; Moos als Lager; ein Steinkrug; etwas Schreiberey; ſonſt nichts; allerhand Gewurzel lag zerſtreut umher. Der abſcheuliche Kerl lag da vor dem Eingang und lungerte. Er war groß und mager; ſein erdfahles Geſicht faſt nicht zu erkennen vor gelblichgrauem zottigen Bart, bis zum Gürtel ihm reichend; kleine rothſchwarze, ſtechende Schweinsaugen lagerten wie erſtorben in den tiefen Höhlen; ein loſes Geflecht von Baumblättern, um die Hüften ein Strick war die Hülle dieſes abſcheulichen Kerls. Neben ihm auf den Hinterpfoten ſaß, ringsumher ſcharf lugend und lauernd ein dürrer Wolfshund fremdländiſcher Race. Dumpf heulte er theilnehmend und angſtvoll, denn der

abſcheuliche Kerl, ſein Herr und Buſenfreund, ächzte, ſtöhnte, röchelte, wie im Sterben begriffen. Noch Ein Mahl wollte er die Wolluſt der Sonnenwärme im anbrechenden Frühling genießen, bevor, deß jeden Augenblick gewärtig des Todes ewiger Winter ihn erfaſſe. Dieſes wiſſend und erwägend, gereut es ſchier, den Mann einen abſcheulichen Kerl genannt zu haben; allein, wie er dieſes nach ſeiner äußern Perſönlichkeit, ſo war er es, nähmlich abſcheulich, noch viel ärger, ja erſchrecklich und furchtbar nach ſeinem Innern; ein grauſenerregender Übelthäter, wenn gleich ohne üble oder verbrecheriſche, abſcheuliche That ſelbſt. Es war Ein Anſchlag, es waren zwey Anſchläge, aber entſetzlicher Art, unvollbracht zum Glück. Schenken wir dem Elenden unſer menſchliches Mitleid; ja wir weihen es ihm in Aufrichtigkeit und Rührung, dieſem beklagenswerthen Sünder, Miſſethäter, Hochfrevler, um ſo mehr, da er vieler Jahre lange Zeit in wahrhaftiger Reue zerfloſſen, gebüßt und abgebüßt in ſelbſt auferlegter Noth, dem innern und äußern Jammer, morſch und verzehrt, abgenützt, zerfreſſen, aufgegangen in Seele und Leib jetzo erliegt, ſein letztes Stündlein auswinſelt. Ehe wir aber ſchließen, ſollten wir doch ſagen, wer der abſcheuliche Kerl war. Er war eine Art Gelehrter, ein Dolmetſch. Dolmetſch war er bey dem großen Suleymann, der etwa 20 Jahre vorher, 1529 vor Wien geſtanden. Unerſättliche Habſucht aber ſtachelte den Menſchen ſo überwältigend auf, daß er ein abſcheulicher Kerl wurde. Er ging hin zu Kaiſer Ferdinand, und both ſich an, gegen ſo und ſo viele Säckel, den belagernden Sultan zu tödten. Der redliche Ferdinand verſagt die Antwort, ſetzt den großen Suleymann augenblicklich in Kenntniß von dem An-

ſchlag; den Dolmetſch aber läßt er ziehen. Dieſer tritt vor den Sultan; erbiethet ſich Ferdinanden hinweg zu rānmen. Suleymann in ſeinem Hochſinn erſchrickt vor Zorn, ausrufend: „Wo ſollte ich denn wieder einen ſolchen Feind hernehmen?!“ Ob dieſer Rede ſtutzig, entweicht der abſcheuliche Kerl; glücklich entrinnt er, und jetzt ſtirbt er. Und iſt dieſes in Kürze die Hiſtorie des abſcheulichen Kerls, verreckend da, wo jetzund das Krapfenwäldel. — Eben ſo erhaben übrigens wie jener Ferdinand handelte Rudolph von Habsburg gen Ottokar, Friedrich der Schöne gegen Ludwig den Bayer; die große Thereſia gegen Friedrich II. Letztere ſchickte durch Kaunitz einen Eilbothen in das preuſſiſche Lager, den König zu warnen.

An der Tafel Herrn von Greiner's.

(Phantaſie-Skizze.)

Alxinger ſchwang das Rheinweinglas mit den Worten: Es lebe Caroline*), die Blume unſeres edlen, herzlichen Wirthes, meine gelehrige Schülerinn!

Und auch die meine, ſetzte Haſchka hinzu.

Alxinger fortfahrend: Wie ſie den Cornelius lieſt, den Virgil recitirt!

Von Greiner: Leicht, gute Schülerinn ſeyn, bei ſolchem Meiſter! Wenn man Homer und Virgil auswendig kann, wie Sie, lieber Alxinger, die franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Claſſiker im kleinen Finger hat....

Und mit den Heroen der deutſchen Literatur in freundſchaftlichem Briefwechſel ſteht, fügte Haſchka ſchmeichelnd

*) Caroline (der Leſer weiß) iſt die nachmahlige Frau Pichler.

bey. Sich an die Geſellſchaft wendend, fuhr er fort: Heute zu gleicher Zeit Poſtbriefe von Wieland, Geßner, Gleim und Adelung.

Blumauer wird unruhig, wetzt auf dem Seſſel hin und her, ſchlürft fort und fort Tokayer; gleichſam, ſich den Mund zu ſtopfen, tunkt er unaufhörlich Zuckerbrod ein. Den Kopf dreht und wirft er herum, daß der lange Zopf die Nachbarn anſchnellt. Länger jedoch kann er ſich nicht mehr bezähmen.

Ich bitte Euch, ruft er Haſchka an, prahlet nicht immer mit einem berühmten Freunde. Von Charlotte iſt die Rede. Dieſes Kind hat hundertmal mehr Talent, wenn es nur die Feder anrührt, als Ihr mit Eurem Reimgeklingel, das ſo hohl, ſo trocken und ſo heiſer iſt, wie Euere unheimliche Stimme.

Greiner und Alxinger vertraten den geſchlagenen, zorngährenden, düſteren Haſchka, der matte Blitze auf den Spötter ſchoß.

Caroline und ihr Haus! rief Blumauer, aufſtehend, ein friſch gefülltes Glas erhebend.

Alles ſtimmte mit ein.

Der ehrwürdige Denis machte Miene zu ſprechen.

Jedermann ſchwieg.

Carolinen, ſagte der lorberumrauſchte Barde, prophezeye ich eine glänzende Laufbahn. Als achtenswerthe Schriftſtellerinn, wird ihr geprieſener Nahme von Dauer ſeyn, ſelbſt bey fremden Völkern.

Er machte mit der Hand eine Bewegung, die ausſah, wie eine Segenſpende.

Enthuſiaſtiſcher Jubelruf folgte dieſem weihenden Ausſpruche.

Greiner reichte dem edlen Sineb die Hand und umarmte ihn feurig.

Die hohe ſteife Geſtalt Retzer's that daſſelbe.

Die Andern wagten ſolche Vertraulichkeit nicht. Nur Maſtalier ſchien, ſich dazu anſchicken zu wollen.

Denis nahm wieder das Wort: Ich will nicht ſagen, daß ich Divination beſitze, aber ich combinire, ich ahne. Deshalb iſt es mir lieb, daß Nicolai das Wunderblümlein gar nicht zu ſehen bekam. Wer weiß, auf welche Art er es in ſeiner Reiſebeſchreibung würde figuriren laſſen, etwa in einem Glaſe Waſſer.

Oder in dem Knopfloche ſeines apfelgrünen Frackes, lispelte Blumauer. Laut aber ſagte er: Oder in einem Herbarium, zwiſchen zwey Blättern Fließpapier. Iſt dieſer Nicolai wirklich ſchon abgereiſet?

Das iſt er, heute Mittag, berichtete Retzer. Ich ſelbſt habe ihn zur Diligence begleitet.

Überhaupt, Sie haben Sich für ihn aufgeopfert, ſagte Maſtalier, faſt, ich möchte ſagen, wie ein gedungener Cicerone.

Nein, wie ein förmlicher Leiblakey, polterte Blumauer heraus. Verzeihen Sie, Freund, aber, ich glaube, Sie gehen in Ihrem Dienſteifer gegen Ausländer zu weit. Baron Gebler, der bey ſolchen Vermittlungen ſelbſt an der Spitze ſteht, wird ſolch' unterthänige Rollen nicht lieben. Iſt es denn wahr, daß Sie dem Berliner das Parapluie getragen?

Alles lachte.

Retzer, keinen Spaß verderbend, erwiederte: Nicht nur das, ſondern aufgeſpannt, daß er nicht naß werde, während ich mit bloßem Kopfe neben ihm herging, zur Linken.

Nur nicht lahm ſeyn, Voltaireaner, ermahnte Maſtalier.

Dafür kommt Retzer auch in das Reiſebuch, bemerkte von Greiner lächelnd.

Ratſchky: Als vierte Merkwürdigkeit ſeines Geburtsortes Krems: Kremſer-Weiß, Kremſer-Senf, Kremſer-Schmidt.

Blumauer: Als ein Genie, welches Racine's Briefe überſetzt hat, und von Voltaire alle Editionen beſitzt, auch ſeine Büſte von durchſichtigem, roſenrothem Alabaſter.

Retzer lachte, klatſchte in die Hände, und goß ſich das neunte Glas Champagner ein, ausrufend: den Muſen!

Denis, ihn auf die Schulter klopfend: Musis et carus amicis!

Alxinger: Gutes Motto unter unſeres lieben Retzer's Porträt. Nur Nicolai darf nichts davon wiſſen. Er weiß ohnehin ſchon zu viel.

Ja wohl, ſagte der Eine; er hat uns Alle ausgeholt, der Andere; man hätte ihn nicht invitiren ſollen, der Dritte; er hat den Grundſatz des Italieners: Che parla: semina; che tace ragguaglia.

Ich finde, meine Lieben, ſagte von Greiner, Nicolai war geſprächig genug. Er hat auch gezeigt, daß er unſere ſchönen Geiſter recht gut kenne, wie es auch die Pflicht eines Mannes iſt, der die „deutſche Bibliothek“ herausgibt.

Ratſchky: Es iſt aber bey alledem in der That auffallend, woher er alle dieſe Details kennt. Am Ende hat Retzer ihm ſoufflirt.

Denis: Das wäre nicht unehrenwerth.

Alxinger: Er wußte, daß ich am Doolin von Mainz arbeite, wovon ich noch Niemanden Etwas geſagt.

Blumauer: Daſſelbe iſt bey meiner traveſtirten Aeneide der Fall, und bey meiner „Erwine von Steinheim“. Es iſt noch ein Geheimniß, aber der Berliner weiß es. Sein Glück, daß er mein Carmen an die Buchdruckerkunſt auswendig kann.

Maſtalier: Ja, er hat es recitirt, bey Baron Gebler, und gut, nach Quinctilian'ſchen Regeln.

Ratſchky: Letzteres will nicht viel bedeuten. Die Berliner ſind geborene Declamatoren, um nicht eben zu ſagen, die deutſchen Gascogner. Woher aber iſt Nicolai bekannt, daß ich heimlich den Lucrez überſetzte, und daß Hofrath Born und Sonnenfels meine Protectoren ſind?

Retzer: Daß iſt kein Geheimniß, Freund. Hofrath Sonnenfels ſagt es öffentlich. Was mich aber freut, iſt, daß er die großen literargeſchichtlichen und bibliographiſchen Arbeiten unſeres wahrhaft hochwürdigen Denis geleſen und ſtudirt hat.

Von Greiner: Ja, das hat der Mann bewieſen. Es macht ihm eben ſo gut Ehre, als uns. Hier zeigte er ſich ſehr beſcheiden. Er unterwarf ſich als Laye der Gelehrſamkeit und Erfahrung eines großen Meiſters, und das mit Aufrichtigkeit. Nicht zu viel, wenn er Denis den erſten Bibliographen Deutſchlands nennt.

Denis verneigte ſich und ſprach: Ich zweifle ſelbſt nicht, daß er hinſichtlich meiner ohne Verſtellung ſey; ſeine Offenherzigkeit in Betreff meines allerdings mißlungenen „Oſſian“ flößt mir Achtung ein.

Retzer zu Ratſchky: Sie können ſich am Wenigſten beklagen. Hat er Ihnen nicht Witz, Heiterkeit, leichte, correcte Verſification eingeräumt? He?

Blumauer: Es iſt wahr und gerecht. Unſere Lyriker

können überhaupt mit ihm zufrieden ſeyn. Mein „Muſen-Almanach“, obſchon als erſter Jahrgang noch ſehr unreif, mit Eueren ſchönen Beyträgen, fand Gnade, ſelbſt bei Ramler und Leſſing.

Maſtalier und Haſchka ſchütteln die Köpfe.

Alxinger: Fahren wir alſo fort, dem Wieland'ſchen „Mercur“, dem „deutſchen Muſeum“ und den Taſchenbüchern der Ausländer Dies und Jenes zu ſpenden.

Blumauer ſtand auf, und ſpazirte um die Tafel, das Tokayer-Kelchglas mit ſich. Er ſtürzte es aus, winkte einem Bedienten, und ſagte ihm: Bier, Bier jetzt, noch vor dem Caffeh.

Ein Bedienter brachte einen Brief vom Hofrathe Sonnenfels in Klagenfurt, mit einem Einſchluſſe an Nicolai.

Schade, ſagte von Greiner, der kommt um ein paar Stunden zu ſpät.

Aber, was macht denn unſer Sonnenfels in Klagenfurt, à propos? fragte Alxinger.

Nun, entgegnete Retzer, ſein ehemahliger Aufenthalt daſelbſt machte jetzt ſeine Gegenwart dringend nöthig. Es iſt bekannt, daß er in ſeinem ſechzehnten Jahr Soldat war, Gemeiner beym Regimente Deutſchmeiſter in Klagenfurt, und daß er nach fünf Jahren als Corporal austrat.

Dieſer merkwürdige Mann hat ſeine Zeit gut benützt, ſchob Ratſchky ein. Franzöſiſch hat er da gelernt, Italieniſch, und das iſt heut zu Tage viel. Von Überläufern hat er es gelernt. Dann hat er ſich auch Böhmiſch eigen gemacht. Wie ſehr gereicht ihm das zur Ehre!

Wenn man ein Genie iſt, merkte Haſchka mit einem ſeltſamen Lächeln an.

Trotz deß, ſprach Denis mit ernſter Mine und in einem ſanft zurechtweiſenden Tone, kommt dieſes Genie, dieſes wirkliche Genie, nicht ſpäterhin wieder zum Militär, als Rechnungsführer zur Arcieren-Garde, und iſt da nicht der wackre, empfängliche Freyherr von Petraſch erſter, diſponirender Lieutenant.....

Es lebe Sonnenfels! hallte es im Saale wieder.

Sonnenfels lebe! erſcholl es von Neuem.

Unter Anderm, ſagte von Greiner, nach der Uhr blickend, ad vocem Militär und Genie: was hört man denn weiter von dem gewiſſen jungen Regimentsarzt in Stuttgart, Nahmens Schiller?

Alxinger langte ſeine Brieftaſche hervor. Hier, ſagte er, ein Schreiben Zumſteegs mit der Nachricht, daß der Verfaſſer, ſein intimer Schulfreund, keinen Verleger zu den Räubern hat finden können, und ſie nun auf eigene Koſten drucken ließ.

Dann hier, fuhr Alxinger fort, ein Brief des Barons Heribert Dalberg. Das Stück iſt ſchon gedruckt. Der Baron gibt mir Nachricht, daß er bereits ein Exemplar durch Diligence an mich abgeſendet. Es muß binnen wenigen Stunden hier eintreffen. Gewiß, es iſt der Debut eines Genies.

Maſtalier zuckte die Achſeln, ironiſch flüſternd: Eine neue Schule will ſich da herausſchälen aus dieſem Ey der Zeit; aber: Non licet omnibus adire Corinthum.

Die Meinungen über dieſe regimentsärztlichen Räuber ſind ſehr getheilt, röchelte Haſchka kühl und trocken und gähnend.

Das Antlitz des edlen Denis röthete ſich. Im Tone der Mißbilligung ſprach er: Sind die Anſichten auch

wirklich getheilt, ſo werden Sie gewiß bald aufhören, das zu ſeyn. Es iſt unmöglich, das große Talent dieſes jungen Dichters zu verkennen. **Ex ungue leonem.** Hat ſich ſeine überſchäumende Kraft einmahl geklärt und geregelt, ſo gibt es einen Claſſiker, einen überragenden Claſſiker.

Mitternacht ſchlug.

Die Geſellſchaft trennte ſich.

Ein Theater-Director vor 40 Jahren.

Der Autor des Stückes ging verſtimmt aus dem Theater. Man hatte die beyden Klingsberg gegeben.

Auf dem Wege geſellte ſich der Heldenſpieler Lange zu Herrn v. Kotzebue. Dem war er willkommen.

Es iſt nicht möglich, ſagte Kotzebue, daß ich hier je einen beſſern Converſationston einführe. Man hängt an dem alten Jargon.

Lange erwiederte: Nicht das allein, Herr Präſident! Man ſchämt ſich, hochdeutſch zu reden.

Das iſts, was ich meine, werther Herr Lange. Welcher Contraſt nun im Dialog des Inländers mit dem Ausländer!

Ja, es iſt anwidernd.

Abſcheulich ſogar. Wenn ich in meinen neuen Statuten einen eigenen Paragraph gegen dieß provincielle und pöbelhafte Deutſch aufſtelle: wird es nützen?

Nein!

Ich glaube, ich fürchte ſelbſt. Und ſie ſchreiben auch ſo, dieſe Leute. Welche Eingaben erhielt ich geſtern!

Wie von Handwerkern.

Wie von Bauern, die zufällig das Schreiben erlernt.

Digitized by Google

Es gibt vielleicht ein Mittel.

Welches, Herr Lange?

Schicken ſie dieſe Leute auf einige Zeit nach Norddeutſchland. Machen Sie es ihnen, Herr Director, reglementmäßig zur Pflicht für die Ferienzeit.

Der Einfall iſt gut. Er kann auch von Erfolg ſeyn, da das Ehrgefühl mit in das Intereſſe gezogen iſt.

Publicum und Schauſpieler werden aufhören, es für läppiſche Affectation zu halten, wenn in der Bücherſprache geredet wird.

Und man wird begreifen, daß man das Leben nicht mit der Kunſt vermiſchen ſoll.

Unter ſolchem Geſpräch gelangte man zu Kotzebue's Wohnhaus in der Himmelpfortgaſſe. Lange mußte mit hinauf, zu Punſch und Pfeife.

Herr v. Kotzebue ließ durchblicken, daß er ſeine Theater-Präſidentſchaft niederlegen werde.

Lange erſah, welche Perſon die Haupturſache dieſes Entſchluſſes ſey; er war aber zu klug, es wahrnehmen zu laſſen.

Herr v. Kotzebue war ſtets, und in All und Jedem zu reizbar; und der Zuſtand der theatraliſchen Dinge war damahls noch zu chaotiſch.

So viel aber iſt gewiß, daß es keine ſchwierigere Cathegorie gebe, als die eines Theater-Directors. Schon deßhalb, weil er auf das Einzelne, Individuelle eingeht. Aber muß er denn das? Wie ſchlimm ſtünde es in ſolchem Fall um anderweitige, große Corporationen?

Jakeſch.

Beſäßen wir ſchon einen bereits mehrmahls angeregten Bürger-Plutarch (Leben und Handlungen verdienter Einwohner Wiens aus dem Bürgerſtande), ſo wären wieder manche Supplirungen und neue Helden da. Die menſchenfreundliche und gottergebne Frau Buchholz z. B. iſt geſtorben; der edelmüthigen und hochherzigen Frau Klähr, Inhaberinn der großen goldenen Civilmedaille mit Kette, iſt von dem, wahres Verdienſt überall würdigenden Magiſtrate die zehnfache Salvatormedaille verliehen worden ꝛc. Ferner wäre manches neue Individuum zugewachſen. Unter Andern der Claviermacher Joh. Jakeſch, der 1840 am 25. März 87jährig geſtorben. In der Gegend von Brünn geboren, kam er als armer Tiſchlergeſelle nach Wien. Er war fleißig, ſparſam, gottesfürchtig, rechtſchaffen; erlernte die Claviermacherkunſt, that ſich hervor, erhielt viele Beſtellungen. Haydn und Mozart wurden ihm freundſchaftlich zugethan; ließen ihre Claviere bey ihm verfertigen, empfahlen ihn allenthalben. So brachte er ſein Geſchäft, wiewohl weder des Leſens noch Schreibens kundig, dergeſtalt empor, daß er zu dem Beſitz zweyer Häuſer gelangte. Er war heiter, freundlich, dienſtfertig, erzählte gern Anecdoten aus ſeinem eigenen Leben, und liebte es, in Knittelverſen zu reden. Er war herzlich und wohlwollend, ſchroff aber gegen ſeine nächſten Verwandten, wozu er wohl ſeine Gründe gehabt haben mochte. Wo es aber der ernſten Chriſtenpflicht galt, da blieb er nicht zurück; da war er edel und großmüthig. Hoher, preiſender Anerkennung, unvergänglicher Aufbewahrung würdig, als leuchtendes Vorbild für gar manche bemittelte Familien-

Mitglieder iſt folgender Zug: Sein Bruder, ein armer Landmann in Mähren, ſtarb. Neun Kinder, von denen das älteſte 11 Jahre alt, hinterließ er. Was ſollte aus dieſen beklagenswerthen Waiſen werden? Jakeſch fliegt augenblicklich nach Mähren, gleicht die häuslichen Angelegenheiten aus, und nimmt alle 9 Kinder zu ſich als Vater, als zärtlicher Vater. Erziehen läßt er ſie; die Knaben ſein Geſchäft lehren, begründet und ſichert ihre Zukunft. Fürwahr, ſolche Charactere ſollten nicht der Vergeſſenheit anheim fallen! Warmen Dank daher jenem würdigen Unbekannten, der die Güte gehabt, mir dieſe Notizen zu liefern.

Zwey Bernhard.

Der Eine kam um 1818 nach Wien. Er hatte das Äußere und die Sitten eines vornehmen Mannes. Er attaſchirte ſich an den würdigen, unvergeßlichen Buchhändler Schalbacher; arbeitete in deſſen Geſchäft. Bernhard, wohl ein Schweizer, hatte, wenn nicht eben gelehrte, doch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, war bewandert in der Literatur, und ſchrieb gern und gut. Geraume Zeit hatte er in Paris gelebt; er wußte viel von den dortigen Berühmtheiten und Zuſtänden. Sehr intereſſirte er ſich für gemeinnützige Zwecke und Anſtalten. Ich forderte ihn auf, in meinem eben begonnenen Converſationsblatt Anſichten über Sparbanken nieder zu legen. Er lieferte über dieß, damahls noch im Keim begriffene Inſtitut gute Aufſätze. Ich war ſo glücklich, für dieſen Gegenſtand auch den Conſul Adam v. Müller zu gewinnen. Er ſprach ſich ebenfalls in jenem Blatte aus. Ich, meinerſeits blieb nicht zurück; Schönfeld regte ebenfalls an, und ſo läßt ſich wohl ſagen,

daß wir vier zur alsbaldigen Gründung der Sparcaſſen, von denen man bey uns eigentlich noch gar nichts Rechtes gewußt, weſentlich beygetragen. Eine eigene Notiz im Beobachter 1819 würdigte das. Bernhard lieferte auch anderweitige intereſſante Beyträge, unterzeichnet mit F. (Franz?) Ein paar Jahre darauf reiſte er fort. Ob er noch leben mag, und wo? —

Der Andere, ein Pohle, war aus England nach Wien gekommen, ungefähr um dieſelbe Zeit. Einer von Denen, von welchen man ſagen kann: Er weiß Alles. Kein Zweig der Facultätswiſſenſchaften, der Scienzen überhaupt, der Künſte und Fertigkeiten, worin er nicht zu Hauſe, und Alles mit Selbſtſtändigkeit, mit Critik, mit Geiſt, mit Application. Dabey fein und liebenswürdig; leichtſinnig aber ohne Gränzen. Schnell wieder reich werden, war ſein Plan. Das Mittel dazu: Leder gießen. Fleiſch, Caldaunen, weiß Gott was Alles nahm er, machte Proben im Kleinen, ohne Mittel, ſie ins Große zu treiben. Eines Morgens beſucht ihn ein böhmiſcher Magnat, dem Capital nicht das Höchſte; muntert ihn auf, gibt ihm 10000 Gulden. Bernhard etablirt am Canal, in der Nähe von Gumpoldskirchen eine Fabrik, hält ſich ein Cabriolet, fährt hin und her, macht gegoſſenes Leder, Riemzeug, Patrontaſchen, Stiefel, Allerhand, doch nur einzeln, ſtückweiſe, denn die Sache will ſich noch nicht conſolidiren, und in Wien unterhält man ſich ſo gut. Der Magnat ſchreibt: Wie geht es? Werden wir bald Etwas ſehen? Seyn Sie indeß ſo gut, eine Recenſion meines neuen Buchs zu ſchreiben. Bernhard aber kommt nicht dazu; ein paar halbe Tage, und die Recenſion wäre fertig geweſen. Nichts da! Aber dem Gönner ſchreibt er: noch 6000 Gulden, und der

Gönner ſchickt ſie. Der Gußlederfabricant macht nun gar nichts mehr, und eines Tages iſt er verreiſt. Wohin? Wo jetzt? Wie jetzt?

Ein erhabener Zug Marien Thereſiens.

Eines der trefflichſten Gebethbücher iſt das von Seibt, wenn auch nicht deßhalb, weil es in mehreren wiederholten Auflagen erſchien, auswärts nachgedruckt, und hier und da ſogar vorgeſchrieben wurde. Es zu verfaſſen, war er von ſeinem Freunde, dem Freyherrn v. Koß (nicht Marquard), angeregt worden. Nun wurde der Profeſſor Seibt von Übelwollenden angeklagt, daß er gefährliche Lehren vortrage. Die Sache kam nach Wien; Seibt ſollte perſönlich erſcheinen, ſich zu vertheidigen. Als Koß das in Prag vernimmt, eilt er insgeheim nach Wien, und übergibt der Kaiſerinn Maria Thereſia die bereits fertigen Bogen des Gebethbuchs, ſich für den Angeklagten verwendend. Thereſia war ſehr gegen Seibt eingenommen worden; aber gerecht und mild wie ſie war, ordnete ſie eine genaue Unterſuchung unter dem Vorſitze des gelehrten und biedern, aufgeklärten Prälaten Rautenſtrauch an. Dem Baron Koß ſagte ſie beym Kirchgang: „Seibt ſchreibt gut.“ Der Baron entgegnete: „Ja, Eure Majeſtät, er denkt auch ſo.“ Die Durchſicht der Bogen des Gebethbuchs hatte bey der Kaiſerinn den günſtigſten Eindruck hervor gebracht. Seibt ward ſchuldlos befunden. Die Kaiſerinn ſagte dem Baron: „Schreibe Er ſogleich Seinem Freunde, daß er für unſchuldig erklärt worden ſey, damit er eine ſchlafloſe Nacht weniger habe.“ Welch edler Zug großmüthigſter Zartheit! Seibt kam darauf nach Wien, erhielt ſogleich Audienz, und ward auf das Huld-

vollſte behandelt. Die Kaiſerinn gab Befehl, ihm zur Erholung Wiens Merkwürdigkeiten zu zeigen, und äußerte, wenn er wieder ſollte angefochten werden, möge er ſich nur unmittelbar an ſie wenden. Gerührt und glücklich kehrte er nach Prag zurück. Nach einigen Tagen brachte eine eigene Eſtaffete dem Baron Kotz ein Schächtelchen mit dem Auftrage, es dem Rath Seibt perſönlich zu überreichen. Es enthielt einen koſtbaren Diamantring und ein Billet von der Kaiſerinn eigener Hand, des Inhalts: „Meinem lieben Seibt zum Andenken. Maria Thereſia.“ Alſo vergalt dieſe große Regentinn!

Blank der Ermordete.

(Mit Zuſätzen.)

Vor etwa 20 Jahren pflegte ich mein Glas Wein im Heiligenkreuzerhofe zu trinken. Daſelbſt traf ich zuweilen einen bejahrten, ehrwürdigen kleinen Mann, der ſich um die übrigen Gäſte nicht viel kümmerte, ſonſt aber im Geſpräche freundlich und wohlwollend war. Er genoß wenig, und verweilte ſtets nur kurze Zeit. Es hieß, er lebe ſehr frugal und ſparſam; er ſammle wohl für unbemittelte Verwandte. Dieß war der Profeſſor Blank. Er kam dann zuweilen zu mir in die Handlung, beſah dieß oder jenes mathematiſche Werk, kaufte aber nie Etwas. Eines Tages heißt es, Profeſſor Blank ſey ermordet und beraubt worden. Alsbald nach dieſer entſetzlichen Gräuelthat wurde ich mit meinem Collegen Haſelmeyer vom k. k. Landrecht in die Wohnung des Verblichenen beſchieden, um die Inventur und Schätzung ſeines Büchernachlaſſes vorzunehmen. Selbe befand ſich in der Johannesgaſſe, eiſerne Birne, 4. Stock.

Ein ziemlich langer, ſchmaler, finſtrer Zugang; in dem Eintrittzimmer mathematiſche Inſtrumente, eine große Rechentafel auf einer Staffeley; in einer Ecke nächſt dem Fenſter, neben einem Arbeitstiſch, ein Ballen ungebundener Bücher, nähmlich Werke des Profeſſors; im Zimmer zur Linken, in welchem ſich die gebundenen Bücher befanden, ſein gewöhnlicher Schreibetiſch, in dem er ſein Geld zu verwahren pflegte; auf ſelbem umher liegend einige cylindriſche Holzbüchschen, zur Aufnahme von Thalerſtücken; ein Erd- und Himmelsglobus ꝛc. Das ganze Ameublement ſehr einfach und abgenützt. Die hochangebrachten kleinen Fenſter, welche das Licht nur von oben einfallen laſſen, mußten ſchon an und für ſich einen düſtern Eindruck hervor bringen. Über die Reſte von Blut und Kopfhaaren gingen wir ſomit, und ohne ein Wort zu reden, an unſer Geſchäft, ſetzten es auch nach Tiſche fort. Als es zu dunkeln begann, vermißte ich Haſelmeyer; er hatte ſich insgeheim fortbegeben; das alte Thürſchloß war eingeſchnappt; ich befand mich eingeſchloſſen. Es war bereits förmlich finſter; wohl eine Stunde lang mußte ich lärmen, bevor die Nachbarn mich befreyten. Nie werde ich dieſes eigenthümliche Grauen verwinden.

Die Bücher und Globen hatte der k. k. Kammerdiener Kalb geerbt und mir käuflich abgetreten. Es befanden ſich darunter die von Blank verfaßten Lehrbücher in Anzahl; ſelbe überließ ich dem Buchhändler Heubner, der ſie nun als Verlag beſitzt. Kalb, ein Vorderöſterreicher, war ein intimer Freund des Verſtorbenen. Ich bath ihn um biographiſche Notizen über den Profeſſor Blank, als über einen verdienten Lehrer und ſchätzbaren Schriftſteller. Das Wenige, was ich über ihn erfuhr, iſt dieſes:

Johann Conrad Blank war zu Weiler im Vorarlbergiſchen den 8. Juny 1757 geboren. Ein ſanftes, frommes Gemüth, und Neigung zum geiſtlichen Stande zeigte er ſchon in frühester Jugend. Er ſtudirte zu Conſtanz, und abſolvirte daſelbſt die Humanioren. Hierauf kam er nach Wien, und vollendete dieſelben bey den Piariſten in der Joſephſtadt. Glücklich fühlte er ſich, als es ihm gelang, in den Orden der Schwarzſpanier aufgenommen zu werden. Als dieſer Orden aufgehoben ward, fand und benützte Blank die Gelegenheit, bey dem Sohne des Doctors Buswald als Hofmeiſter aufgenommen zu werden. Nach einiger Zeit wurde ihm die Cooperatorſtelle im Altlerchenfeld zu Theil. Hier lernte ihn der Abbé Hoffſtetter kennen und ſchätzen. Er verwendete ſich für ihn, und verſchaffte ihm die Profeſſur der Mathematik in der Thereſianiſchen Ritter-Akademie. Als dieſe Anſtalt den Piariſten übergeben ward, erhielt Blank die mathematiſche Lehrkanzel bey der architectoniſchen Abtheilung der Akademie der bildenden Künſte.

Die von Blank verfaßten und herausgegebenen Lehr- und Handbücher ſind ſchätzbar; ſie zeichnen ſich durch Klarheit, Gründlichkeit und Popularität aus. Man hat von ſeiner Feder: Anfangsgründe der Meßkunſt, Wien 1804; Anfangsgründe der Kegelſchnitte, eb. 1814; Tafeln der Logarithmen, eb. 1816; Anfangsgründe der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie, eb. 1818; kleine Mathematik, eb. 1826.

Der Mörder dieſes in jeder Hinſicht würdigen Mannes war Severin v. J***i, der ſich Graf nennen ließ. Er war im ruſſiſchen Gouvernement Podolien geboren. Im Juny 1826 war er nach Wien gekommen, ſich zu vergnügen. Er war Lüſtling, Verſchwender, Spieler. Schon im September war ſeine nicht unbedeutende Barſchaft zu

Ende. Er borgte, verpfändete, und ſetzte ſein zügelloſes Treiben fort. Gegen das Ende des Jänners 1827 ward ihm von ſeiner Regierung der Auftrag zur Rückkehr und ämtlichen Rechnungslegung. So von Geldnoth gedrängt, faßt der Ruchloſe den Entſchluß, den 70jährigen Blank, ſeinen ehemahligen Lehrer zu ermorden und zu berauben. Zu dieſem Zweck kauft er ſogleich ein großes Küchenmeſſer. Dann ladet er Blank zu Tiſche, ihn über ſein Vermögen auszuforſchen. Drey Tage darnach beſucht er Blank, bittend ihm ſeine Staatsobligationen zu zeigen, um ihre Bewandtniß näher keunen zu lernen, da er Willens ſey, deren anzukaufen. Blank hat aber nur die von geringerem Betrag bey Hauſe, und beſtimmt den folgenden Tag, ihm jene von höherer Summe zu zeigen. An dieſem verhängnißvollen 13. Februar, Mittags um 1 Uhr erſcheint der Mörder in Blank's Wohnung. Dieſer weiſet ihm 8 Stücke im Geſammtbetrag von 6100 fl. C. M. Blank ſteht auf, Etwas zu holen. Schnell erhebt ſich der Verbrecher, und verſetzt dem Unglücklichen mit dem Küchenmeſſer einen Hieb auf das Hinterhaupt. Blank ſtürzt zu Boden, und erhält noch 6 Hiebwunden in den Kopf, 2 Stiche in die Bruſt und 5 in den Unterleib, deren einer ſo gewaltig, daß er den ganzen Leib durchdringt. Der Raubmörder entfernt ſich, verkauft die Papiere, und fährt 3 Tage fort zu ſchwelgen und zu praſſen. Am dritten Tag, den 16. Februar ward er verhaftet. Den 30. Auguſt 1827 wurde er mit dem Strang hingerichtet, 34 Jahre alt. Der ihm beygegebene Seelſorger hinterließ ein Tagebuch über dieſen Verbrecher. Es iſt von pſychologiſcher Wichtigkeit, mehrere Bogen ſtark.

Entſetzlich war es, den Verbrecher auf dem Todeswege

zu ſehen. Dieſen ſchaudererfüllten Weg würde er haben ahnen und vermeiden können, hätte er einſt die wohlgemeinten bedeutungsvollen Worte einer würdigen Frau beherzigt. Der Vorfall iſt dieſer: Als Severin 10 Jahre alt war, befand er ſich in der geſchätzten Erziehungsanſtalt Plebans, auf dem hohen Markte, im 4. Stock des Fellner'ſchen, jetzt Sina'ſchen Hauſes, bekanntlich gerade dem Schrannen-Gebäude gegenüber. Rohheit, wildes Gemüth, grelle Sittenloſigkeit traten bey dem Jüngling allenthalben hervor. Eines Tages, als ein Übelthäter zum Tode abgeführt ward, trat die Gattinn Pleban's mit dem jungen Menſchen an das Fenſter, wies ihm die Scene, und bath ihn mit der Zärtlichkeit einer liebenden Mutter, ſich bey Zeiten zu beſſern, widrigenfalls ihm vielleicht auch ſolch ein ſchrecklicher Weg bevorſtehe. Die Art, wie der Jüngling ſich bey dieſen warnenden Worten benahm, ließ leider ahnen, daß er ſich auf dieſem gräßlichen Wege in der That ſchon befinde. Dieſes Factum erzählte die ehrenwerthe Frau Pleban ſelbſt, welche jetzt hochbetagt, zurück gezogen in ihrem Hauſe zu Grinzing lebt.

Leſſing in Wien (1775).

(Vielleicht beynahe ſo.)

Die Fenſtervorhänge eines geräumigen, elegant meublirten Zimmers im Palais des Vicepräſidenten Freyherrn v. Gebler waren noch zugezogen, als ein Bedienter mit dem Frühſtücke eintrat.

Er wunderte ſich, daß der berühmte Gaſt, gewohnt mit dem frühesten Morgen ſchon am Schreibtiſche zu ſeyn, noch im Bett verweile. Unſchlüſſig, ob er die Chocolade nicht wieder abtragen ſolle, gewahrte er jedoch, daß

die Gardinen des mächtigen Himmelbettes ſich regten, und der Hofrath Leſſing aus den ſchwellenden Eiderdunkiſſen ſich erhebe. Der Bediente machte einen tiefen Bückling, erhielt von dem Gaſte einen Wink, und entfernte ſich.

Es war bereits 8 Uhr und Leſſing noch ſchlaftrunken! Schnell angekleidet, ſetzte er ſich zum Frühſtück, der geſtrigen Abendgeſellſchaft gedenkend. Da pochte es an der Thüre, und der Profeſſor Sonnenfels trat ein mit halb höflichem, halb freundſchaftlichem Gruß.

Willkommen, willkommen, rief Leſſing ihm entgegen, aufſtehend, und mit der Hand ſich über Augen und Stirne fahrend, als wolle er die Reſte der Übernächtigkeit hinweg wiſchen.

Sonnenfels nahm Platz. Über die gewöhnlichen äußern Formen der Lebensart raſch weggleitend, fragte er, wie dem berühmten Mann der geſtrige Cirkel zugeſagt habe.

Ah, antwortete Leſſing mit einem Anfluge von Begeiſterung, wie anders als höchſt attiſch, genußreich, merkwürdig, und durchaus unvergeßlich. Schon der verehrte geneigte Wirth ſelbſt, ſo voll Wärme und geiſtvoller Heiterkeit! Kaum wollte er'in ſeiner Anſpruchloſigkeit hören, wie ſehr, und wie gebührend ſeine beyden Stücke Clementine und der Miniſter auch bey uns Beyfall gefunden. Baron Gebler iſt ein trefflicher, hervorragender Mann in jeglicher Hinſicht; wir Ausländer verdanken ſeiner vermittelnden Güte viel.

Gewiß, werther Herr Hofrath, ſagte Sonnenfels, ohne ihn und den Herrn v. Retzer, der geſtern krankheitshalber abweſend war, würde zwiſchen den Gelehrten und der Literatur des Auslandes und Öſterreichs noch eine arge Scheidewand beſtehen. Durch Beyde auch wurde Ihnen

der Mann näher bekannt, mit dem Sie Sich geſtern ſo ſehr ins Geſpräch vertieften.

Ah, entgegnete Leſſing, lebhaft erregt: der würdige, wahrhaft hochwürdige Abbé Denis! Ich geſtehe Ihnen, lieber Herr Regierungsrath, daß die perſönliche Bekanntſchaft dieſes preiswürdigen Mannes mir ewig theuer ſeyn werde. Die ungeheuchelte Beſcheidenheit und Sanftmuth, die Liebenswürdigkeit dieſes Ehrenmannes verleihen ſeinen ausgebreiteten gelehrten Kenntniſſen und literariſchen Verdienſten einen um ſo helleren Glanz. Sein Wiſſen in der Geſchichte der Literatur iſt ſtaunenswerth; und eben nur daraus wird erklärbar, daß er gewiß der erſte Bibliognoſt Deutſchlands iſt. Seine Beleſenheit muß unermeßlich ſeyn.

Das iſt ſie, ſagte Sonnenfels; dabey erfreut er ſich eines Gedächtniſſes wie Mithridates.

Und eines Sprachenreichthums wie dieſer ebenfalls, ſetzte Leſſing hinzu. Nie auch hätte ich geglaubt, daß ein ſo gediegener Gelehrter zugleich ein ſo heiterer, ja höchſt jovialer Geſellſchafter ſeyn könne, und wie innig, wie treuherzig und wie ſittenrein zugleich! Aber verzeihen Sie Herr Sonnenfels, daß meine warme Verehrung für dieſen in Geiſt, Herz, Kenntniſſen und Tugenden ſo hoch ſtehenden Mann, mich hinreißt, Ihrer eigenen Perſönlichkeit uneingedenk zu ſeyn!

Sonnenfels wurde etwas verlegen. Er wich gleich mit der Frage aus: Nun, der dritte Ordensmann? Was ſagen Sie zu dieſem?

Ich verſtehe, entgegnete der Gefragte, indem er ſich verneigte. Ich kann und ich muß ſagen, daß der Ruf von dem Director Eckhel viel zu wenig berichtet hat. Als Numismatiker kann ich mich natürlich nicht mit ihm meſſen,

und ich muß hinzu ſetzen, daß ich in Hinſicht auf Archäologie einen ſchweren Stand mit ihm hatte. Abbé Eckhel hat gewaltige Studien. Wir Alle auswärts ſehnen uns nach der Erſcheinung ſeines großen Münzenwerks der **Doctrina numorum veterum.** Der ſprudelnd lebhafte Herr Klemm hat mich mit ſeiner gewürzten Geſprächigkeit abgehalten, in Näheres mit dem Abbé einzugehen. Ich glaube Herr Klemm iſt einfacher Lehrer?

Lehrer des deutſchen Styls, antwortete Sonnenfels.

Ja des Styls, das muß ſeyn, ſetzte Leſſing hinzu. In der That er ſpricht, wie das beſt geſchriebene Buch, Alles ungeſucht; angebornes Talent, ohne irgend eine Verbeſſerung, bey heißblütigen Köpfen ein ſo ſeltener Fall. Leicht wie Gellert.

Gediegen, klar und geſchmackvoll doch nicht, wie Leſſing es allein iſt.

Oh, mein Herr Sonnenfels, welche Schmeicheley, der Sie Öſterreichs erſter Meiſter in der Kunſt des Schreibens ſind.

Nun, nun, erwiederte Sonnenfels, ſicher nicht mit Ungrund einiger Maßen wohlgefällig: etwas Weniges im Geſchäftsſtyl, den ich vortrage; aber was iſt das?

Das iſt viel, ſehr viel, höchſt wichtig! Auch aus Ihren anderweitigen Schriften geht deutlich hervor, daß Sie eben ſo in der Form ein ſelbſtſtändiger Geiſt, eine Feder von Geſchmack ſind. Sie werden als Muſter gelten und wirken; und man wird endlich anfangen, ſich von Batteux loszuſagen, an dem unter Andern einer der geſtrigen Herrn noch gar ſehr zu kleben ſcheint.

Sie meinen Maſtalier?

Ja wohl. Seine im vorigen Jahre erſchienenen Ge-

Digitized by Google

dichte haben mich, aufrichtig geſagt, nicht ganz befriedigt. In der Lyrik iſt die Form wichtiger als man glauben mag. Eher läßt man ſich ſelbſt grelle Nachläſſigkeiten wie bey Goethe gefallen, als Pedanterie. Ich denke, man ſollte bey Ihnen einen Muſenalmanach etabliren..

Man geht in der That damit um, Herr Hofrath. Ratſchky und Blumauer gehen damit um. Im nächſten oder zweytnächſten Jahre kommt er ſicher zu Stande. Herr Haſchka wirkt ſehr dafür. Was halten Sie von ſeinem Genius?

Aufrichtig geſagt, das dichteriſche Talent dieſes kleinen kalten finſtern Mannes möchte ich wohl etwas in Zweifel ziehen. Die Ode vielleicht; er ſcheint ein Bischen Schwung zu haben; es iſt aber wohl nur gemachte Begeiſterung?

Die beyden Männer erhoben ſich jetzt und ſchritten im Gemache auf und nieder.

Es war der Tag, an welchem Leſſing bey der Kaiſerinn Maria Thereſia Audienz haben ſollte.

Sonnenfels, dem dieſe Ehre faſt ununterbrochen zu Theil ward, entwarf ihm eine begeiſterte Schilderung von den Vorzügen dieſer erhabenen Fürſtinn, und machte ihn auf einige ihrer Eigenheiten aufmerkſam. Er both ſich an, ihn abzuholen und nach Hofe zu begleiten. Leſſing nahm dieß dankbar an. Hierauf beurlaubte ſich Sonnenfels, und der Gaſt machte ſeine Toilette.

Alsbald erſchien der Erſtere wieder im Gefolge von zwey Tragſeſſeln.

Im Vorzimmer der Kaiſerinn leiſtete er Leſſing Geſellſchaft, bis der Thürhüther das Zeichen gab, einzutreten.

Digitized by Google

Maria Thereſia ſtand arbeitend an einem hohen Schreibepult. Wie Leſſing eintrat, machte ſie zwey Schritte vor und bedeutete ihm mit einer leichten Handbewegung näher zu kommen. Dann ſprach ſie ihn an: Er iſt mir willkommen Hofrath Leſſing. Ich ſchätze in Ihm einen berühmten Mann, der große Verdienſte um das Reich der Wiſſenſchaften hat.

Leſſing ſchickte ſich an, die übliche Kniebeugung zu beobachten. Die Kaiſerinn gab ihm aber durch eine anmuthige Gebehrde zu verſtehen, daß ſie ihn dieſer Ceremonie entheben wolle. Er machte ſofort eine tiefe anhaltende Verbeugung, und ſagte: Eure Majeſtät, dieſe Huld erhebt mich.

Die Kaiſerinn entgegnete raſch und lebhaft: Ein Mann wie Er ſollte das nicht Huld nennen; Sein Selbſtgefühl muß Ihm das einflößen. Es iſt nichts Anders als der Zoll der Anerkennung, den man großen Vorzügen ſchuldig iſt. Die, welche auf dem Throne ſitzen, haben die doppelte Pflicht, verdiente Schriftſteller, erleuchtete und erleuchtende Geiſter hochzuachten, und ihnen das bey allen Anläſſen zu erkennen zu geben.

Erlauben Eure Majeſtät, verſetzte Leſſing, Allerhöchſt-Ihnen zu ſagen, daß ich tief und innig ergriffen bin von dieſer Hoheit der Geſinnung.

Die Kaiſerinn ſprach: Das nehme ich hin, aber keine Schmeichelereyen; Männer wie Er ſollen keine Höflinge ſeyn. Glaube Er mir, ich unterſcheide das. Ich kenne Ihn auch genugſam aus ſeinen Schriften.

Leſſing verneigte ſich ſtumm. Da die Monarchinn inne hielt, ergriff er das Wort: Dieß zu vernehmen, erweckt

Digitized by Google

ein überaus freudiges Gefühl in mir; es macht mich ſtolz, von einer ſolchen Herrſcherinn gewürdigt zu werden.

Wiſſe Er, ſprach die Kaiſerinn, daß ich ſeine Fabeln mehr als Ein Mahl mit Genuß geleſen; daß ich ſeine Hamburgiſche Dramaturgie mit Aufmerkſamkeit und Nachdenken durchgeſehen habe. Wie oft habe ich mit Sonnenfels darüber geſprochen. Ich ſage Ihm, es liegt mir viel daran, daß die „Comödie“ aufhöre ein ledigliches Geſpiele zu ſeyn. Zur Geſchmacksbildung ſoll ſie dienen; Veredlung in einem gewiſſen Sinne ſey weſentlicher Zweck. Eine Schule der Moral aber, wohin ſelbſt Sonnenfels zielt, kann die Comödie, und wären es noch ſo decente Stücke, nach meinem Begriffe nimmermehr werden Denn wollte man darauf ausgehen, ſo müßten lauter Piecen gegeben werden, bey denen die Zuſchauer nicht umhin könnten, vor langer Weile einzuſchlafen. Er verſteht mich gewiß. Das Podium kann keine Kanzel, und die Kanzel ſoll kein Podium ſeyn. Dann tüchtige „Acteurs;“ es muß gehen. Wie hat Ihm die Vorſtellung Seiner Minna von Barnhelm gefallen. Rede Er frey heraus. Nicht wahr, ſchlecht genug geſpielt! Wie?

Leſſing entgegnete: Allerdings, das Spiel war nicht zum Beßten. Ich bitte aber um die gnädigſte Erlaubniß, Eurer Majeſtät den innigſten Dank dafür abzutragen, daß Sie zu befehlen geruht, dieſes Stück eigens meinetwegen aufzuführen.

Mache Er kein Aufheben davon, ſprach die Monarchinn; es iſt nur eine Aufmerkſamkeit, die ſich von ſelbſt verſteht. Aber das muß ich Ihm ſagen, daß ich Seine Emilie Galotti nicht hätte geben laſſen. In Anſehung der Compoſition und der Sprache mag dieſes Stück Sein vol-

lendetſtes ſeyn; allein es kommen Parthien vor, die meinen Grundſätzen nicht entſprechen. Ich glaube, Hofrath Leſſing, Ihm durch meine Unumwundenheit einen Beweis meiner Achtung zu geben. Anders ſollte Er das nicht auffaſſen, ich erbitte mir das von Ihm ausdrücklich.

Leſſing war wirklich begeiſtert von ſo vielen Zügen des Hochſinns, des reinſten Wohlwollens, der edelſten Achtung. Er gab dieß zu erkennen. Die Kaiſerinn bewies ihm ihr Vertrauen, indem ſie ihn über wiſſenſchaftliche Zuſtände ihres Landes um ſeine Meinung anging, und um Anſichten zur Verbeſſerung und Entwicklung des Literaturweſens. In dieſer dornigen Angelegenheit konnte er ſich nicht anders als ausweichend oder im Allgemeinen erörternd verhalten, ſtets auf den competenten und ſo vielfach bewährten Sonnenfels hinweiſend.

Die Kaiſerinn kam dann auf ſeine Abreiſe zu ſprechen. Es iſt mir leid, ſagte ſie, daß Er Sich durchaus nicht in Wien ſituiren kann. Die Sache ſchien ſich Anfangs ausführen zu laſſen. Mein Geſandter in Berlin gab den Impuls dazu, auch der würdige Baron Gebler. Nun ſehe ich aber leider ein, daß Er kein Wiener werden kann. Der Herzog Leopold von Braunſchweig nimmt ihn jetzt mit nach Italien, welches Wunderland Er ſchon lange zu ſehen gewünſcht hat. Sage Er mir unverhohlen, mein werther Leſſing: iſt dieſer Umſtand wirklich die Haupturſache, warum Er Wien verläßt?

Ja, er iſt es allein, Eure Majeſtät, antwortete Leſſing mit einer Art Feyerlichkeit.

Da Er es mir ſagt, ſprach die Kaiſerinn, ſo iſt es ſo und anders nicht. Ich glaube es Ihm völlig. Nun, wie es der Himmel will; ziehe Er denn in Frieden. Ich wünſche

Ihm, daß dieſe Reiſe Seiner ſehr angegriffenen Geſundheit von Nutzen ſey. Ich nehme wahren Antheil an dem Verluſt Seiner Gattinn. Schreibe Er zuweilen dem Baron Gebler, damit ich Kenntniß davon erlange.

Leſſing war gerührt von dieſer eben ſo huldvollen als mütterlichen Geſinnung. Es ausſprechend wollte er ſich nun anſchicken, ſich zu beurlauben. Da ſagte die Monarchinn mit der Miene der wärmſten Theilnahme: Gedulde Er Sich noch einen Augenblick, mein werther Leſſing.

Bey dieſen Worten trat ſie an das Pult, ergriff die Feder, und ſchrieb ſchnell, ohne ſich auch nur im Mindeſten vorzubereiten, einen Brief von einer ganzen Quartſeite. Nachdem ſie ihn flüchtig durchgeſehen und mit Goldſand beſtreut hatte, überreichte ſie ihn dem Harrenden mit der Äußerung: Hier iſt ein Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mailand, meinen Gouverneur der Lombardey. Ich hoffe, Hofrath Leſſing werde mit dem Inhalte zufrieden ſeyn. Und nun möge Gott Ihn in ſeinen heiligen Schutz nehmen. Glückliche Reiſe! Lebe Er wohl. Ich werde mich oft Seiner erinnern!

Dieß ſagend, langte ſie aus einem Schublädchen eine große goldene Schaumünze und behändigte ſie ihm zum Andenken.

Von eben ſo aufrichtiger als begründeter Verehrung und Bewunderung durchdrungen, verließ Leſſing dieſe erhabene Fürſtinn.

Alsbald darauf reiſte er mit dem Herzoge ab.

Noch oft gedachte er ſeines, wiewohl kurzen, doch inhaltsreichen und genußvollen Wiener-Aufenthaltes.

Digitized by Google

Kutſcher = Characteriſtik.

Er nimmt ein Drittel aus dem Haberkaſten an ſich und verſäuft es im Bierhauſe. Mehr als ein Drittel ſtiehlt er nicht, eher ein Bißchen weniger; er iſt ſehr gewiſſenhaft.

Nach Tiſche will die Herrſchaft ausfahren. Aber das Handpferd hat ſich geſtern in den linken Vorderfuß einen Nagel eingetreten; es hinkt, denn Thecla die Köchinn hat heute Zeit. Gegen ſieben Uhr wird das Handpferd wieder gut ſeyn, denn gegen ſieben Uhr geht die Thecla „Feueranmachen.“

Und könnte auch Thecla heute nicht kommen: ein Landsmann iſt angelangt; der Bierwirth hat friſche Fäſſer; heute gab es Haberfaſſen; Martin muß heute mit Wenzel Kartenſpielen: das Sattelpferd hat ſich geſtern Abends den rechten Hinterfuß verſtaucht. Vielleicht morgen früh iſt es wieder gut.

Martin ſitzt im Bierhauſe, ſäuft, dampft, ſpielt, löffelt herum. Die Herrſchaft fährt in einem Fiaker auf das Land. Nein, nein, ſie bleibt lieber zu Hauſe und langweilt ſich, denn Martin der Kutſcher langweilt ſich nicht.

Martin ſpielte heute nicht glücklich. Aber das macht nichts. Morgen präſentiren der Schmied, der Sattler, der Riemer ihre Rechnungen, und Martin iſt ſtiller Compagnon dieſes Schmiedes, dieſes Sattlers, dieſes Riemers; er hat ſeine Tantieme. Noch 3 Nachmittage, noch 6 halbe Nächte kann er beym Kartenſpiel verlieren; das gleicht ſich aus. Pah!

Aber erſt künftige Woche, da kann er 6 Mahl unglücklich ſpielen, oder der Thecla ein neues Buſentuch kaufen, oder mit ihr „auf den Saal gehen,“ tanzen, ſie

tractiren, ein „galanter Mann“ ſeyn, alles das und noch mehr kann er künftige Woche. Auch einen neuen Meerſchaumkopf per 15 fl., dazu ein paar Pfunde Lettinger kann er ſich anſchaffen; denn ein Schimmel wird gegen einen Rappen vertauſcht. Warum ſollte Martin beym Umtauſch, beym Ein- oder Verkauf eines Pferdes leer ausgehen?

Martin ſteht ſich gut. Er iſt luſtig und guter Dinge. Er iſt mit aller Welt gut Freund, nur nicht mit der eigenen Herrſchaft, nur nicht mit den eigenen Pferden, nur nicht mit den Fußgängern.

Er befindet ſich wohl; er kann nicht aufhören aus dem neuen Meerſchaumkopf zu rauchen; der Lettinger iſt zu delicat. Er raucht billiger Weiſe auch fort, wenn er aus dem Bierhaus wieder in ſeinen Stall zurückgekommen. Was kann denn da geſchehen? Ein klein wenig Vorſicht; und nichts kann geſchehen.

Aber Martin wird ſchläfrig, und es iſt noch ſo zeitlich. Er nimmt ein Heft des Hanns Jörgel zur Hand; er iſt Freund der Literatur. Er bläſt das dumme matte Talglicht in der Stallaterne aus, und zündet eine Millykerze an, die er von der Thecla hat, auf einem netten Handleuchterchen.

Wie er einſchläft, läßt er die Kerze nicht brennen; er bläſt ſie aus. O, er ſchläft nie ein, ohne das.

In ſeinen Grundfeſten erzittert das Haus; ſehr natürlich.

Der gute Martin träumt, aber die guten Pferde träumen nicht, denn der Hunger läßt ſie nicht ſchlafen. Sie finden es ſehr unbillig, daß Martin im Bierhauſe kälberne Schnitzel ſpeiſt, und ſie ſelbſt nicht einmahl genug Heu zu freſſen haben; ärgerlich ſtampfen ſie mit den geſunden

Hufen. Martin erwacht darüber; er ſpringt auf; er flucht; grimmig langt er einen Ochſenziemer von der Wand; wüthend prügelt er die Aufſtändiſchen durch. Je mehr ſie ſpringen, ſtampfen, ſchlagen, toben, vor Zorn und Schmerz, deſto ärger, deſto wüthender ſchlägt er zu. Das Haus erzittert.

Aber vergißt denn Martin, daß dieſe guten hungerigen Thiere ſeine Mitgeſchöpfe ſind, daß ſie ſeine Ernährer ſind, ſeine Brodväter, daß er nur von ihnen lebt, nur durch ſie exiſtirt? Wie ſoll er denn das Alles vergeſſen, da er es nicht weiß, nicht denkt, nicht eine Spur von Ahnung davon hat? Lachen, brüllend lachen würde er nur, wenn man ihm begreiflich machen wollte, daß er eben dieſen Pferden Alles verdankt, daß er ohne ſie nichts wäre, als ein armſeliger brodloſer, jämmerlicher Kerl, etwa ein pauvrer Taglöhner. Denn in ſeinen Augen ſind die ſchönſten, die koſtbarſten Pferde von der Welt nichts Anderes als Mähren, Schindmähren.

Das iſt der Begriff, den der Kutſcher vom Pferde hat. Das müſſen wir ihm einräumen, wenn wir gerecht ſeyn wollen.

Aber nein, er hat noch ganz andere Begriffe vom Pferd, auch der Martin. Hohe Vorſtellungen, ſehr hohe hat er von der Natur und den Eigenſchaften des Pferdes, der Kutſcher und der Martin.

Wie könnte er unter Anderm von dieſem Thiere das Unmögliche verlangen, wenn er nicht die Idee hätte, daß es auch im Stande ſey, das Unmögliche zu leiſten? Zum Beyſpiel, daß es jeden Wink, auch den ſublimſten verſtehe und auf das Pünctlichſte befolge; daß es in All und Jedem den angebornen natürlichen Trieben ſchnurſtracks

entgegen zu handeln wiſſe; daß es ſchneller und länger zu laufen oder zu ſtehen, höher zu ſpringen, mehr zu hungern wie zu dürſten vermöge, als das nach organiſchen Geſetzen denkbar iſt.

Und eben, weil das Pferd dennoch zuweilen nicht unfehlbar iſt, muß es gezüchtigt, und ſcharf gezüchtigt werden. Scharf, das heißt mit raffinirten Qualen, wenn auch nur zum Zeitvertreib, ſcharf mit Stößen, Peitſchenſchlägen, mit eigens präparirten Inſtrumenten, recht eindringende Peitſchenknoten, auf die heicklichſten Theile, denn, was liegt da auch an irgend einem Organ, etwa an einem Auge u. ſ. w.? Dieſe ſogenannten Grauſamkeiten aber würde ein Martin gewiß nicht ausüben, wäre er nicht überzeugt, daß das Pferd weit davon entfernt ſey, eben ſo zu empfinden, wie der Menſch. Es iſt ja Keckheit oder Affectation von einem Vieh, Schmerz zu haben und Schmerz zu äußern. Geſchwind noch ein Paar tüchtige Hiebe, und aus Leibeskräften.

Wie kindiſch, da gibt es einen gewiſſen Balaſſa, der behauptet, und will zeigen, daß der menſchliche Blick allein im Stande ſey, das Pferd zu beherrſchen! Wie läppiſch, da gibt es ſentimentale Seelen, die von und gegen Thierquälerey ſchwatzen, und ſogar derley Vereine bilden. Welche Poſſe das? Schäme man ſich! Erfinde man lieber eine ſchärfere Peitſche, und nehme ein Patent darauf.

Da haben wir nun ein wenig vernommen von der Philoſophie Martins, mit dem Pferde umzugehen, das Pferd zu behandeln. Sehen wir nun auch etwas zu, worin ſeine Philoſophie beſteht, wenn er auf ſeinem Herrſcherſitze paradirt, auf dem Bock!

Da oben ſitzend nun, je höher deſto beſſer: kann es etwas Geringfügigeres, Nichtigeres, Ordinäreres geben,

als jene Creaturen da unten, welche man Fußgänger nennt? Dieſe erbärmlichen Wichte: iſt es denn der Mühe werth, verdienen ſie es denn, daß man, in Carriere einher raſend, ihnen ein Zeichen gebe, auszuweichen? Warum nicht gar! Was liegt denn an dieſem Plebs, wenn er ein Bißchen überfahren wird? Es iſt ſogar rathſam das, damit er in der Folge ſchneller und gewandter ausweiche. Und Barbierſtuben gibt es ja bey jedem Schritt.

A bas mit dem Volke da! Wer keine Equipage hat, und überhaupt da, wer ſo gemein oder ſo mittellos iſt, zu Fuße zu gehen, hat kein Recht, ſich aufzuhalten, wenn er angefahren, oder überfahren wird. Solchen Leuten gibt man keine Antwort; mit ſolchen Leuten gibt man ſich gar nicht ab, wenn man auf dem Kutſchbock ſitzt.

Fort da über Stock und Stein! Wie auf der Eiſenbahn; recht ſo: was in den Weg kommt, wird zermalmt. Punctum. Sehe man das Volk da!

Fort da über Stock und Stein. Fahren heißt fliegen, und je beſſer der Weg, deſto ſchneller kann und muß gefahren werden. Weßhalb hat mein Herr Equipage? Um ſo geſchwind als möglich an Ort und Stelle zu ſeyn. Dazu hat er das Recht. Wer Pferde und Wagen beſitzt, hat auch ein Privilegium exclusivum, nur das Ziel vor Augen zu haben. Was zwiſchen dem Wagen und dieſem Ziele iſt, geht ihn gar nichts an. Darüber weg da! Und hält ſich ſo ein armſeliger Fußkriecher auf, ſo wird ihn ein wohl angebrachter Peitſchenhieb über das Schreimaul zum Schweigen bringen! Parirt er aber noch nicht, ſo lenkt man geſchwind um und fährt auf ihn los, ihn nieder zu fahren, oder in irgend einem Winkel zu zerquetſchen, den Flegel, den Eſel den.

Digitized by Google

Dieſe pauvren Fußgänger! Nun, das ginge noch ab, daß man auch noch auf die vierfüßigen Acht habe.

Ein prächtiger, koſtbarer Seidenpudel ſitzt da mitten in der Straße ganz harmlos; er hat da ein kleines Geſchäft zu verrichten. Nun warte, du Miſtvieh! Im Nu iſt er überfahren, zerquetſcht, gerädert! er iſt hin. Das wird einen guten Plauſch im Bierhaus geben.

So iſt Martin der Kutſcher, der geſchickte Kutſcher, der prächtig ausweicht, der kühne Kutſcher, der nie umwirft, der talentvolle Kutſcher, der fliegt wie ein Vogel.

Und ſolch ein Martin: es gehört wirklich eine ſtarke Frechheit oder Dummheit dazu, nur ſagen, geſchweige denn behaupten zu wollen, daß die ganze Weſenheit dieſes Martins nichts ſey, als Brutalität.

Ja, und die empörendſte, verdammungswürdigſte Brutalität: reif für die raffinirteſte Züchtigung, dieſe Brutalität: Kutſcher-Brutalität. —

Alle Arten von Brutalität ſind Wohlwollen, Liebe, Zärtlichkeit, Humanität im Vergleich mit der Kutſcher-Brutalität.

Dann wieder die Claſſen der Kutſcher: Fiaker, Fuhrmann; der Fiaker der frecheſte, der zügelloſeſte Cannibal.

Welche Luſt, nur 8 Tage lang das Recht zu haben, die Fiaker eben ſo zu tractiren, wie ſie ſelbſt ihre Pferde.

Bey dem Wiener-Volk-Plutarch,

dem projectirten, war, daß er wohl auch Thiere (die Menſchen verſtehen ſich dabey von ſelbſt), Pflanzen und Steine liefere, nicht ſo ganz ernſtlos gemeint. Merkwürdige, ja hiſtoriſche Bäume anlangend, ſo ward hingedeutet auf die

Digitized by Google

chronologiſch erſte Akazie Wiens, da und da, den Adam dieſer Baumgattung. Darauf denn lief ein ſinnreich Billetchen ein: dieſer Adam habe auch eine Eva, und zwar im Garten des Thereſianums. Sehend, daß das Ding anſpreche, entſtand ſchon die Abſicht, ſolch eine dendrologiſche Gallerie anzulegen plutarchiſch, wie die Engländer ein herrlich Werk beſitzen von Evelyn: Sylva britannica, da langte eines Tages die niederſchlagende Nachricht an, auf jenen Adam dort, auf welchen hingedeutet worden, könne jetzt Niemand mehr hindeuten. „Wie ſo? Um des Himmels Willen? Was iſt denn unſerm vielgeliebten Adam paſſirt?“ Ja, ein Jemand hat ihn umhauen laſſen, hieß es. Die Feder entfällt der Hand, dem Herzen der Gleichmuth. Welcher Vandalismus! Ruhig nun; und gut; gut; abgethan. Was ſonſt? Das dendrologiſche Cabinett alſo iſt uns vorerſt verleidet. Die Perſonalien betreffend, ſo kommt nachzutragen unter Andern „der Speiberl,“ vor circa 40 Jahren wohlanſtändiger, ehrenfeſter Stadttrödler in der Naglergaſſe; bejahrter, ſtarker Mann im grünen Neſtelrock, mit Stülphut und Manſchetten, rothe Weſte mit ſchmalen Goldtreſſen (Börderln), kurzes, ſchwarzes Beinkleid; häufige Tracht; breite Schuhſchnallen mit Stahlperlen. Speiberl, weil er unaufhörlich ausſpuckte, und da ſelbes unaufhörlich doch nicht möglich, wenigſtens die Gebehrde beobachtete. Ruhe Speiberl nun ſanft! Ferner bey Stubitza, ſollte er einſt en detail geſchildert werden, dürfte man einen Umſtand nicht vergeſſen, nähmlich den: da es ihm ſchlecht ging, verfiel er auf allerhand Speculationen, auch auf die, ſich anzukündigen als „Allgemeiner Rathsmann,“ das heißt, als Einer, zu dem die Leute kommen mögen, ſich Rath zu holen in allerhand Angelegenheiten des gemeinen oder ungemeinen Lebens, ge-

gen kleines Entrée oder Honorar überhaupt; General-Conſulent. Dann, daß er zuletzt faſt nichts mehr aß, als Knoblauch, daher: »Knoblauchbaron;« eine Tabakspfeife des Nachts ans Ohr gebunden und dergleichen. Erſtaunlich erfahren, kundig und ſcharfſinnig war er, obſchon Phantaſt, vielleicht jedoch mehr aus Affectation, aus Sucht zu imponiren. Für den Augenblick ſey noch angemerkt: über kurz oder lang wird für einen derley Volks-Plutarch reif ſeyn ein Individuum, ſtundenlang ſtehend an einem gewiſſen Caffehhauſe, rauchend, ruhig hinſchauend vor ſich, faſt ganz harmlos, wohl auch ohne viel Bedeutung, aber der Geſtalt nach ſo, daß man glauben muß, er ſey von Chodowiecki ſchon lang in Kupfer geſtochen. Die herabhängenden Haare ſchön gelbgrünlich oder grünlichgelb; der Zopf, ſchon kürzer, im Kragen. Und ſo denken wir »halt« zuweilen und nicht ohne Vorliebe an dieſen Volks-Plutarch. Vielleicht kommt er doch noch zu Stande. Ein gewiſſer Lehne fällt uns auch noch ein, ein Poet. Folgende Stellen kommen in ſeinen Gedichten vor: »In die Donau fließt die Theiß; bringet uns Carpathen-Eis; iſts nicht anders, nun ſo ſeys.« In einen Baum hatte der Blitz geſchlagen (ach, wäre lieber das unſerm Akazien-Adam geſchehen!); Lehne ſingt: »Und der Stamm ward immer ſtammender; er wurde immer flammender; immer gottverdammender.« Von Zeit zu Zeit wird uns ſchon noch einiges Andere einfallen; vielleicht wir uns ſelber.

Alter Gebäude Schemen.

Zu den Geheimniſſen von Wien gehören vorlängſt abgetragener Häuſer luſtige Reunionen. Es gibt Nächte, es

gibt Stunden: wer da ohne Augengläſer, oder ſonſt ohne Gucker iſt, und Freund oder Liebhaber war jener alten Gebäude, der unterſcheidet ohne Anſtrengung die wohlbekannten Geſtalten, deßgleichen ihre ſäuſelnden, flüſternden Unterredungen. Es ſind das die geſpenſtiſchen Schemen, die ernſten Schatten jener alten ehrwürdigen Bauwerke, von denen man vergebens würde behaupten wollen, ſie ſeyen unorganiſche todte Dinge geweſen. Iſt doch kein Gebilde complicirter gegliedert, als ein Haus oder ein Schiff, weßhalb denn, Letzteres anlangend, ſeefahrende Leute nicht ſelten derley Geſichte haben. Um wie erklärbarer alſo bey einem Hauſe, an dem mehr oder weniger noch Eindrücke und Spuren jenes geiſtigen Lebens von Tauſenden von Menſchen haften, die im Verlauf mehrerer Jahrhunderte in ihnen gewohnt. So, gewiſſer Maßen auch von jenen beſeelt, gewähren jene luftig einher ziehenden architectoniſchen Erſcheinungen ein zwar dämoniſch und unheimliches, zugleich aber ein genußreich feſſelndes Schauſpiel, die Seele des erſtaunten Anſchauers mit einer unnennbar ſüßen und erhabenen Magie erfüllend.

In linden, lauen, ſtillen aber mondloſen Nächten ziehen dieſe, nach Jahrhunderte langem Beſtand mit Gewalt dem Daſeyn entrückten Bauwerke durch die Straßen, über die Plätze hin, in majeſtätiſchen Reihen, wie „der Pappeln ſtolze Geſchlechter in geordnetem Pomp," ſie, die im Leben einſt getrennt durch weite Zwiſchenräume, im Tode nun vereinigt und in Frieden. Doch nur ſolche, die dann erſt ſeit zwey Decennien aus der Wirklichkeit geſchieden, erkennt man; von den früheren keine Spur: es iſt, als habe der geflügelte Geiſtesfortſchritt der neueſten Zeit

auch dieſe ſtarren Monumente in ſeinen allbelebenden Kreis gezogen.

Den uralten Seitenſtätter- und Gamingerhof, das Landskrongebäude und ſteinerne Kleeblatt; das Ertl'ſche Süßlöchelhaus und die Prandauburg, das Taſchnerhaus, der Fiſchhof, der Seizer- und Füchſelhof, der Domherrn- und Zwettlhof, dieſe und Andere mehr, wallen, wie auf wolkigem Fuße, ſchweben, ja ſchwimmen, wie leichter dünner Rauch in ruhiger Luft, durch die ſchlafende Stadt. Nur dem magnetiſch befreundeten Sinne iſt es gewährt und möglich ihr geiſterähnliches Rauſchen und Geliſpel zu vernehmen. An Stellen, wo das eine oder das andere dieſer Gebäude noch unlängſt geſtanden, machen ſie Halt ihm gegegenüber Da betrachten ſie ſich den neuen Bau, ihre moderne Wiedergeburt, ihr neues, o wie ſehr verändertes Ich. Lautlos ſpiegeln ſie ſich im Anblick dieſer ſo ſehr widerſprechenden Metamorphoſe. Ach zufrieden ſind ſie nicht; nicht mit dieſen flachen, glatten, ſymmetriſchen, monotonen, alles echt mahleriſchen Characters entbehrenden Producten des lediglichen Eigennutzes und ſchnöder Gewinnſucht. Alles eng und düſter wie die Herzen der neuen Menſchen ſelbſt; dahin die hellen, ſchönen weiten Räume der Höfe; Alles verrammelt zu kleinen, dunklen, feuchten, muffigen, dumpfigen, ſonneverſagten, kellerähnlichen Gemächern; Alles egoiſtiſch im Fluge aus ordinärſtem Material, wie über Nacht zuſammen geklebt und ineinander gefügt, raſch zu wuchern zu hohen Zinſungen. Ach zufrieden ſind ſie nicht dieſe eiſernen Altvordern. Sie ſchämen ſich ſolcher Verwandtſchaft, und genöthigt ſind ſie, dieſen Nachkommen frühes Siechthum, vorzeitige Auflöſung zu prophezeyen. Die Bauten, wie die Menſchen ſelbſt! Schwächliche, hin-

fällige Hervorbringungen; ſchwächlich, hinfällig von Auſ-
ßen wie von Innen.

Alſo fahren dieſe Hundertjährigen fort, ihre elegiſche Schau zu halten, allmählich wieder zerfließend im Dunſtkreis ſonder Spur.

Am längſten verweilen ſie bey Häuſern wie der Lazhof, der Küßdenpfennig, der Federlhof, das goldene A B C, bey dem ſchon niedergezeerten Matſchatkerhof, bey der Stätte des kleinen Wohnhauſes de Lignes, und bey ſo manchen andern Gebäuden hiſtoriſcher Bedeutſamkeit, die ſchon ſtehen auf der Todesliſte, alsbald zu fallen, wie einſt die blutigen Opfer der Conciergerie. Denn noch einmahl, und wieder noch einmahl wollen ſie ihre jahrhunderte langen Zeitgenoſſen ſehen und betrachten in den letzten Tagen, Stunden und Minuten ihrer ehrwürdigen Wirklichkeit, bevor ſie ſelbe aufnehmen in den nächtigen Schooß der Vergangenheit, in Gemeinſchaft mit ihnen dann zu halten fort und fort durch die Zeiten neuer Menſchen-Geſchlechter die geheimnißvolle Bautenſchau, nur empfänglichen Seelen begreiflich.

Maria Thereſia und Voltaire.

Auch die Anecdoten, die wahrhaft große Maria Thereſia betreffend, von der man mit Recht ſagen kann: Sie war ein großer Mann, ſollte man ſammeln, und ſelbſtſtändig herausgegeben, beſonders die, welche ſo gut als nicht bekannt.

Hier eine ſolche:

1756 war die gelehrte Gräfinn Benting in Wien. Unter Anderm fuhr ſie eigens nach Petronell, die dortigen

11 *

römiſchen Alterthümer in Augenſchein zu nehmen. In einem Briefe an Voltaire erzählte ſie davon, und beſchrieb jenen claſſiſchen Boden. Voltaire antwortete umgehend und fügte folgende Verſe bey:

Marc Auréle autrefois des Princes le modèle
Sur les devoirs des Rois ecrivoit en ces lieux;
Et Thérése fait à nos yeux
Tout ce qu' écrivoit Marc Auréle.

Dieſe Zeilen gereichen Voltaire um ſo mehr zur Ehre, als ihm recht ſehr wohl bekannt war, daß die reine fromme Kaiſerinn ſeine und ſeiner Schriften entſchiedene Gegnerinn ſey.

Die Gräfinn wies dieſe Verſe in den Wiener-Cirkeln herum. Sie fanden Beyfall, verſteht ſich. Ein Literat überſetzte ſie deutſch, nähmlich alſo:

Marc Aurel hat hier geſchrieben
Was die Fürſten ſollen üben:
Und Thereſ' übt in der That
Was Aurel geſchrieben hat.

Der Mann nahm es aber ſehr genau mit ſeiner Verdeutſchung. Er ſandte ſie dem Orakel Gottſched in Leipzig mit der Anfrage, was er davon halte. Gottſched machte ſeine Bemerkungen. Nach ſeiner und der Freunde Meinung ſollte die Überſetzung lauten, wie folgt;

Hier ſchrieb ſonſt Marc Aurel, der Fürſten Muſterbild
Die theuerſten Regentenpflichten:
Doch Alles, was er ſchrieb, und noch kein Prinz erfüllt,
Sieht man Thereſien verrichten.

Wie einfach, wie leicht, wie hingehaucht Voltaire! Wie ſchwerfällig, wie ſchleppend, wie breit Gottſched. Wahrhaftig hier gebührt dem beſcheidenen Wiener der Kranz!

Digitized by Google

Riedel der Profeſſor.

Baron Sperges hat auch um die Akademie der bildenden Künſte unvergängliche Verdienſte. Mit der Wahl des Erfurter Profeſſors Riedel hatte er jedoch Mißgeſchick. Als aus Trieſt die Nachricht von der Ermordung des großen Winckelmann eintraf, ward beſchloſſen, ſeinen literariſchen Nachlaß ordnen zu laſſen. Es war aber eigentlich niemand da; wenigſtens bildete man ſich das ein. Vergebens ſah man ſich rings um. Weßhalb man ſich nicht augenblicklich an Sonnenfels wandte, muß unbegreiflich ſcheinen. Genug, Baron Sperges verſäumte keine Gelegenheit, einen Redacteur ausfindig zu machen. Eines Tages, in einer Buchhandlung fällt ihm Riedels Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften in die Hände. Er blättert in dem Buche; es gefällt ihm. Er äußert ſich darüber. Der Buchhändler, ein Landsmann Riedels, erzählt ſehr viel Vortheilhaftes von ihm, und erhält vom Baron den Auftrag, nach Erfurt zu ſchreiben. Er ſoll Riedel fragen, ob er nicht Luſt hätte, nach Wien zu kommen, ſich da recht gut anſtellen zu laſſen, und die Reviſion der Winckelmann'ſchen Schriften zu übernehmen. — Der Landsmann ſchmunzelt, reibt ſich die Hände, und ſchreibt geſchwind nach Erfurt. Riedel, man kann denken, beſinnt ſich keinen Augenblick. Er lieſt, er fliegt, er kommt. 1772 iſt er da. Sogleich iſt er k. k. Rath, und Lehrer an der Kunſtakademie. Gleich meldete er ſeinen auswärtigen Freunden, er habe 1500 fl. Gehalt, und dennoch die Stelle nur unter der Bedingung angenommen, Proteſtant bleiben zu dürfen. Als er dem Fürſten Kaunitz ſeine Aufwartung machte, glaubte dieſer, ein Livreebedienter ſtehe vor ihm. Riedel trug einen grünen Frack mit Gold

gallonirt, wie Pütter in Halle einen blauen derley. Dem Fürſten gewährte dieſes Coſtum eigentlich Spaß. Leutſelig und heiter machte er den Pedanten aufmerkſam, daß er ſchwarz hätte erſcheinen ſollen. Baron Sperges war mit der Empfehlung ſeines Buchhändlers nicht ſehr zufrieden. Um ſo mehr nahm er ſich der Winckelmann'ſchen Sache an. Er verfiel auf die Idee, daß es, um den großen Archäologen beſſer zu verſtehen, wohl gerathen ſeyn dürfe, Italien zu bereiſen, Rom zu beſuchen. Er ſprach darüber mit Riedel. Riedel aber gerieth in Verlegenheit, denn, o Jammer, der große Erfurter Gelehrte verſtand nicht Italieniſch. Riedel bath um Zeit, die italieniſche Sprache zu erlernen. Schöne Geſchichte! Es war ihm aber weder um Winckelmann noch um das Italieniſche, noch um Rom zu thun. Bierkrüge, dampfende Tabakpfeifen, Schlaraffereý, rohes, wüſtes Treiben, alle möglichen Gemeinheiten waren ſeine Studien. Man ſah ein, dieſer Menſch ſey nicht zu brauchen. Man war aber auch großmüthig, und entfernte ihn mit einem Gnadengehalt von 200 Ducaten. Der Fürſt Kaunitz ſeiner Seits war ſo mitleidig und umſichtig, es mit ihm, als mit einem Vorleſer zu verſuchen. Lange konnte das natürlich nicht währen. Der menſchenfreundliche Gönner erbarmte ſich aber des Unglücklichen, des Verlornen, und fuhr fort, ihn zu unterſtützen. Der Fant, ſtatt ſich aufzuraffen, ſtatt ſich, wie Münchhauſen aus dem Schlamme bey dem langen Haarzopfe heroiſch heraus zu ſchnellen, verſank immer tiefer, verfiel in Wahnſinn, ſtarb wahnſinnig im Spitale zu St. Marks. Was man an der akademiſchen Ausgabe Winckelmanns (2 Bände 776) hat, weiß alle Welt.

Wieder eine Augarten-Viſion.

Alles ſtrömte nach dem Augarten. Der Luſtfeuerwerker Girandolini wollte heute eine außerordentlich impoſante Production geben, Stuwern, ſeinem hitzigen Nebenbuhler im Prater zum Trotz. Die Witterung war köſtlich, wie das ununterbrochene Luftconcert des Chors jener Nachtigallen, die der Kaiſer zum Öftern anſchaffte, um ſie da ausfliegen, und ſich anſäßig machen zu laſſen.

Viel ſchöne Welt hatte ſich bereits verſammelt. Gar manche Familien hatten beym Hoftraiteur im Augarten ſelbſt zu Mittag geſpeiſt. Liebliche Muſik von Blasinſtrumenten, „Harmonie“ genannt, erſcholl. Die Alleen begannen, ſich zu füllen.

In dem Baumgange, dicht neben dem kleinen, noch beſtehenden Hauſe, welches der Kaiſer während der ſchönen Jahreszeit häufig bewohnte, wandelte die in Jugendreiz, Anmuth, Bildung und Geiſt prangende Frau von Arnſtein mit ihrem Gemahl. In ihrer Geſellſchaft befand ſich der merkwürdige königliche Neger Angelo Soliman in ſeinem durchaus weißen türkiſchen Coſtum, und der General Ayrenhoff in Uniform.

Die Unterredung betraf des Letztern Tags zuvor gegebenes Stück: „die große Batterie.“

Angelo überſchüttete den Verfaſſer mit Lobeserhebungen. Es hat uns, ſagte er, nicht minder auch meinem fürſtlichen Freunde (er meinte den regierenden Liechteuſtein) noch ungleich mehr befriedigt als Ihr Poſtzug, der große Friedrich möge dieſen auch noch ſo ſehr protegiren. Das Stück hat ſehr wirkſame Scenen, und die Charactere ſind trefflich gezeichnet.

Ayrenhoff vernahm ſelbſtgefällig dieſe Schmeicheley, und zog den Hut davor, ohne Etwas zu ſagen, denn er hoffte auf die Fortſetzung.

Dem feinen Sprecher entging das nicht; er war complaiſant genug, die augenſcheinlichen Erwartungen des eitlen Autors zu erfüllen. Man könnte ſagen, fuhr er fort, die Arbeit ſey eines Voltaire würdig.

Ayrenhoff nahm abermahls den Hut ab.

Der kluge Arnſtein ſagte mit gentiler Geberde: Was wird Herr Hofrath Wieland dazu ſagen? Gewiß nur Worte der Anerkennung! Obſchon; aber ich muß geſtehen, unter vielen Dingen, die ich nicht begreife, iſt auch dieſes, daß Sie Herr General und Wieland nicht die beſten Freunde ſind.

Frau v. Arnſtein lächelte, und kühlte ihr Grazien-Antlitz mit dem koſtbaren Fächer. Sie enthielt ſich des Wortes.

Auf ihr Wort aber lauerte der Verfaſſer der großen Batterie. Auf den Ausſpruch dieſer hochgebildeten Dame, deren Urtheil mit Recht eben ſo viel galt und noch mehr, als das einer ganzen Akademie, auf dieſes Urtheil war Ayrenhoff geſpannt.

Als eine negative Aufforderung oder höfliche Einladung ſich zu äußern nahm Ayrenhoff, zur Dame gewendet, neuerdings den Hut ab.

Sie aber fuhr fort, mild und ſüß zu lächeln. Der gefolterte Poet ſtudirte dieſes Lächeln; er fand aber nicht den entfernteſten Ausdruck critiſcher Natur, weder des Beyfalls noch der Mißbilligung. Dieſer Umſtand brachte ihn faſt zur Verzweiflung. Von dem Worte der Frau v. Arnſtein hing das Schickſal der großen Batterie ab.

Herrn v. Arnſtein und Angelo Soliman entging dieſe Criſis nicht. Sie fingen an, ſich beklommen zu fühlen.

Aber Fanny beſaß Mitleid und Großmuth. Dem peinlichen Zuſtaud der drey Männer ein Ende zu machen, öffnete ſie eben die liebreizduftenden Roſenlippen, als ein rieſenhafter Mann in Majorsuniform von der Seite heran tobte, die Hand an dem Degengefäß, auf den General Ayrenhoff zu.

Es war der Baron Trenck.

Die Gruppe, erſtaunt, hielt an. Ayrenhoff ward glühend roth vor Entrüſtung. Trenck aber lachte ihm ſchallend ins Geſicht. Dann erſt machte er der Dame und den beyden andern Begleitern eine kurze trockne Verbeugung.

Man war der Meinung, der exaltirte Trenck werde nach dieſem rohen Anprall, eine ſeiner unrühmlichen Gewohnheiten, vorüber toſen. Allein dem war nicht alſo. Er poſtirte ſich vor die Gruppe, ihr den Weg abzuſchneiden, ſtampfte mit ſeinem ſpaniſchen Rohr, und richtete das ſtentoriſche Wort an Ayrenhoff.

Was haben Sie da, rief er, für eine Batterie gegemacht? Ich verſtehe den Teufel von den Regeln der Kunſt, den Teufel von den Syſtemen des Batteux und Ramler und Leſſing. Aber Geiſt verlange ich, Geiſt, und Kraft und Leben, nicht flache, matte franzöſiſche Nachahmerey.

Dieß herauspolternd zog er den Handſchuh ab.

Dieſer Act war zu bedeutungsvoll, als daß Herr v. Arnſtein ſich nicht hätte zurückziehen ſollen. Allein der Baron bath, und zwar mit möglichſter Höflichkeit, zu bleiben, und verſprach, die Geſellſchaft nicht weiter zu beunruhigen.

Man ſetzte alſo den Weg fort, in der Meinung, Trenck werde ſich entfernen. Er ſchloß ſich aber Ayrenhoff an,

drang ihm den Arm auf, und ſo ſchritten die beiden Söhne des Mars hinter dem „kaiſeraugenblauen“ Atlaskleide der Frau von Arnſtein, an deren rechte Seite Angelo ſich begeben.

Trenck that dergleichen, als bäthe er den General um Entſchuldigung. Er führte an, daß man ihm da drinnen im Saale zu viel Champagner aufgenöthigt, ſprang aber gleich wieder auf die große Batterie über.

Wie konnten Sie, ſagte er, Anfangs ganz gemäßigt, doch in ſchneller Steigerung immer aufgeregter, als Soldat ſolch Zeug ſchreiben? Ich bitte Sie!

Dabey ſchlug er ſich mit dem abgezogenen Handſchuh auf die gelbledernen Beinkleider, und raſſelte mit der Degenſcheide im Sande.

Ayrenhoff hatte ſich lange beherrſcht; auch jetzt noch. Er dachte mehr an das noch immer nicht vernommene Wort der Dame, als an alles Andere. Er trachtete nur, den unwillkommenen Störer zu entfernen, um ſich der Geſellſchaft wieder anzuſchließen.

Sie erlauben wohl, ſagte er mit Anſtand zu Trenck, daß ich mich verabſchiede; ich habe mit Herrn v. Arnſtein in Geſchäftsſachen dringend zu ſprechen.

Nichts da, rief der gährende Trenck; nichts da. Sie gehören jetzt mir. Ich habe mit Ihnen auch in preſſanten Angelegenheiten zu ſprechen; und da dieſe die Ehre, und m e i n e Ehre betreffen, ſo verlange ich, daß Sie mich hören. Wer ſich ſo weit vergißt, den großen Shakſpeare einen Höllenbengel zu nennen, muß ſich ſelbſt eine kleine Bengeley gefallen laſſen. Wiſſen Sie alſo, daß Ihre Freunde beym Hofkriegsrath noch immer gegen mich machinieren.

Während dieſer tumultuariſchen Worte, welche wie ſein ganzes Auftreten bereits die Mißbilligung des Publicums erregt hatten, war er ſtehn geblieben und die Geſellſchaft der Frau v. Arnſtein befand ſich ſchon ziemlich weit voraus.

Mittlerweile war der Kaiſer von einem Spazierritte zurück gekehrt.

Seiner Gewohnheit nach hatte er ſich unter die Luſtwandelnden gemiſcht. Da gewahrte er Fanny Arnſtein. Wie er es ſtets zu halten pflegte, wenn er ihrer auf der Promenade oder in der Redoute anſichtig ward, ſo zeichnete er ſie auch jetzt durch Gruß und Anſprache aus.

Er machte den Weg mit, ihr dicht zur Seite.

Girandolini wird brav ſeyn, ſprach er. Alles Mögliche hat er aufgebothen, denn er wußte, daß Sie Zuſchauerinn ſeyn würden.

Und Sie tragen, ſetzte er, auf ihr Kleid blickend, hinzu, meine Farbe.

Ich liebe dieſe Farbe vor allen andern, entgegnete die Dame. Möchte das, was ſie überhaupt ausdrückt: Heiterkeit und Frohſinn, Eurer Majeſtät ſtets beſchieden ſeyn.

Joſeph verſetzte, den Hut leicht lüftend, und in verbeugender Haltung: das iſt leider ſchon deßhalb nicht möglich, weil Sie, die Repräſentantinn dieſer wünſchenswerthen Güter, nicht immer in meiner Nähe ſeyn können.

Fanny ſchlug die Augen nieder. In ehrerbiethigem, ſanftem Tone, ſagte ſie: Um ſo glücklicher muß ich mich ſchätzen, wenn der Zufall es zuweilen herbey führt.

O der Zufall, bemerkte Joſeph in fröhlicher Erregtheit, iſt, dem blauen Himmel ſey Dank, oft klüger und witziger als die Abſicht und der berechnete Plan. Herr

v. Arnſtein, ſind Sie nicht auch meiner Meinung? Und Sie lieber Soliman? Wo haben Sie denn unſern Liechtenſtein gelaſſen?

In dieſem Augenblick vernahm man von dem nahen Gebüſch her, Degengeklirr.

Das Publicum ſtrömte herzu. Ein widerliches Gedränge entſtand.

Ein Duell, riefen die Leute; ein Duell!

Angelo Soliman ſuchte in dieſem Gewühl Bahn zu machen für den Kaiſer. Dieſer aber war viel raſcher und energiſcher. Ehrerbiethig wich die Menge zur Seite.

Nur etwa 20 Schritte waren zu des Kaiſers kleinem Hauſe.

Er both der Dame und ihren Begleitern für den Augenblick Schutz in demſelben an.

Frau v. Arnſtein aber ſchien Anſtand zu nehmen.

Da ſprach Joſeph: Bedenken Sie Sich nicht: die Schönheit iſt überall Königinn.

Duellanten-Rendezvous.

Wie freundlich, wie ſicher iſt es nicht jetzt in der Rofranogaſſe!?

Aber im erſten Drittel des vorigen Jahrhunderts!

Wie der Rendezvouspunct des Phäokismus jetzt der Sperl iſt; wie man gewohnt iſt, ſich auf dem Graben oder Kohlmarkt zu finden; wie man ſich in das Caſino, oder zu Daum, oder auf das Waſſerglacis beſtellt, um ſich da zu unterhalten, oder einander allerhand Verbindliches zu ſagen: ſo war damahls die Rofranogaſſe der

Ort, ſich einzufinden, um ſich ſo gut und ſo ſchnell als möglich — die Hälſe zu brechen.

Es war Mode, es war Ton, es war Manie, erſtens ſich alle Tage, ſich jede Stunde, jeden Augenblick wechſelſeitig dieſe Hälſe zu brechen, und zweytens, ſich alle Tage, jede Stunde, jeden Augenblick wechſelſeitig dieſe Hälſe in der Rofranogaſſe zu brechen.

Dieſe ſchöne Gymnaſtik rührte von den vielen Spaniern, Portugieſen und Niederländern her, die damahls in Wien lebten.

Wurde man gefragt: Wie hat Ihnen die geſtrige Oper gefallen? und man antwortete nicht plötzlich, oder verzog eine Miene, ſo erfolgte ſogleich eine Ausforderung. Um die und die Stunde. Die Beſtimmung des „Wo“ war überflüſſig; es verſtand ſich von ſelbſt, daß auf dem ganzen Erdenrund kein anderer Platz dazu geeignet ſey, als die Rofranogaſſe.

Rofranogaſſe war ein berüchtigter Klang. Jeder Wohlgeartete, jeder Friedliebende wich ihm aus.

„Metaſtaſio hieß eigentlich Trapaſſi“ — Was, was fällt Ihnen ein! Ich werde Sie lehren. Jetzt iſt es 4; um 5 Uhr duelliren wir uns.

Der Cornelius Nepos iſt verflucht langweilig, plauderte ſo im Gedanken ein Studentlein. Sein College hört das. Gleich fordert er den Ketzer heraus, und verſteht ſich in die Rofranogaſſe.

Es wird behauptet, der neue Hofzwerg ſey um einen halben Zoll größer, als der penſionirte. Welche Beſchimpfung des ganzen Hofs, ruft Einer aus der Geſellſchaft aus. Augenblicklich folgen Sie mir; und augenblicklich brachen die Raufluſtigen auf in die Rofranogaſſe.

„Wie befindet ſich Ihre Frau Gemahlinn?“ — Meine Frau Gemahlinn? Was geht Sie meine Gemahlinn an? Dieſen Abend, Punct 6 Uhr finden Sie Sich ein. Sie wiſſen wo. — „Um Vergebung, ich bin noch ein Fremder“ — Alſo mögen Sie wiſſen: in der Rofranogaſſe.

Ein alter Herr findet es heut verdammt kühl. Ein junger Menſch erklärt, es ſey eine Hitze zum Erſticken. Das iſt genug. Man wird ſich nicht vereinigen; man verlangt Genugthuung. Der Alte hinkt; man nimmt einen Fiaker, und fährt in die Rofranogaſſe. „Kutſcher ſpute dich!“

„Camerad, an dieſer Weſte haſt Du einen Knopf zu wenig angenäht.“ Der andere Schneidergeſelle wird ſogleich wüthend ob dieſer Beleidigung; nichts begreiflicher; der Erſte auch; auch nichts begreiflicher. Die Söhne der Nadel greifen zum Degen. Schnell das Werkbret verlaſſen, und hinaus in die Rofranogaſſe.

Zwey gute Freunde gähnen. Sie haben Langeweile. Sie ſpatzieren vor dem Burgthor auf und ab. Womit ſoll man die Zeit ausfüllen? Den Degen hat man ja an der Seite. Geſchwind da hinüber in die Rofranogaſſe.

Alles verſteht ſich, auf Leben und Tod. Schon die Zuſchauer würden einen lediglichen Schaukampf, ſo ein blindes, trockenes Scheinduell nicht dulden; die Secundanten noch weniger. Und deren gibt es immer in hinreichender Anzahl, Jedermann zu Dienſten zu ſeyn in der Rofranogaſſe.

Immer iſt auch müſſiges Volk da zugegen, das anhetzt, ſich in den Streit miſcht, in Gruppen, in Schaaren Parthey nimmt; in Maſſe ſich ſelbſt derb herum prügelt, wie colonnenweiſe und nach dem Tact.

Digitized by Google

Und das Alles einige Hundert Schritte gegenüber der Wohnung des Kaiſers, im Angeſicht der Hofburg.

Vielleicht nicht gar ſo arg, als hier erzählt; aber vielleicht doch gar ſo arg, als hier erzählt.

Führen wir zwey kleine Thatſachen an!

Ein fremder Geſandter fährt bey der Rofranogaſſe vorüber. Ein bekannter General ſpringt auf den Wagen zu, reißt den Schlag auf, und will den Geſandten zwingen, ſich mit ihm auf der Stelle zu ſchlagen. Wäre dieß unterblieben? Nein! Warum aber unterblieb es dennoch? Weil zufällig ein Hauptmann der Rumorwache da vorüber kam.

Zweytes Stückchen. Dieſe famöſe Gaſſe vorbey luſtwandelten drey Männer. Einer davon, ſehr klein, ſehr ſchwächlich, hält immer den Mund offen, und ſchnupft unaufhörlich Tabak. Einem Lehrjungen mißfällt das. Er fordert den kleinen Herrn heraus. Der kleine Herr lacht; ſeine zwey Begleiter lachen auch. Der Lehrjunge nimmt von einem der Zuſchauer einen Degen zu leihen. Indem kommt ein Wachpiquet vorbey, es präſentirt vor dem kleinen Herrn. Die Leute erkennen ihn: es iſt der Prinz Eugen. Der Schuſterjunge ſo um ſeine Ehrenſache gekommen, ſtößt ſich ſelber den Degen durch den Leib.

Was will man mehr?

Freylich erging an Studenten, Handwerksburſche und dergleichen der Befehl, keine Waffen mehr zu tragen; freylich.

Hingegen jetzt! Jetzt pilgert man ganz unangefochten durch die Rofranogaſſe, durch das alte in das neue Lerchenfeld, wo man plötzlich um 20 Percent wohlfeiler lebt.

Noch vor 40, noch vor 80 Jahren ſagte, ſchrieb und las man: „Roverani-Gaſſe.“ Falſch! Rofrano-Gaſſe

muß es heißen. Der Marcheſe Rofrano war der Eigenthümer des jetzt Auerſperg'ſchen Palaſtes.

Sidney Smith.

Die Leſewelt wird ſich noch an die Zeit erinnern, wo in allen europäiſchen Zeitungen eine eigene Rubrik etablirt war, mit der Überſchrift: „Africaniſche Raubſtaaten.“ Nicht minder iſt dieſer Raubſtaaten förmlicher Handel mit weißen Sclaven bekannt. Dieſes empörende Negoz einzuſtellen war lange einer der lebhafteſten Wünſche des Admirals Sidney Smith. Graf Carl Harrach, der Arzt, dieſer unvergeßliche Menſchenfreund, ſeelenverwandt mit dem edlen Grafen Leop. Berchtold, ſchloß ſich mit Eifer dieſem Plane an. Nach ſeiner Idee ſollte ſogar dahin gewirkt werden, den menſchheitentehrenden Sclavenhandel überhaupt auszurotten. Sidney Smith, während des Congreſſes in Wien anweſend, ging vor der Hand darauf aus, die chriſtlichen Sclaven in der Berberey loszukaufen. Die erſten Mittel dazu ſollten durch ein Diner im Augarten herbeygeſchafft werden. Es erfolgte eine ausdrückliche Einladung, in welcher es aber lautete, daß die eingegangene Summe zum Ankauf eines großen ſilbernen Leuchters für das heilige Grab in Jeruſalem beſtimmt ſey; alsbald aber ſtellte ſich der oben erwähnte Zweck heraus. Der Preis für das Diner war 3 Ducaten; der für den Ball 10 Gulden. Sidney Smith unterzeichnete zuerſt. Alle Souverains, Miniſter, Generale traten bey. Der Kaiſer von Öſterreich und der Kaiſer von Rußland ſubſcribirten Jeder mit Tauſend Ducaten. Aus allen Claſſen des Publicums fanden ſich Theilnehmer ein, und der Hoftraiteur Jahn machte dem

Digitized by Google

Unternehmer die billigſten Bedingungen. Das Diner kam alſo zu Stande und war völlig entſprechend. Alle Monarchen erſchienen bey der Tafel. Als dieſe beendigt war, fand ein ſonderbarer Auftritt Statt. Ein Kellner erſchien mit einem vergoldeten Teller, von jedem der Gäſte die 8 Ducaten einzuſammeln, wobey einige heitere Scenen erfolgten. Als der Ball begann, dem ſehr viele Bürgerliche beywohnten, entfernten ſich die meiſten der Machthaber. Sidney Smith triumphirte; die eingegangene Summe betrug mehrere 1000 Ducaten. Er hatte dem Congreß auch vorgeſchlagen, eine Seemacht zu etabliren, beſtimmt die „africaniſchen Raubſtaaten“ zu vertilgen. Auch ward ſpäterhin erzählt, er habe auf ſein Anſuchen vom Papſt ein Breve erhalten, welches ihn berechtigte, eine „Sclaverey-Vertilgungs-Geſellſchaft“ zu ſtiften. Gewiß hatte der philanthropiſche Graf Harrach weſentlichen Theil hieran. Vielleicht haben dieſe Ideen, Wünſche und Beſtrebungen beygetragen, jene gräßliche Rubrik allmählig verſchwinden zu machen. Sie waren wohl mitunter die Ausſaat zu den Früchten, die nun zu reifen beginnen. Faſt Augenzeugen ſind wir jetzt davon, wie wir es in der neueſten Periode, dieſer Weltgeſchichte im Kleinen, in unſrer an unerhörten Erſcheinungen ſo reichen Zeit, von ſo vielen großen Geſchicken der Menſchheit geweſen.

Bey dieſem Anlaß ſey uns geſtattet, der Schwägerinn Sidney Smiths, der Gemahlinn ſeines Bruders Spencer Smiths, englichen Miniſters, zu erwähnen, als der Tochter eines öſterreichiſchen Edelmanns, des Freyherrn v. Herbert-Ratkeal, Internuntius bey der Pforte. Dieſe hochgebildete, geiſtvolle und anmuthige Dame ſtarb vor wenigen Jahren zu Wien, den 21. October 1829, wohl in

nicht ſehr glänzenden Umſtänden. Ihren Büchernachlaß fanden wir ſehr unbedeutend. Von ihrem Gedichte in 3 Geſängen: **Derniers adieux à la mer**, welches ſie 2 Jahre vor ihrem Tode in Wien hatte drucken laſſen, fanden ſich noch einige Exemplare vor. Conſtantia hatte poetiſchen Beruf; aber ihr ſtrebender Geiſt, ihre ſchwunghafte Einbildungskraft fanden in einer äußerſt ſchwächlichen Geſundheit bedauernswerthe Feſſeln. Wie wahr dieß Erſtere ſey, davon gibt Lord Byron Zeugniß, der ſie in Malta perſönlich kennen gelernt. In ſeinen Briefen an ſeine Mutter rühmt er hoch ihr Talent; auch widmete er der Tochter unſers Herbert eines ſeiner werthvollſten Gedichte.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniſs.

Dritter Theil.

Wohnzimmer, die, des Herrn v. Gentz 1
„Mandl“, vom rothen 4
Zwey Mahl hingerichtet 10
Hofquartiere 13
Schottenkloſter, das, und Maria Stuart 14
Mozart und Schikaneder 21
Gewey 23
Klein-Kinder-Novellen 24
Grabenſchau, neuere 29
Orden der Mäßigkeit 34
Magentapferkeit 35
Rebus im Schlafrock (Theaterzeitung) 37
Krato, der Leibarzt (Kleiderordnung) 39
Thereſia, Maria und die Gruft 47
Feuersbrunſt, arge 54
Carl VI. Erholungen 55
Criminal-Geſchichte, eine (Diebshiſtorie) 59
Ehepaar, merkwürdiges 63
Schalmey, der Herzog von (Sonderling) 65
Scharfrichterey 71
Grundbeſitz, ſeltſamer (De Ligne's) 73
Chezy, Frau von 73
Meſtor, ein (1808) 77
Brief, merkwürdiger (Ludw. Phil. v. Orleans an Gentz) 78
Kannes Caffehhaus 80
Thierhetze, pompöſe 83
Caglioſtro und Saint-Germain 88
Treiben, weltlich, in den Kirchen 91
Thereſia und Joſeph 95
Tag, ein, in Wien, vor 400 Jahren 96
Klepperpoſt, die 107
Gewerbe, curiöſe (1779) 108
Gatterhölzel, das 109
Mehlgrube, auf der 110
Coremans 111
Sonnenfels der Vater 112
Verhängniß (die Tirna) 113
Fiakeriſches 115
Weidmanns, des Comikers, Naivetät 117
Lanner 119
Local-Ausſtattung 119
Allerheiligen, zu 120
Masken-Phantaſterey (Todtenſchädel) 121
Autographe-Sammlungen, Status 127

Geiſt, ein 130
Bäder 132
Ahndung, grelle 132
Dergleichenthuerey (commercielle) 134
Lenkey's Weingeſchäft 136
Siegel-Cabinet 137
Baillet 138
Stadt in der Stadt (Univerſität) 139
Commando, ein (Ligne und Reichsſtadt) 140
Chelidonius 142
Wien, wann fertig? 142
Saint-Leu, der Herzog 143
Blumauerianer, ein alter 146
Luxus-Verbiage 147
Grabmähler-Schickſal 150
Tabak-Manie 151
Durchhäuſer 152
Enthuſiasmus (Landwehre) 153
Mahler, ein großer (D. Gran) 154
Winckelmann 160
Wienerinn, eine, dem Helden (Eugen) 162
Vindobona's Wiege 168
Perle der Hofbibliothek (Serveto) 170
Phorus 175
Bauten, zwey 176
Iſabey wieder reich 177
Belvedere, im (Eugen's Tod) 179
Cuſpinian 182
Conſumtionsliſte (1700) 191
Heugabelfutteral, ein 193
Wienfluß, vom 195
Zimmerreiſe (Damberger) 197
Ribaldos 199
Gebethbuch, curiöſes (Laudon's) 200
Phydias (Donner) 204
Krapfenwäldel, im 205
Tafel-Herrn v. Greiners, an der 207
Theaterdirector, ein (Kotzebue) 214
Jakeſch 216.
Bernhard, zwey 217
Zug Thereſiens, erhabener (Seibt) 219
Blank der Ermordete 220
Leſſing in Wien 224
Kutſcher-Characteriſtik 233
Volks-Plutarch, bey dem 238
Gebäude, Schemen alter 240
Thereſia, Maria und Voltaire 243
Riedel der Profeſſor 245
Augarten-Viſion, wieder eine 247
Duellanten-Rendezvous 252
Sidney Smith 256

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DB
851
.G69
v.3

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305